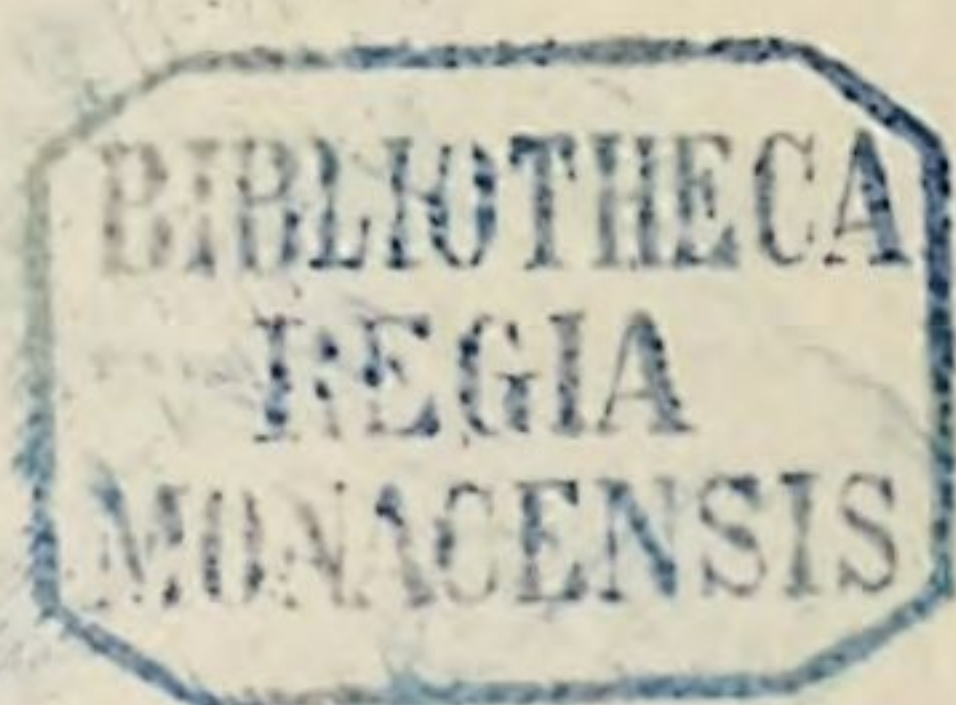




Ph. U.

Schneider

446^{xf}



Durch Wissen —
zum Glauben.

Eine Laien-Philosophie

von

Hugo Schneider.



LEIPZIG, 1897.

HERMANN HACKE,

VERLAGSBUCHHANDLUNG.



„Glauben ohne Wissen
Ein Faupelzkissen!
Wissen ohne Glauben —
Musik vor Tauben!“

Jost Winteler.

Mögen wir die hehre Macht, welche das gewaltige Universum nach einfachen Gesetzen sich bewegen und entwickeln lässt, als ein persönliches Ideal oder als ein ewiges Gesetz uns vorstellen, das Eine bleibt, dass der Blick in die Himmelsräume den Menschen unsagbar fromm und bescheiden machen muss.“

Prof. Dr. Förster.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	VII—XII
Einleitung	1—5
Geschichte der Philosophie	6—45
Wissen und Glauben	46—61
Gott. — Zweckmässigkeit, Gebet, Untergang	62—134
Seligkeit	135—179
Leben, Geld und Gut	180—188
Sittenlehre	189—209
National-Oekonomie	210—231
Schlussbetrachtung	232—236

Vorwort.

Wenn es jemand unternimmt, ein Buch zu schreiben über den Zweig einer Wissenschaft, den er nicht von Grund aus akademisch studiert hat, so wird seine Arbeit, wie es auch nicht anders zu erwarten ist, etwas misstrauisch aufgenommen werden, ja, er würde sogar verlacht werden, wenn er sich unterfänge, über Astronomie, Medizin, Jurisprudenz etc. zu schreiben. Dagegen finden wir schon eine ganze Laienlitteratur über Theologie, und darunter ganz bedeutende Schriften, die sogar in Theologen-Kreisen gerechtes Aufsehen erregten; ich erinnere nur an die Schrift des Oberst-Leutnants von Egidy (1891), die geradezu epochemachend gewesen ist. Etwas anderes ist es mit der der Theologie verwandten Wissenschaft, der Philosophie. Auch auf diesem Gebiete haben sich mitunter Laien versucht, ohne indessen zu besonderer Geltung gelangt zu sein, denn die Schriften liefen mehr oder weniger doch nur auf Theologie hinaus.

Es ist für einen Verfasser immerhin noch verhältnismässig leicht, ins Publikum zu dringen, wenn der Titel „Doktor“ oder „Professor“ als Flagge die Waare deckt; schwerer ist es schon für denjenigen, der seinem Namen nichts hinzuzufügen hat; und so verhehle ich mir auch keineswegs die Schwierigkeit, die es für mich, der ich keine Universität besucht habe und keinen Titel aufzuweisen imstande bin, mit sich bringt, so weit durchzudringen, um gehört, und, selbst wenn mir dies gelingen sollte, auch verstanden zu werden.

Die Philosophen werden mich indessen, daran zweifle ich nicht, milde beurteilen und mir, wo nötig, sachlich entgegen-treten.

Es erscheint mir angezeigt, hier die auf den Dilettantismus bezüglichen Worte aus einem Aufsätze von Dr. P. von Gizycki „Der Kampf gegen neue Ideen“ wiederzugeben. Der Genannte sagt:

„Neben den gewöhnlichen Methoden des wissenschaftlichen Kampfes, deren sich auch die Alten bei ihren Zwistigkeiten untereinander bedienen, giebt es besonders gewisse Kriegslisten, die sich vorzugsweise zum Kampfe gegen das Neue eignen. Eine beliebte Taktik dieser Art ist der Vorwurf des Dilettantismus. Der Träger der neuen Idee ist ein „Dilettant“, seine Ausführungen sind „dilettantisches Gerede.“ Mit diesem Angriffe sucht man dem Gegner alle jene Wirksamkeit auf das Publikum abzuschneiden, welche ehrfurchtgebietende wissenschaftliche Leistungen auch auf diejenigen ausüben, welche sie nicht verstehen und beurteilen können. Ueber einen Dilettanten rümpft sogar der sog. Gebildete, d. h. in vielen Fällen der gründlich Unwissende, hochmütig die Nase. Und der Vorwurf des Dilettantismus trifft originelle Denker zuweilen scheinbar mit vollem Recht. Nicht allein, dass sie der Sache, die sie erforschen, ein tiefes selbstständiges Interesse (diletto) entgegenbringen, sie weichen auch wirklich sowohl in der Art, wie sie ihre Ideen gewinnen, als auch in der Form, wie sie dieselben verbreiten, häufig genug von der althergebrachten „wissenschaftlichen“ Methode ab. Revolutionierende Ideen in der Wissenschaft werden selten mit Hülfe alter Methoden und alter Voraussetzungen gefunden, und ebensowenig sind sie an die althergebrachte Form der Darstellung gebunden. Der Dilettant in diesem Sinne, der Träger neuer Ideen, fühlt, dass die Fortschritte der Wissenschaft nicht ein Spezialinteresse einiger Professoren bedeuten, sondern die eigenste Sache der gesamten Menschheit sind; daher versucht er auch so zu sprechen, dass er womöglich von allen denkenden Menschen verstanden wird, selbst wenn sie keine Fachgelehrsamkeit besitzen.“ — — „Der Vorwurf des Dilettantismus wird zumeist gegen solche Männer erhoben, welche einen von dem gewöhnlich Hergebrachten abweichenden Lehrgang durchgemacht haben, denn die autoritätengläubige öffentliche Meinung hegte von jeher ein arges Misstrauen gegen alles, was die gewöhnlichen Wege verlässt und selbstständige Bahnen einschlägt.“ — — „Mit tiefem, lebendigem Interesse durchwandeln wir die Bahnen, die ein selbstständiger

Geist uns vorangeschritten ist, spüren dem Entstehen seiner eigentümlichen Kombinationen nach, folgen dem Fluge seiner kühnen Hypothesen. Der Mensch, der nach Wahrheit dürstete, der das Leben mit ernstem, offenem Blick durchforschte und die langen Nächte in bangen Zweifeln durchwachte, flösst uns tiefes Mitgefühl und eine Art von persönlicher Freundschaft ein.“

Aehnlich spricht sich auch Max Schneidewin aus, wenn er sagt: „Gerade die Philosophie vom Fach hat sich noch immer nicht genügend von dem Vorwurfe gereinigt, dass sie den ausser der Gilde entsprungenen Hervorbringungen eine unbefangene und gerechte Würdigung nicht entgegenzubringen weiss.“

Ich hoffe nun so viel vom philosophischen Studium profitiert zu haben, um mir bei etwaigen Angriffen einen unerschütterlichen Gleichmut zu bewahren, zumal der Zweck meiner Schrift ein ganz eigenartiger ist.

Man kann aus verschiedenen Gründen ein Buch herausgeben; aus Ehrgeiz, aus Selbstgefälligkeit und aus Eigennutz; in Wahrheit sollte indessen ein Buch nur herausgegeben werden, um der Menschheit zu nützen und ihre Kenntnisse zu bereichern.

Die ersten drei Gründe sind es nun nicht, die mich veranlassen, in die Oeffentlichkeit zu treten. Andererseits bin ich auch nicht so anspruchsvoll, zu glauben, dass Fachphilosophen von mir lernen könnten, und Aristoteles, Spinoza, Kant, Schelling, Hegel und von Hartmann werden nicht nötig haben, sich meiner wegen zu beunruhigen. Vielleicht wird aber doch mancher Jünger der Philosophie hier und da einen anregenden Gedanken in meiner Schrift finden, und selbst wenn es nur im negativen Sinne wäre, so trägt ja doch schon die Diskussion zur Klärung und Förderung einer Sache bei.

„Jeder Gedanke“, sagt Schelling, „verdient Aufmerksamkeit, denn er dient mindestens zum Antriebe, selbst nachzuforschen und dem verborgenen Gange der Natur nachzuspüren.“

Mein Hauptzweck ist indessen noch ein anderer.

Man halte einmal Umschau in allen den Kreisen, die der Philosophie als Wissenschaft fern stehen, und man wird finden dass nicht allein die Halbgebildeten, sondern auch der grösste Teil der Gebildeten so gut wie nichts von Philosophie verstehen und wissen. Allenfalls haben sie sich einmal im Konversations-

Lexikon die wenigen Zeilen über Kant nachgelesen, aber auch davon nicht viel behalten. Sie wissen, dass Kant die „Kritik der reinen Vernunft“ geschrieben, Schopenhauer „Die Welt als Wille und Vorstellung“ und von Hartmann die „Philosophie des Unbewussten.“ Damit ist ihre philosophische Kenntniss erschöpft. Ebenso wenige wissen auf die Frage nach der Lehre Darwins und Haeckels etwas anderes zu antworten als: „Der Mensch stammt vom Affen ab.“ Dagegen hat schon ein bedeutend grösserer Prozentsatz der Gebildeten und Halbgebildeten Büchners „Kraft und Stoff“ gelesen, und diese sind es, die sich nun für berechtigt halten, auf Grund ihrer Kenntnisse von dieser Schrift die höchsten philosophischen Probleme von oben herunter abzuurteilen und zu erklären: „Philosophie ist ein Wahn, Glaube ist Thorheit und Schwäche, Wissen ist Alles!“

Hieraus entstand dann die grosse und schnelle Verbreitung der materialistischen Weltanschauung, deren natürliche Folge der Atheismus war. Die Schuld daran trug namentlich die irrtümlich gewählte Reihenfolge der Bücher zur Betreibung eines Studiums, das an sich den höchsten Genuss gewährt, und zwar ist es nicht nur das Studium der Naturwissenschaften, sondern auch das damit Hand in Hand gehende Studium der Philosophie, das diesen Genuss erst zur vollen Geltung gelangen lässt. Wie unendlich viel ist nicht schon darüber geschrieben worden, dass Naturwissenschaft und Philosophie zwei feindliche Brüder seien, die niemals zusammenkommen könnten; wie unzählige Versuche, diese feindlichen Brüder zu versöhnen, sind schon gescheitert. Sollte aber nicht der auf beiden Seiten vorhandene Starrsinn mit die Hauptschuld daran tragen?

Auch ich habe mich fast ein Menschenalter mit den Naturwissenschaften beschäftigt, habe eine unglückselige falsche Reihenfolge in diesem Studium innegehalten, die soviel Unfrieden im Gefolge hat, habe zuerst Büchners Schriften gelesen und studiert, dann Darwin und Haeckel, und Fr. von Bodenstedt Beifall geklatscht, als er schrieb:

„Naturwissenschaft und Philosophie
 Kommen zusammen und wissen nicht wie,
 Treffen sich immer und finden sich nie.
 Die Philosophie, mit stolzen Schwingen,
 Sucht wie ein Adler zum Licht zu dringen,

Forscht nach dem Urgrund von allen Dingen,
 Und, weil der Urgrund nirgends zu finden,
 Irrt sie rastlos nach allen vier Winden,
 Bis ihr zum Fluge die Kräfte entschwinden.
 Dann, bei der Wissenschaft der Erfahrung
 Bettelt die Philosophie um Nahrung,
 Und verheisst als Lohn ihre Offenbarung.
 Doch die Wissenschaft der Erfahrung spricht:
 „Ich schenke Dir meine Nahrung nicht,
 Und brauche Deine Offenbarung nicht!
 Was ich mühsam erworben, steht nicht zu Kauf,
 Getrennt für immer bleibt unser Lauf,
 Und wo Du anfängst, da hör' ich auf!“

Ein derartiges Gedicht, dessen Inhalt gewöhnlich nicht lange geprüft und überdacht, sondern blindlings geglaubt wird, ist durchaus geeignet, die Philosophie zu verhöhnen, und sie besonders in den Augen derjenigen, die am wenigsten von ihr verstehen, verächtlich zu machen und ihr Studium geradezu als ein überflüssiges und wertloses hinzustellen.

Ohne den hohen Wert der Naturwissenschaft nur um einen Deut schmälern zu wollen, muss doch anerkannt werden, dass ihr die Philosophie als Schwesterwissenschaft durchaus ebenbürtig zur Seite steht, dass die eine Wissenschaft ohne die andere nicht denkbar ist, und dass nur bei einer Vereinigung beider etwas Erspriessliches und für die Menschheit Nützliches zu Tage gefördert werden kann. Wer mit Büchner beginnt, wird sich, sofern er sich des eigenen Denkens begiebt, durchaus zur materialistischen Weltanschauung bekennen. Schon Descartes bemerkt in seiner Schrift „Untersuchungen über die Grundlagen der Philosophie“ bei Gelegenheit der Besprechung der gegen ihn gerichteten Schriften:

„Es werden dann weniger meine Gründe über diese Fragen, als meine Schlussfolgerungen mit Beweisen angegriffen, die den Gemeinplätzen der Atheisten entlehnt sind. Da solche Beweise für die keine Kraft haben, welche meine Gründe verstehen, und die Urteilskraft bei vielen so verkehrt und schwach ist, dass sie sich mehr von dem überzeugen lassen, was sie zuerst hören, sei es auch noch so falsch und unvernünftig, als von der Widerlegung, die später kommt, sei sie auch noch so wahr und sicher, so mag ich darauf nicht antworten.“

So erging es auch dem Verfasser, und gerade die grosse That Darwins war es, die ihn in der materialistischen Weltanschauung bestärkte und auch direkt zum Atheismus trieb; nicht ohne aber inzwischen auch stets mit den gegnerischen Schriften auf dem Laufenden zu bleiben und nicht ohne sich stets bemüht zu haben, durch eigenes Denken das Für und Wider jener Weltanschauung zu erwägen. Da war es schliesslich wieder gerade die Darwinsche Lehre, die ihm den ersten Anstoss zu der Ueberzeugung gab, dass die reine, für sich allein genommene Naturwissenschaft dem Verstande nirgends genügen könne, dass sie allein kein einziges Problem zu lösen imstande sei, sei es in theistischer, sei es in atheistischer Richtung. Er gelangte zu dem Resultat, dass die Naturwissenschaft allein Geist und Verstand unbefriedigt lässt, ebenso wie es bei der Philosophie — für sich genommen — der Fall ist, und er fand die Lösung darin, dass jene wahre und von den Menschen so innig ersehnte Befriedigung sich nur durch engste Vereinigung beider Wissenschaften herbeiführen lasse. Leider trägt er somit aber auch die Gewissheit in sich, durch seine Schrift keinen Fachphilosophen und keinen Naturforscher zu überzeugen, denn alte, eingefleischte Vorurteile lassen sich nicht so kurzer Hand beseitigen; ja, es ist wohl vielmehr zu vermuten, dass beide auf ihrem Standpunkte, wonach sich Glauben und Wissen niemals vereinigen lassen soll, beharren werden; vielleicht gelingt es ihm, einen Teil derjenigen gebildeten Laien, die sich bisher niemals um Philosophie gekümmert, zunächst für jenes herrliche Studium überhaupt erst einmal zu interessieren. Schon dadurch allein dürfte die vorliegende Schrift vielleicht einen bleibenden Wert beanspruchen. Geradezu als ein Glück würde er es aber betrachten, wenn es ihm darüber hinaus gelänge, einigen, wenn auch nur wenigen, jenen Grund und Halt in ihrer Weltanschauung zu bieten, dessen so viele Menschen durchaus ermangeln, indem sie wie ein schwankendes Rohr, bald zu dieser, bald zu jener Weltanschauung hinneigen, bald Atheisten sind, bald Schwärmer, je nach dem Inhalte des letzten Werkes, das sie gelesen. Dies zu erreichen, dies allein ist der Zweck des vorliegenden Buches.

Der Verfasser.

Einleitung.

Es ist in den letzten Jahren eine ganze Litteratur erschienen, die sich die Aufgabe gestellt hat, Naturwissenschaft und Philosophie, Wissen und Glauben zu versöhnen und die angeblich enorme Kluft zwischen beiden zu überbrücken. Die Männer der Wissenschaft erklären rundweg, dass dies unmöglich, und dass jedes derartige Unterfangen ein vergebliches sein und bleiben müsse.

Diese Behauptung hätte gewiss ihre Berechtigung, wenn es möglich wäre, eine scharf ausgesprochene Grenze zwischen Glauben und Wissen zu ziehen; dies ist aber durchaus nicht der Fall, und keine einzige Wissenschaft ist imstande, ohne gewisse unbewiesene Behauptungen auszukommen. Wir wollen hier nur an die Grundsätze der Mathematik, an die Kant-Laplacesche Weltbildungstheorie und an die Unteilbarkeit der Atome erinnern. Ebenso fehlt bis jetzt noch immer ein mathematischer Beweis darüber, dass sich die Erde um die Sonne bewegt; ja, wir können nicht einmal direkt beweisen, dass wir selbst sind. Alle jene Dinge sind also teils gar nicht, teils nur durch Induktion oder Deduktion und als nicht anders denkbar nachzuweisen.

Greifen wir einmal ins praktische Leben hinein: Ein Richter soll sicherlich nur nach dem urteilen, was er gewiss weiss, was ganz zweifellos feststeht; wie oft ist er aber gezwungen, zu seinem Urteilsspruche den Glauben zu Hülfe zu nehmen, indem er das Material dessen, was feststeht, zusammenträgt und nun indirekt, durch einen sogenannten Indizienbeweis den Nachweis führt, dass eine That, trotzdem sie niemand gesehen, trotzdem sie vom An-

geklagten hartnäckig geleugnet wird, doch nur so und nicht anders vollführt sein kann! Auch hier ist Glaube notwendig, und da, solange die Richter Menschen sind, auch Richter irren können, und der Glaube einmal dem Irrtum unterworfen ist, so wird in Deutschland trotz des lautesten Zusammenklingens von Thatsachen, die zu einem die Verurteilung bedingenden Indizienbeweise geführt haben, dennoch ein infolge eines solchen Beweises zum Tode verurteilter Verbrecher nicht hingerichtet, weil eben trotz aller Indizien doch ein Irrtum obwalten kann, so dass durch die Vollstreckung des Todesurteils möglicherweise ein Justizmord geschehen könnte. Es sind ja thatsächlich früher derartige Justizmorde, wenn auch zum Glück ungeheuer selten, vorgekommen. Wir sehen also, dass auch der schärfste Indizienbeweis eines gewissen Glaubens nicht entraten kann.

Was ist nun Glaube? Die auf zureichende Gründe gestützte Ueberzeugung von der Wahrheit dessen, was uns in der Erfahrung nicht gegeben ist oder nicht gegeben sein kann. Die Ueberzeugung von der Wahrheit dessen, was man infolge von Trennung durch Raum und Zeit nicht selbst erfahren konnte. Der religiöse Glaube besonders ist die Ueberzeugung von der Wahrheit dessen, was überhaupt nicht Objekt menschlicher Anschauung ist, weil es nicht sinnlich wahrgenommen werden kann, speziell die Ueberzeugung von dem Dasein höherer Wesen.

Hiernach ist leicht einzusehen, dass die Wissenschaft das Wort „Glaube“ niemals aus ihrem Lexikon wird entfernen können; kann sie das aber nicht, so kann sie auch nicht die Behauptung lange aufrecht erhalten, dass Glauben und Wissen unvereinbar seien, es kann die Naturwissenschaft nicht die Philosophie verwerfen, die es sich gerade zur Aufgabe gestellt hat, das von den empirischen Wissenschaften Gegebene aufzunehmen und daraus durch „Indizienbeweise“, durch „Induktion“ Schlüsse zu ziehen auf alles das, worüber uns die nackte Empirie keinen Aufschluss zu geben imstande ist. Selbstverständlich sehen wir dabei völlig ab vom „Wunderglauben“, von welchem O. Gräbner sehr richtig sagt: „Er übersieht und überspringt die Gesetze des Werdens und der natürlichen Entwicklung“. — — „Eine Durchbrechung der Naturgesetze, wie sie das Wunder ist, kennt der Welt- und Entwicklungsgang nicht“. — — „Somit ist auch der biblische Schöpfungsbericht mit der Naturwissenschaft nicht in Einklang zu bringen“.

Untersuchen wir zunächst: Was ist Philosophie? Am bündigsten drückt dies Schwegler in seiner „Geschichte der Philosophie“ aus, indem er sagt:

„Die Philosophie unterscheidet sich keineswegs etwa durch die Verschiedenheit ihres Stoffes von den anderen Wissenschaften, wie Astronomie, Medizin etc., denn ihr Stoff ist ganz derselbe wie derjenige der einzelnen empirischen Wissenschaften: Bau und Ordnung des Weltalls, Struktur und Verrichtung des menschlichen Körpers, Eigentum, Recht und Staat. Alle diese Begriffe gehören der Philosophie so gut an, als jenen besonderen Fachwissenschaften“. — — „Nicht ihr Stoff ist es also, wodurch sich die Philosophie von den empirischen Wissenschaften unterscheidet, sondern ihre Form, ihre Methode, ihre Erkenntnisweise. Die einzelne Erfahrungswissenschaft nimmt ihren Stoff unmittelbar aus der Erfahrung auf, sie findet ihn vor und nimmt ihn so auf, wie sie ihn vorfindet. Die Philosophie dagegen nimmt nirgends das Gegebene als Gegebenes auf, sondern sie verfolgt es vielmehr bis zu seinen letzten Gründen“. — — „Aus dem Meere der empirischen Einzelheiten stellt sie das Allgemeine, aus der unendlichen, ordnungslosen Menge des Zufälligen das Notwendige, die allgemeinen Gesetze heraus, — kurz, die Philosophie betrachtet die Totalität des Empirischen in der Form eines gegliederten, gedankenmässigen Systems“. — —

Ferner sagt derselbe Verfasser in der Einleitung zu Schopenhauer: „Behauptete die herrschende Philosophie, von Kant ausgegangen zu sein, und lag ihr Irrtum in der einseitig-spekulativen Richtung, so konnte die Gegenwirkung in nichts anderem bestehen, als einerseits im Zurückgehen auf Kant, andererseits im Aufgeben der einseitigen und sterilen Spekulation der alten philosophischen Methode, in einem unbefangenen, durch keine Voraussetzung getriebenen Verhalten zur Natur, in einem Bündnis mit den positiven Wissenschaften und genauer, gewissenhafter Berücksichtigung ihrer Resultate, kurz, in der Herabziehung der Philosophie aus den Regionen, wo ihr der Atem im Begriffe war auszugehen, zur wirklichen Welt. Die Philosophie sollte wieder das sein, was sie im Altertum war: Weltweisheit!“ —

Wir finden also auch hier — ebenso bei Schelling, — die unbedingte Forderung, dass die philosophische Wissenschaft durch-

aus mit der Naturwissenschaft Hand in Hand zu gehen habe, und, wie ungefähr der Geist mit dem Körper im unmittelbaren Zusammenhange steht, so muss die Philosophie mit der Naturwissenschaft im Zusammenhange bleiben, sodass sich beide Wissenschaften ergänzen. Eduard von Hartmann bespricht die Ueberhebung der Naturwissenschaft in seinem Werke: „Philosophische Fragen der Gegenwart“ in spöttelnder Weise, indem er sagt: „Was heute von der Philosophie noch übrig bleibt, wenn man die Geschichte der Philosophie eigentlich nur noch als Sammlung warnender Beispiele zur Abschreckung für das metaphysische Bedürfnis zukünftiger Generationen kultiviert, ist lediglich die Erkenntnistheorie, die aber selbst eine rein negative Bedeutung haben und uns lehren soll, dass unser empirisches Erkennen zu keiner Wahrheit führt, ein anderes, als das empirische Erkennen aber unmöglich ist. So schrumpft die ganze Philosophie zu einer negativen Erkenntnistheorie, d. h. zu einer Ignoranztheorie zusammen.“ — — „Der studierenden Jugend, welche heute ohnehin zu kenntnislosem Absprechen neigt, muss natürlich eine Lehre ungemein imponieren, die in der Negation aller bisherigen positiven Gedankenentwicklung unübertroffen dasteht; das Bekennen zu einer solchen Lehre macht es ihr ja so bequem, wie kein ernsthaftes Studium, sich auf das hohe Pferd zu setzen und mit zuversichtlichem Pochen auf die alleinige Wissenschaftlichkeit ihres Standpunktes müheless die Geistesarbeit von Jahrtausenden zu verachten und zu verhöhnen. Die Entwicklungstheorie lässt man zwar für Kaulquappen und Affenmenschen gelten, aber nimmermehr für das Reich des Geistes.“ — Die letztere Bemerkung betreffs der Kaulquappen ist allerdings schon um deswegen nicht sehr schön, weil sie falsch ist, denn die Entwicklungslehre betont überall, dass mit der Entwicklung des Körpers auch die des Geistes fortschreitet. Hierauf werden wir noch später zurückkommen.

Wie in der Vorrede bereits dargelegt, ist die vorliegende Schrift besonders bestimmt, den Laien zum philosophischen Studium anzuregen. Dazu aber ist unbedingt notwendig, dass, bevor er zu den von uns hier niedergelegten Gedanken gelangt, er einen Begriff bekomme von dem, was bisher philosophisch bereits gedacht worden ist, mit anderen Worten, dass er zunächst eine, wenn auch nur ganz kurze und gedrängte Uebersicht über die hauptsächlichsten philosophischen Systeme bis auf den heutigen Tag erhalte. Er wird

dann gar bald die enorme Schwierigkeit erkennen, die ein Hindurcharbeiten durch alle diese Systeme mit sich bringt, wird hier und da eine Uebereinstimmung mit seinen eigenen philosophischen Ansichten und sicherlich auch einen Philosophen finden, dem er den Vorzug geben wird, der seiner eigenen Natur und Empfindung am besten und am meisten entspricht, und wird schliesslich diesen eingehender studieren. Zu diesem Zweck möge hier ein kurzer Auszug aus Schwegler's „Geschichte der Philosophie“ folgen.

Kurzer Abriss einer Geschichte der Philosophie.

Die Philosophie beginnt da, wo zuerst ein letztes philosophisches Prinzip, ein letzter Grund des Seienden auf philosophischem Wege aufgesucht wird. Wir lassen die Geschichte der Philosophie, wie schon Aristoteles gethan hat, mit Thales beginnen, und teilen die Philosophie ein in die alte (griechisch-römische), die mittelalterliche und neuere.

Die älteren ionischen Philosophen.

An der Spitze der ionischen Philosophen steht

Thales von Milet (640—550 v. Chr.). Der philosophische Satz, dem er seine Stelle in der Geschichte der Philosophie verdankt, ist der: „Das Prinzip (das Erste, der Urgrund) aller Dinge ist das Wasser: aus Wasser ist alles und in Wasser kehrt alles zurück.“ Wie er seinen Satz begründet hat, ist nicht mehr genau zu bestimmen. Doch scheint die Wahrnehmung, dass Same und Nahrung der Dinge feucht sei, dass das Warme aus dem Feuchten sich entwickele, dass überhaupt das Feuchte, das Bildsame, Lebendige und Lebengebende sei, ihn auf seine Annahme geführt zu haben.

Anaximander von Milet, etwas jünger als Thales, definiert sein Urwesen als den „ewigen, unendlichen, bestimmungslosen Grund, aus welchem alles hervorgeht, und in welchem es wieder untergeht nach der Ordnung der Zeiten“. Die Entstehung und Entwicklung der lebenden Wesen denkt er sich folgendermassen: Die Erde befand sich ursprünglich in einem flüssigen Zustande. In der schlammigen Erdmasse bildeten sich durch die Einwirkung der Wärme

Blasen, aus welchen organische Wesen hervorgingen, die ihrer Umgebung entsprechend fischartiger Natur waren. Mit der zunehmenden Verdichtung und Abtrocknung der Erde gingen diese ersten organischen Formen in höhere über und entwickelten sich endlich zu Menschen. In dieser Lehre kann man sehr wohl den Keim der Lamarck-Darwinschen Descendenztheorie erblicken.

Anaximenes, einziger Schüler des Vorigen, machte die unbegrenzte, allumfassende, stets bewegte Luft, aus der durch Verdünnung und Verdichtung alles sich bildet, zum Prinzip der Welt.

Pythagoras aus Samos (geb. gegen 580 v. Chr.). Grundgedanke war die Idee des Maasses und der Harmonie als oberstes Gesetz des Universums. Alle Weltkörper oder Sphären bewegen sich in festbestimmten Bahnen um einen gemeinsamen Mittelpunkt, um das Licht, Wärme und Leben gebende Zentralfeuer, wodurch die Sphärenmusik entsteht, die wir, weil von Geburt an daran gewöhnt, nicht wahrnehmen. Die sieben Töne der Tonleiter finden wir in den Abständen der sieben Weltkörper vom Zentralfeuer wieder. Formen und Maasse der Dinge reduzieren sich alle auf Zahlen. Da ohne Form und Maass überhaupt nichts ist, so ist die Zahl das Prinzip der Dinge. Somit wurde eine Unterscheidung zwischen idealem und materialem Prinzip garnicht vorgenommen. — Was an dieser Zahlenmystik allein einige Wahrheit und Bedeutung hat, ist der ihr zu Grunde liegende Gedanke, dass in den Naturerscheinungen vernünftige Ordnung, Zusammenstimmung und Gesetzmässigkeit walte, und dass diese Gesetze der Natur in Maass und Zahl dargestellt werden können.

Die Eleaten gehen noch weiter und machen die totale Abstraction von aller endlichen Bestimmtheit, von aller Veränderung, allem Wechsel des Seienden zu ihrem Prinzip. Die Negation alles Ausser- und Nacheinander ist der Grundgedanke der Eleatik: „Nur das Sein ist, und das Nichtsein, das Werden ist garnicht.“ Die Grundlegung der eleatischen Philosophie fällt dem

Xenophanes zu (569 v. Chr.). Auf die Welt als Ganzes seinen Blick richtend, nannte er Gott das Eins. Nach ihm ist die Gottheit ganz Auge, ganz Verstand, ganz Ohr, unbewegt, ungeteilt, mühelos durch ihr Denken alles beherrschend, dem Menschen weder an Gestalt noch an Verstand ähnlich.

Parmenides (514 v. Chr.) setzt das reine einige Sein allem Mannigfaltigen und Veränderlichen als dem Nichtseienden und folg-

lich Undenkbarⁿ entgegen, und schliesst vom Sein alles Werden und Vergehen, alle Zeitlichkeit, Räumlichkeit, Teilbarkeit, Verschiedenartigkeit und Bewegung aus, erklärt es für ungeworden und unvergänglich, unteilbar und zeitlos gegenwärtig, vollkommen und überall sich selbst gleich, und eignet ihm als einzige positive Bestimmung das Denken zu. „Sein und Denken“, sind nach ihm „Eins und dasselbe.“ Werden und Entstehen, vergängliche Existenz, Vielheit und Verschiedenheit der Dinge, den Ort verändern und seine Beschaffenheit wechseln hält er für Nichtseiendes und Täuschung.

Die Erscheinungen der Natur erklärt er aus der Mischung zweier unveränderlicher Elemente, die Aristoteles als Warmes und Kaltes, Feuer und Erde bezeichnet. Das Warme stellt er mit dem Seienden, das Kalte mit dem Nichtseienden zusammen. Alle Dinge sind aus diesen Gegensätzen gemischt; je mehr Feuer, desto mehr Sein, je mehr Kaltes und Starres, desto mehr Leblosigkeit. Nun ist klar, dass das Nichtseiende nicht einmal in der Vorstellung existieren kann. Diesen Widerspruch, die unvermittelte Nebeneinanderstellung des Seienden und des Nichtseienden sucht

Zeno (500 v. Chr.) zu heben. Er zeigt, dass es 1. weder eine Vielheit noch 2. eine Bewegung gebe, weil diese Begriffe zu widersprechenden Folgerungen führen.

1. Das Viele ist eine Anzahl von Eins, aus denen es zusammengesetzt ist; ein wirkliches Eins ist aber nur das Unteilbare, das keine Grösse mehr hat, sonst könnte es ja geteilt werden; folglich kann das Viele keine Grösse haben, es muss unendlich klein sein. Alles von allem durch unendlich viele Grössen getrennt.

2. Ein sich bewogender Körper müsste, bevor er zum Ziele kommt, erst die Hälfte des Weges durchlaufen, von dieser wieder vorher die Hälfte u. s. w., kurz, er müsste unendliche Räume durchlaufen, was unmöglich ist; folglich giebt es kein Hinkommen von einem Punkte zum andern, keine Bewegung. Ruhen heisst, an einem und demselben Orte sein. Teilt man die Zeit, während welcher ein Pfeil fliegt, in Momente (Jetzt) ein, so ist der Pfeil während jeder dieser Augenblicke (eben jetzt) bloss an einem Orte: also ruht er stets, die Bewegung ist nur scheinbar.

Im eleatischen Prinzip fällt Sein und Dasein, das Eins und das Viele schlechthin auseinander.

Heraklit (460 v. Chr.) versöhnt diesen Widerspruch, indem er als die Wahrheit des Seins und Nichtseins, des Eins und des Vielen das Zumal beider, das Werden aussprach. Bleibt die Eleatik in dem Dilemma stehen: Die Welt ist entweder seiend oder nicht-seiend, so antwortet Heraklit: Sie ist keins von beiden, weil sie beides ist. Nach Heraklit ist die Gesamtheit der Dinge in ewigem Flusse, in ununterbrochener Bewegung und Wandelung begriffen, und ihr Beharren ist nur Schein. Nichts bleibt sich gleich, alles nimmt zu und ab, löst sich auf und geht in andere Bildung über; aus allem wird alles, aus Leben Tod, aus Totem Leben. Ginge das Seiende nicht fortwährend in Gegensätze auseinander, die sich von einander unterscheiden, einander gegenüber treten u. s. w., so würde alles untergehen, so würde alle Wirklichkeit und alles Leben aufhören. Wie Thales das Wasser, Anaximenes die Luft, so machte Heraklit das Feuer zum Prinzip; nicht dass er es als Urstoff oder Grundelement setzte, sondern dass es, ruhelos, alles zersetzend und verwandelnd und belebend, den Begriff des Lebens in der anschaulichsten und wirksamsten Weise darstelle. Das Urfeuer ist das Urwesen selbst, in ewiger ununterbrochener Verwandlung begriffen, es ist das Eine Göttliche, die Weltordnung, der Logos. Die Mannigfaltigkeit der Dinge entsteht aus dem Gehemmtwerden und teilweisen Verlöschen des Feuers, infolgedessen es sich zu stoffartigen Bestandteilen verdichtet, zuerst zu Luft, dann zu Wasser, dann zu Erde. Das Feuer ist ihm auch in den Einzeldingen Prinzip der Bewegung, der physischen wie geistigen Lebendigkeit; die Seele selbst ist ein feuriger Dunst. —

Dadurch, dass Heraklit das Werden einfach behauptet hatte, war es noch nicht bewiesen. Die Frage kehrte immer wieder: warum ist alles Sein ein Werden? — Die Beantwortung dieser Frage, d. h. die Erklärung des Werdens vom vorausgesetzten Prinzip des Seins aus, ist der Standpunkt und die Aufgabe der empedokleischen und atomistischen Philosophie.

Empedokles (490 v. Chr.). Sein System ist eine Combination zwischen dem eleatischen Sein und heraklitischen Werden. Als unvergängliches Sein setzt er die vier Elemente Wasser, Feuer, Luft und Erde, die ursprünglich durch einigende Freundschaft in der reinen und vollkommenen kugelgestaltigen göttlichen Urwelt zusammengehalten wurden, bis allmählich der Streit, von der Peripherie in das Innere der Kugel vordringend, jene Verbindung

löste, womit die Welt der Gegensätze, in der wir leben, sich zu bilden begann. Alles, was man Entstehen und Vergehen nennt, alle Veränderung beruht somit nur auf der Mischung und Entmischung dieser ewigen Grundstoffe. Alles Werden wird so nur als Ortsveränderung gedacht.

Die Atomistik, deren hauptsächlichste Vertreter Leukipp und Demokrit bildeten (460 v. Chr.), leitet alle Bestimmtheit der Erscheinungen aus einer ursprünglichen Unendlichkeit ursachloser, d. h. ewiger, der Qualität nach gleichartiger, der Quantität nach ungleichartiger Grundbestandteile ab. Ihre Atome sind unveränderliche, zwar ausgedehnte, aber unteilbare, nur der Grösse, Gestalt und Schwere nach verschiedene, bestimmte Stoffteilchen. Sie sind als das Seiende und Qualitätlose einer Verwandlung oder qualitativen Veränderung schlechthin unfähig, und alles Werden ist, wie bei Empedokles, nur lokale Veränderung. Die Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt ist nur aus der verschiedenen Figur, Ordnung und Stellung der zu Complexionen verbundenen Atome zu erklären. Das, was die Atome als solche erhält, ist der leere Raum, d. h. die zwischen den Atomen befindlichen Abstände, durch die die Atome auseinandergehalten werden. Dem leeren Raume als einer Bestimmung des Seienden kommt hiernach nicht weniger als den Atomen objektive Realität zu, und Demokrit behauptete auch im Gegensatz gegen die Eleaten ausdrücklich, „das Sein sei nicht mehr, d. h. um nichts realer, als das Nichts“. Der Grund, dass die Atome die mannigfaltigsten Verbindungen eingehen, liegt nach Demokrit im Wesen der Atome selbst, denen der leere Raum gestattet, sich abwechselnd zu verbinden und zu trennen. — Die spätere atomistische Schule ging dann immer offener zum Atheismus und Materialismus über, nachdem schon Demokrit gegen die Volksgötter geeifert, deren Vorstellung er aus der Furcht vor atmosphärischen und himmlischen Erscheinungen erklärte. —

War bis jetzt der Zweckbegriff aus der Natur verbannt, so begann sich derselbe durch die Lehre des

Anaxagoras (500 v. Chr.) zu heben. Er leugnet das Werden im strengen Sinne. „Das Werden und Vergehen“, sagt er, „nehmen die Hellenen mit Unrecht an, denn kein Ding wird, noch vergeht es, sondern aus vorhandenen Dingen wird es gemischt und entmischt, und so würden sie richtiger das Werden: Gemischtwerden, und das Vergehen: Zersetzt werden, nennen.“ Bewusstlose Notwendigkeit

der rein mechanischen Naturauffassung erklären ihm nichts, am allerwenigsten die Zweckmässigkeit in der Natur; der Begriff des zweckmässigen Thuns musste folglich in den Begriff der bewegenden Kraft aufgenommen werden, und so stellte er die Idee einer von allem Stoff schlechthin gesonderten, weltbildenden, nach Zwecken handelnden Intelligenz ($\nu\omicron\upsilon\varsigma$) auf, und beschreibt diese Intelligenz als freiwaltend, mit keinem Dinge gemischt, der Bewegung Grund, selber unbewegt, überall wirksam, unter allem das Feinste und Reinste. —

Mit dem anaxagoreischen Prinzip des $\nu\omicron\upsilon\varsigma$, d. h. der Gewinnung eines immateriellen Prinzips schliesst die realistische Periode der alten griechischen Philosophie.

Es folgt jetzt

die Sophistik.

Hier tritt das Prinzip der Subjektivität auf, die Ansicht, die Dinge seien so, wie sie dem Ich erschienen, eine allgemein gültige Wahrheit gebe es nicht. Das Subjekt erkennt sich als das Höhere gegen die objektive Welt, besonders gegen die Gesetze des Staates. Es tritt uns dies praktisch als schrankenloser Egoismus in allen Gebieten des damaligen Staats- und Privatlebens entgegen. Von den Vertretern der Sophistik nennen wir zunächst:

Protagoras (440 v. Chr.). Seine Bücher wurden in Athen auf öffentlichem Markte verbrannt. Von den Göttern sagte er: „Ich kann nicht wissen, ob sie sind oder ob sie nicht sind; denn vieles hindert uns, das zu wissen, sowohl die Unklarheit der Sache, als die Kürze des menschlichen Lebens. Er lehrte, der Mensch sei das Maass aller Dinge, der seienden, dass sie wären, der nicht-seienden, dass sie nicht wären; es gäbe daher theoretisch kein anderes Verhältnis zur Aussenwelt, als die sinnliche Empfindung, und praktisch kein anderes, als die sinnliche Lust. —

Wir nennen als Sophisten ferner:

Gorgias. Er lehrt, dass überhaupt Nichts sei, da, was sein sollte, weder ein Nichtseiendes noch auch ein Seiendes sein könnte, weil ein Seiendes entweder unentstanden oder entstanden sein müsste, dies beides aber undenkbar ist.

Spätere Sophisten von geringerer Bedeutung waren Kritias, Polus, Thrasymachus, Hippias und Prodikus. Hiermit schliesst die vorsokratische Periode ab.

Das Prinzip der Freiheit und des Selbstbewusstseins zu seiner Wahrheit durchzuführen, mit denselben Mitteln der Reflexion, mit welchen die Sophisten nur zu zerstören gewusst hatten, eine wahrhafte Welt des objektiven Gedankens, einen an und für sich seienden Inhalt zu gewinnen, an die Stelle der empirischen Subjektivität die absolute oder ideale Subjektivität, das objektive Wollen und das vernünftige Denken zu setzen, war die Aufgabe, die Sokrates über sich genommen und gelöst hat.

Sokrates (469 v. Chr.) war die Vollendung einer ebenso universellen, durchaus eigentümlichen Natur. Xenophon sagt von ihm: „er war der beste und glücklichste Mann, den es geben konnte“. Es gab eigentlich keine sokratische Lehre, sondern nur ein sokratisches Leben, und hieraus erklären sich die disparaten philosophischen Richtungen seiner Schüler. Vor ihm war die Philosophie mehr Naturforschung gewesen, mit Sokrates wendet sich der Geist auf sich selbst, auf sein eigenes Wesen. Als Ausgangspunkt alles Philosophierens erschien ihm die Selbsterkenntnis, das delphische: „Erkenne Dich selbst!“ Seine Methode zu lehren, war eine doppelte. Einmal die bekannte sokratische Ironie. Indem er sich unwissend stellt und sich scheinbar von denen, mit welchen er sich unterredet, belehren lassen will, verwirrt er vielmehr das vermeintliche Wissen der Anderen durch fortgesetztes Ausfragen und durch die Widersprüche, in die sich die Unterredenden verwickeln. Das vorgeblich wissende Subjekt wird misstrauisch gegen seine Voraussetzungen; „Was wir wussten, hat sich widerlegt“ —, das ist der Refrain der meisten solchen Unterredungen.

Die andere bekannte Methode zu lehren war die Mäeutik (Hebammenkunst). Er verglich sich selbst mit seiner Mutter Phämarete, einer Hebamme, weil er selbst zwar nicht mehr imstande sei, Gedanken zu gebären, wohl aber Anderen zum Gebären zu verhelfen. Durch unablässiges Ausfragen lockte er stets neue, ihm selbst vorher unbewusste Gedanken hervor, und zwar mittelst der Induktion, der Hinüberleitung der Vorstellung zum Begriff. Zur Voraussetzung hat diese Methode die Anerkennung, dass das Wesen der Gegenstände im Denken erfasst worden, dass der Begriff das wahre Sein der Dinge sei. Der einzige positive Lehrsatz, der von Sokrates überliefert ist, ist der, dass die Tugend Wissen, Weisheit, Einsicht sei. Es kann nichts gut sein, was ohne Einsicht, nichts schlecht, was mit Einsicht geschieht.

Bekannt ist sein Tod. Drei in jeder Hinsicht unbedeutende junge Männer, Melitos, ein Dichter, Anytos, ein Demagoge, und Lykon, ein Redner, klagten ihn der Nichtanerkennung der Staatsgötter, der Einführung neuer Gottheiten, sowie der Jugendverführung an. Der Erfolg der Klage war seine Verurteilung. Es war ihm von seinen Freunden die Bahn zur Flucht aus dem Kerker geebnet, er trank indessen, die Flucht verschmähend, den Schierlingsbecher im Jahre 399 v. Chr.

Dem Meister am nächsten als strenger, buchstäblicher Anhänger seiner Lehre steht

Antisthenes, (444 v. Chr.), der sich dem Sokrates im vorgerückten Lebensalter, dann aber auch als unzertrennlicher Begleiter angeschlossen. Derselbe gründete nach Sokrates' Tode eine Schule im Kynosarges, woher seine Schüler und Anhänger später den Namen „Cyniker“ erhielten. Auch er fasst das tugendhafte Leben als letzten Endzweck des Menschen, als allein hinreichend zur Glückseligkeit auf, die Tugend als Einsicht oder Wissenschaft und darum auch als lehrbar. Das Tugendideal besteht ihm nur in der Bedürfnislosigkeit, mithin in der Hintansetzung aller sonstigen geistigen Interessen. Der Weise ist sich selbst genug, von allem unabhängig, gleichgültig gegen Ehe, Familie und staatliches Gemeinleben — letzteres ein ganz unantiker Zug — gegen Reichtum, Essen und Genuss. Durch die Geringschätzung alles Wissens und die Verachtung aller geltenden Sitte entstand so ein manchmal widerwärtiges Zerrbild des sokratischen Geistes. So namentlich jener Schüler des Antisthenes

Diogenes von Sinope, der die Behauptung aufstellte, der Weise sei aller Bedürfnisse und Begierden mächtig, ohne Fehl, von den Fesseln der bürgerlichen Gesetze und Sitte frei, den seligen Göttern ebenbürtig.

Ein weiterer Anhänger des Sokrates war

Aristipp aus Cyrene (435 v. Chr.). Dieser stellte den Grundsatz auf, man müsse die Verhältnisse sich und nicht sich den Verhältnissen unterordnen, und somit sprach er die Lust als letzten Lebenszweck, als höchstes Gut aus. Es ist nach ihm nichts schlecht, schändlich, gottlos, was Lust gewährt, aber als Mittel zur Erreichung und Bewahrung des Genusses empfiehlt er die Einsicht, die Selbstbeherrschung und Mässigung, die Kraft, von keinem Einzelgenusse sich beherrschen zu lassen, und die Geistesbildung.

Eine Kombination des sokratischen und eleatischen Prinzips bildet die megarische Schule.

Euklides von Megara behauptete: nur das Seiende, Sichselbstgleiche, mit sich Einige ist gut — in sich wahr — und nur dieses Gute ist! Alles Wechselnde, Mannigfaltige, Geteilte, das diesem Guten entgegensteht, existiert bloss scheinbar. Jenes sichselbstgleiche Gute aber ist nicht das sinnliche, sondern das begriffliche Sein, die Wahrheit, die Vernunft. —

Während die vorstehend Genannten gewöhnlich als „unvollkommene“ Sokratiker bezeichnet werden, erkennen wir in Plato den vollendeten Sokratiker.

Plato, dessen eigentlicher Name Aristokles ist, wurde im Jahre 429 v. Chr. geboren. Er kam als zwanzigjähriger Jüngling zu Sokrates, bei dem er acht Jahre verlebte. 399 v. Chr. verliess Plato Athen und begab sich zu seinem älteren Mitschüler Euklides nach Megara und bereiste von hier aus Cyrene, Aegypten, Grossgriechenland und Sicilien, wodurch er zu einem bedeutenden, umfassenden Wissen gelangte. Nach etwa zehnjähriger Reise (389) kam Plato nach Athen zurück, woselbst er alsbald einen grossen Kreis von Schülern um sich versammelte. Die Hauptsätze seiner Lehre waren etwa diese: Dass alle Erkenntnis Wahrnehmung, und beide eins und dasselbe seien, war der protagoreische Satz. Hieraus folgte, dass die Dinge so sind, wie sie mir erscheinen, dass die Wahrnehmung oder Empfindung untrüglich ist. Da aber die Wahrnehmung und Empfindung bei Unzähligen unzählige Mal verschieden, so folgt weiter, dass es überhaupt keine objektiven Bestimmungen und Prädikate giebt, dass alle Begriffe: gross, klein, leicht, schwer u. s. w. nur relative Bedeutung haben. Hier macht nun Plato auf die Widersprüche aufmerksam, indem er sagt: Ist Sein und Scheinen, Erkenntnis und Wahrnehmung eines und dasselbe, so ist ebenso gut auch das unvernünftige Tier, das der Wahrnehmung fähig ist, das Maass aller Dinge, und ist die Vorstellung untrüglich, so giebt es keinen Streit und keine Widerlegung mehr. Ferner: Protagoras giebt jedem, der ihm Unrecht giebt, Recht, da ja, wie er behauptet, niemand Unrichtiges, sondern jeder nur Wahres sich vorstellt. — Dies wahre Wissen fliesst nur aus der reinen, von körperlichen, von allen sinnlichen Trübungen und Störungen abgewandten, durchaus innerlichen Thätigkeit der Seele. In diesem Zustande erblickt die Seele die Dinge rein,

wie sie sind, in ihrem ewigen Wesen und ihrer unveränderlichen Beschaffenheit. Daher das Sterbenwollen der wahre Zustand des Philosophen, das Verlangen, dem Körper als einem Hindernis der wahren Erkenntnis zu entfliehen und reiner Geist zu werden. Ueber die Ideen des Guten und der Gottheit lehrt Plato: Wenn in den Begriffen das Wahre dargestellt wird, die Begriffe aber sich so zu einander verhalten, dass ein höherer Begriff mehrere niedere in sich umfasst und verbindet, so dass man von einer Idee ausgehend, alle anderen finden kann, so müssen die Ideen überhaupt eine Stufenreihe bilden, in welcher je die niedrigeren als Grundlage und Voraussetzung sich zu einer höheren verhalten. Diese Stufenreihe nun muss in einer Idee ihren Abschluss erhalten, welche durch keine höhere Idee oder Voraussetzung gerechtfertigt zu werden braucht. Diese höchste Idee, die „letzte im Erkennbaren“, der vorausgesetzte Grund der anderen ist für Plato die Idee des Guten, d. h. nicht des moralisch, sondern des metaphysisch Guten. Sie ist der letzte Grund zugleich des Erkennens und des Seins, der Vernunft und des Vernommenen, des Subjektiven und Objektiven, Idealen und Realen, selbst aber über diese Sonderung erhaben. Wie sich nun diese Idee des Guten nach der platonischen Ansicht zur Gottheit verhalte, ist nicht recht erkennbar. Wahrscheinlich ist, dass Plato beide, die Gottheit und die Idee des Guten als identisch gefasst hat; ob er sich aber diese höchste Ursache als persönliches Wesen gedacht hat oder nicht, ist eine Frage, auf die sich keine bestimmte Antwort geben lässt. Die Konsequenz des Systems zwar schliesst eine Persönlichkeit Gottes aus. —

Die platonische Physik kann auf eine besondere Genauigkeit der Betrachtung keinen Anspruch machen. Plato hat sich auch den physischen Untersuchungen mit geringerer Vorliebe zugewandt. Es lässt sich nach ihm in der Physik nur Wahrscheinliches, nichts Gewisses aufstellen; daher ist die Form der Naturerkenntnis nicht das Wissen, sondern der Glaube. Plato nimmt vor Erschaffung der Welt einen Weltbildner als bewegendes und überlegendes Prinzip an; ihm zur Seite einesteils die Ideenwelt, die immer sich selbst gleich, als das ewige Urbild unbeweglich dasteht, anderenteils eine chaotische, formlose, unregelmässig fluktuierende Masse, welche die Keime der materiellen Welt in sich enthält. Aus diesen beiden Elementen mischt nun der Schöpfer die Weltseele. Diese Weltseele umspannt wie ein kolossales Netz die ganze Welt, und ist geteilt in die zwei

Kreise des Fixstern- und Planetenhimmels, welcher letztere wiederum in die sieben Kreise der Planetenbahnen geteilt wird. Die platonische Naturauffassung selbst ist im Gegensatz gegen die mechanischen Erklärungsversuche der Früheren durchaus auf den Begriff des Guten gebaut. — Die Seele existiert schon vor ihrer Verbindung mit dem Körper, ist an sich unvergänglich und durch die Vernunft, der sie teilhaftig ist, göttlicher Natur. An sich ist sie im Besitz der wahren Erkenntnis, selbständig, frei; unter den Einwirkungen der körperlichen Natur ist sie schwach, sinnlich, leidend. Eine dunkle Ahnung ihres höheren Ursprungs, eine aus der Praeexistenz erklärbare Erinnerung an ihre Heimat, die ideale Welt, eine Sehnsucht nach derselben ist ihr zwar geblieben und kündigt sich an in der Liebe zum Wissen, in der Begeisterung für das Schöne — (platonische Liebe) — aber diese Sehnsucht weist eben darauf hin, dass das wahre Leben der Seele nicht das gegenwärtige, sinnliche Dasein ist, dass dasselbe vielmehr in der Zukunft, in der Zeit nach ihrer Trennung vom Körper liegen muss. — Als höchstes Gut erkennt Plato die Erhebung zum wahrhaften, idealen Sein — wie an sich, so für die Seele, deren Aufgabe und Bestimmung ist: Die Flucht aus den inneren und äusseren Uebeln der Sinnlichkeit, die Läuterung und Befreiung von dem Einfluss des Körperlichen, das Streben, rein, gerecht und damit Gott ähnlich zu werden. — Die Tugend ist bei Plato, ebenso wie bei Sokrates, Wissenschaft und darum lehrbar. Die Gerechtigkeit, die Sittlichkeit als im Gesamtleben verwirklicht, ist der Staat. In und durch den Staat geschieht die völlige Durchbildung der Materie für die Vernunft. — Der allgemeine Grundcharakter des platonischen Staates ist die Aufopferung, die ausschliessliche Dahingabe des Individuellen ans Allgemeine, ans Staatsleben. Die Sittlichkeit soll allgemein werden, und deshalb muss auch eine allgemeine staatliche Ordnung die Erziehung aller zur Tugend übernehmen. Im vollkommenen Staate soll allen alles gemein sein. Schlechtgeborene oder kranke Kinder sollen ausgestossen, Kranke nicht ernährt und gepflegt werden. Plato zieht das unbeschränkte Königtum allen anderen Verfassungen vor, aber nur ein solches, an dessen Spitze ein vollkommener Herrscher, ein vollendeter Philosoph stehen soll.

Mit Plato ist die griechische Philosophie an dem Höhepunkt ihrer Entwicklung angelangt.

Wie Plato der einzig wahre Sokratiker, so war des Plato einzig wahrhafter Schüler

Aristoteles (385 v. Chr.), der zwanzig Jahre in dessen Umgang blieb. Von den Schattengängen beim Lykeion, in welchem Aristoteles hin und her wandelnd zu philosophieren pflegte, erhielt seine Schule den Namen der peripatetischen.

Die Philosophie des Aristoteles ist Beschreibung des Gegebenen. So ist er der Vater der Naturgeschichte, der empirischen Psychologie, des Naturrechts und der Logik. Plato hatte seinen Standpunkt in der Idee genommen, um von hier aus das Gegebene und Empirische zu beleuchten und zu erklären. Aristoteles nimmt seinen Standpunkt im Gegebenen, um in ihm die Idee zu finden und aufzuziehen. Seine Methode ist daher die Induktion, d. h. die Ableitung allgemeiner Sätze aus einer Summe gegebener Thatsachen. Aristoteles lehrt: Würde es nur physische Wesen geben, so wäre die Physik die erste und einzige Philosophie; giebt es aber eine immaterielle und unbewegte Wesenheit, die der Grund alles Seins ist, so muss es auch eine frühere, und weil sie früher ist, eine allgemeine Philosophie geben. Dieser erste Grund alles Seins ist nun Gott — deswegen Aristoteles auch bisweilen die erste Philosophie Theologie nennt. —

Nach Aristoteles ist die Bewegung, das Werden nur möglich, wenn ein Prinzip der Bewegung, ein Bewegendes vorhanden ist; dieses Prinzip der Bewegung muss aber ein solches sein, dessen Wesen Aktualität ist, da dasjenige, was nur der Möglichkeit nach existiert, ebensogut auch nicht in Wirklichkeit übergehen, also nicht Prinzip der Bewegung sein kann. Dieses absolute Bewegungsprinzip, das Ewige, ist auch absoluter Begriff und absoluter Zweck (Urgutes).

Dieser erste Beweger oder dieses höchste Weltprinzip ist Einer, da der Grund der Vielheit, der Mannigfaltigkeit des Seins in der Materie liegt, er selbst aber der Materie untheilhaftig ist. Er ist sich selbst denkende Intelligenz, das Denken des Denkens, die persönliche Einheit des Denkens und des Gedachten, des Erkennenden und Erkannten, das absolute Subjekt — Objekt. — Dieser göttliche Geist ist in ewiger Ruhe, sich selbst als die absolute Wahrheit wissend, keines Handelns und mithin auch keiner Tugend bedürftig, sich selbst genießend, ein ewig seliger Gott. —

In seiner Physik lehrt uns Aristoteles das Werden und die Heraufbildung des Stoffes zur Form, die Stufenreihe, welche die

Natur, ein lebendiges Wesen, durchläuft, um individuelle Seele zu werden. Alles Werden hat einen Zweck, Zweck aber ist Form, und die absolute Form ist der Geist.

Die Natur stellt uns Aristoteles als eine Stufenreihe und einen stetigen Uebergang des Elementarischen zu den Pflanzen und der Pflanzenwelt zur Tierwelt dar. Der Mensch ist Zweck der gesamten Natur und zentrale Zusammenfassung der verschiedenen Entwicklungsstufen, in welchen das Naturleben sich darstellt. Die Seele verhält sich zum Körper, wie die Form zur Materie; sie ist das ihn belebende Prinzip, sie kann aber eben deswegen ohne ihn nicht gedacht werden, nicht für sich existieren, und hört mit dem Körper auf zu sein. Das Denken dagegen, die Vernunft bedarf als rein intellektuelle Thätigkeit für sich keiner Vermittlung eines körperlichen Organs, sie steht ausserhalb des Zusammenhanges mit den körperlichen Funktionen, ist schlechthin einfach, immateriell, selbstständig, sie ist das Göttliche im Menschen.

In seiner Ethik lehrt Aristoteles: Durch dreierlei wird der Mensch gut: Durch Natur, durch Gewöhnung und durch Vernunft. Alles Thun hat einen Zweck; es kann aber nicht jeder Zweck nur wieder Mittel zu einem anderen Zweck sein, es muss also einen letzten und höchsten Zweck, ein Gutes schlechthin oder ein Bestes geben — das ist Glückseligkeit. Für das Tier ist Glückseligkeit die in der Befriedigung der Begierde vorhandene Lustempfindung. Für den Menschen ist es ein solches Wohlbefinden, das zugleich ein Wohlhandeln ist, das als naturgemässe Bethätigung, als ungehemmte Energie zugleich die höchste Befriedigung gewährt, oder Wohlbefinden ist. Glückseligkeit ist also nach Aristoteles eine vollkommene praktische Thätigkeit in einem vollkommenen Leben.

Tugend ist das, was der Verständige als richtige Mitte in seinem Handeln ansieht. So ist z. B. die richtige Mitte zwischen Genusssucht und Stumpfsinn die Mässigkeit, zwischen Selbstsucht und Schwäche die Gerechtigkeit etc. — Der Staat hat auch bei Aristoteles die Aufgabe, seine Bürger zu guten Menschen zu machen, aber nicht, wie bei Plato, mittels Aufhebung der natürlichen Berechtigung des Individuums und der Familie, des Mein und Dein, der persönlichen Freiheit: Der Staat ist nicht Einheit, sondern Vielheit von Individuen und kleineren Gemeinschaften. Der Staat ist der beste, in welchem die Tugend, sei es nun eines Einzelnen oder Mehrerer, regiert. —

Mit Aristoteles hat die produktive Kraft der griechischen Philosophie sich ausgelebt, gleichzeitig und im Zusammenhange mit dem allgemeinen Zerfall des griechischen Lebens und Geistes.

Nacharistotelische Philosophie.

Das Hauptsystem dieser Periode ist der

Stoizismus. Nach ihm ist alles einzelne Sein nur Produkt der im Ganzen der Welt lebendigen und thätigen Allvernunft; die eine und allgemeine Vernunft ist das Wesen aller Dinge. Der Stifter der stoischen Schule ist:

Zeno (340 v. Chr.). Von der Notwendigkeit einer neuen Philosophie überzeugt, eröffnete er zu Athen in einer Säulenhalle, welche von den Malereien, mit denen sie geschmückt war, die „bunte Halle“ — Stoa Poikile — hiess, eine eigene Schule, deren Teilnehmer daher den Namen: „Philosophen der Halle“ — „Stoiker“ — erhielten. Die Mässigkeit des Zeno, sowie die Strenge seiner Sitten waren im Altertume berühmt; seine Enthaltbarkeit wurde sprichwörtlich. Nachfolger Zenos waren Kleanthes, Chrysipp und Posidonius, bei welchem letzteren Cicero Philosophie hörte.

Den Stoikern ist die Philosophie Weisheitslehre, in praktischem Interesse Uebung der Tugend. Kunst und Bildung gilt ihnen als überflüssiges Beiwerk. Der Mensch hat nur nach Erkenntnis der göttlichen und menschlichen Dinge zu streben und nach ihr sein Leben einzurichten. Alle Erkenntnis stammt aus realen Eindrücken der Dinge auf uns. In der Physik lehren sie, dass nichts Unkörperliches existiere, dass alles Wesentliche, alle Dinge körperlich seien. Der Geist, die Gottheit, die Seele ist somit ein Körper, nur anderer Art als Leib und Materie. Sie setzten daher Gott und Welt, wie Kraft und ihre Aeusserung als Eins. Die Materie ist der leidende qualitätlose Grund der Dinge; Gott die thätige und bildende Kraft der Materie, die ihr innewohnende und wesentlich mit ihr verbundene Vernunft; die Welt der Leib Gottes, Gott die Seele der Welt. Die Welt ist also ein grosses Lebendiges, dessen vernünftige Seele die Gottheit ist. Gott ist in ihr als die ewige Notwendigkeit, als vernünftige Vorsehung, die alles zweckmässig bildet und gestaltet. Nichts ist ohne Zweck; in allem Wirklichen ist Vernunft. Selbst das Böse gehört zur Vollkommenheit des Ganzen, da es Bedingung der Tugend ist, wie etwa Ungerechtigkeit Bedingung ist der Ge-

rechtigkeit. In genauester Verbindung hiermit steht die Ethik. „Folge der Natur und lebe in Uebereinstimmung mit ihr“, lautet das stoische Moralprinzip. Höchstes Gut und höchstes Ziel unseres Strebens ist, dass wir unser Leben dem allgemeinen Weltgesetz anpassen: Deine Glückseligkeit bestehe darin, ein vernünftiger Teil des vernünftigen Weltganzen zu sein. — Mit der Forderung naturgemässen Lebens wird das Einzelne ganz dem Allgemeinen unterworfen und jeder persönliche Zweck ausgeschlossen, mithin auch das Allerindividuellste, die Lust. Diese erschien den Stoikern als Hemmung des Lebens, als Uebel; sie habe keinen sittlichen Wert und ist keine Thätigkeit, sondern ein leidender Zustand der Seele. Die Tugend ist einzige Glückseligkeit des Menschen, sein einziges Gut. Aeussere Güter, Gesundheit, Reichtum sind gleichgültig und nichts wirklich Gutes; sie zu entbehren oder ihrer beraubt zu werden, hebt die Glückseligkeit des Tugendhaften nicht auf. Der Selbstmord ist nicht nur vollkommen gerechtfertigt, sondern eine vernünftige Handlung, ein vernünftiger Ausgang aus dem Leben. Das einzige Uebel ist die Schlechtigkeit, die naturwidrige Unvernunft. Allerdings ist Gesundheit und Reichtum der Krankheit und Armut vorzuziehen, weil sie tugendhafter Thätigkeit förderlicher sind als die entgegengesetzten, aber dem Besitz der Tugend stehen sie nach; Tugend kann nur ganz oder garnicht besessen werden. Das Staatsleben ist ein Ausfluss der verwandtschaftlichen Natur des Menschengeschlechts; im Widerspruch mit ihr steht die Trennung der Menschen in einzelne, feindselige Völker und Staaten; das ganze Menschengeschlecht sollte eine grosse Gemeinschaft mit gleichen Gesetzen und Sitten bilden. Der Stoizismus hat zuerst die Idee des Kosmopolitismus aufgestellt. Der Weise allein ist der wahre Staatsmann, Gesetzgeber, Erzieher, Dichter, Arzt, während der Unweise roh und ungebildet bleibt, mag er noch so viele Kenntnisse besitzen. Der Weise bewundert und fürchtet nichts, verfällt in keine Schwächen und Leidenschaften, sein Gemüt ist die absolute Leidenslosigkeit, weil Leidenschaftslosigkeit.

Wenig früher als die Stoa entstand die epikureische Schule.

Epikur (342 v. Chr.) nannte die Philosophie eine Thätigkeit, welche durch Begriffe und Beweise ein glückliches Leben bewirkt. Die Glückseligkeit besteht nach ihm nur in der Lust. Tugend hat nicht für sich, sondern nur, sofern sie uns ein angenehmes Leben bietet, Wert. Lust definiert er indessen nicht wie die Cyrenaiker,

sondern er versteht darunter die bleibende, ruhige Lust, aus der niemals Unlust entstehen kann. Die Lust des Geistes aber besteht in der unerschütterlichen Gemütsruhe des Weisen. Es ist besser mit Vernunft unglücklich, als ohne Vernunft glücklich zu sein; so vermag auch der Weise unter Martern glücklich zu leben. Tugend ist von der wahren Lust unabtrennbar; es giebt kein angenehmes Leben ohne Tugend und keine Tugend ohne angenehmes Leben. Auch Freundschaft ist ein Hauptmittel zur Glückseligkeit. Epikur verwirft durchaus die Lust des Schwelgers und Genusssüchtigen und er sieht schon die Schmerzlosigkeit, die Freiheit von der Unlust als Lust an. Unter die Uebel, die man nicht zu fürchten hat, gehört vor allen der Tod, denn „sind wir, so ist er nicht, ist aber er, so sind wir nicht“.

Die Vollendung dieser Richtungen der Subjektivität ist der Skeptizismus, in der völligen Abbrechung der Brücke zwischen Subjekt und Objekt, in der Leugnung aller objektiven Wahrheit, Erkenntnis und Wissenschaft. Das Haupt der älteren Skeptiker ist

Pyrrhon von Elis, Zeitgenosse des Aristoteles, und dessen Schüler Timon. Auch nach ihnen soll uns die Philosophie zur Glückseligkeit führen; dazu müssen wir aber wissen, wie die Dinge sind, und wie wir uns folglich zu ihnen zu verhalten haben. Da wir die Dinge nur wahrnehmen, wie sie uns erscheinen, und nicht, wie sie sind, so liegt das, was die Dinge wirklich sind, ausserhalb des Bereiches unserer Erkenntnis. Unsere Vorstellungen über sie sind weder wahr, noch falsch, über nichts lässt sich etwas Bestimmtes aussagen. Jeder Aussage lässt sich das Gegenteil entgegenstellen, daher die widersprechenden Ansichten der Menschen über eine und dieselbe Sache. Grundsatz der Skeptiker war: „Es giebt nichts Gewisses, und auch das ist nicht gewiss.“ Nach ihnen lebt der, welcher die skeptische Stimmung angenommen, immer in Ruhe, ohne Sorgen und Begierden, in reiner Apathie, die von keinem Gut und keinem Uebel weiss.

Spätere Skeptiker waren Aenesidemus, Agrippa und Sextus.

Nur geringen Anteil an der Fortbildung der Philosophie nahmen

die Römer. Nachdem drei ausgezeichnete Repräsentanten attischer Geistesbildung und Beredsamkeit, Karneades, Krito-

laos und Diogenes als Gesandte Athens in Rom aufgetreten waren und Griechenland wenige Jahre darauf zur römischen Provinz geworden, haben wohl die bedeutenderen griechischen Systeme der Philosophie in Rom Anhänger gefunden, doch ist ein wirklicher philosophischer Fortschritt nicht wahrzunehmen.

Den Uebergang zum

Neuplatonismus bilden zwei Richtungen, die im ersten christlichen Jahrhundert zum Teil aus Opposition gegen das Christentum entstanden sind: 1. die jüdisch-alexandrinische Philosophie, und 2. die neupythagoreische, die auch die platonische Philosophie, sowie orientalische religiöse Anschauungen in ihren Kreis mit hineinzieht. Beide Richtungen kann man auch als „religiösen Platonismus“ bezeichnen. Ihr gemeinsames Problem ist die Welterlösung. Den Mittelpunkt ihrer Gedankenwelt bildet das eine göttliche Urwesen, welches als jenseits der Welt und der Erkenntnis gedacht wird. Der schroffe Dualismus, der Gott durch eine unendliche Kluft von uns trennt, muss irgendwie vermittelt, auf irgend eine Weise muss Gott erkannt und erreicht werden können. Da es von der Welt zu Gott empor keinen Weg giebt, so muss es einen Weg von Gott herab zur Welt geben, auf dem unsere reale Vereinigung mit Gott stattfindet. Dieser Weg ist eine unendliche Stufenleiter von Wesen, die unter Gott und über dem Menschen stehen, die Vermittler zwischen Gott und Mensch, Emanationen Gottes, Dämonen, Engel, Teile des göttlichen Logos, der die Weisheit Gottes ist. Nur in unserer Abwendung von der Sinnenwelt, in der Läuterung des Lebens durch Askese, kommen wir in den Besitz der Fähigkeit, uns in den Zustand des Enthusiasmus, der Ekstase zu versetzen, die uns für göttliche Offenbarung empfänglich macht und schon im Leben dem Leben entrückt und mit der Gottheit vereinigt. Repräsentant der jüdisch-alexandrinischen Philosophie ist Philo (25 v. Chr.). Zu den Neupythagoreern gehören: Apollonius von Tyana, Moderatus, Nikomachos, Plutarch, Apulejus, der berühmte Arzt Claudius Galenus, der Bekämpfer des Christentums Celsus u. a.

Ein Gegenbild der platonisch-aristotelischen Philosophie finden wir im

Neuplatonismus, der allerdings eine Erneuerung des ursprünglichen Platonismus sein will. Der bedeutendste Repräsentant des Neuplatonismus ist

Plotinus (205—270 n. Chr.), alsdann sein Schüler Porphyrius (233 n. Chr.) und dessen Gegner Jamblichus, Proklus (412—485), die Hypatia, die 415 zu Alexandrien ermordet wurde, und Kaiser Julian (Apostata).

Der gemeinsame Zug der neuplatonischen Philosophie ist der Hang zur Schwärmerei mit der Tendenz, als heidnisches Gegenbild des Christentums eine Philosophie zu stiften, die zugleich universelle Religion sein könnte. Der Skeptizismus strebte die vollendete Apathie des Weisen an, erreichte aber nur eine absolute, nicht zu beschwichtigende Unruhe, und damit die Sehnsucht, sich von dieser Unruhe zu befreien, und dies ist nur möglich durch innere mystische Steigerung des Subjekts in der Form des unmittelbaren Schauens, der Ekstase. Ausser den bisher angenommenen kosmischen Prinzipien der Weltseele und Weltvernunft nennt Plotin noch als Urwesen das Erste, das Eine, das Gute, das über dem Seienden Stehende. Nächst dem Ur-Einen ist die Vernunft das Vollkommenste. Wie die Vernunft aus dem Ur-Einen, so strömt aus der Vernunft hinwiederum, ohne dass sie eine Verminderung dabei erleidet, ewig die Weltseele aus, die die Bildnerin des sichtbaren Weltalls ist, welches sie als ihr Abbild aus der Materie gestaltend, durchdringend und belebend im Kreise herumführt.

Ist einmal unsere Seele in die Ideenwelt, dieses Abbild des Urguten und Urschönen, aufgestiegen, so gelangt sie von da aus zum letzten Ziel alles Wünschens und Strebens durch die unmittelbare Vereinigung mit Gott, durch das entzückte Schauen des Ur-Einen, in das sie sich bewusstlos versenkt und verliert. —

Der Neuplatonismus hatte indessen vergeblich den Versuch gemacht, das Jenseits durch überfliegende Spekulation und praktisch durch Ertötung des sinnlichen Menschen, durch Askese zu erreichen, und nunmehr nahm das Christentum dieses Problem auf und sprach eben die Idee, welche das antike Denken nicht zu vollziehen gewusst hatte, als sein Prinzip aus, die Aufhebung der Jenseitigkeit Gottes, die wesentliche Einheit des Göttlichen und des Menschen. Von hier aus ist der Monismus der Charakter und die Grundtendenz der gesamten neueren Philosophie geblieben. —

Man teilt die ganze Philosophie des Mittelalters in zwei Perioden ein: In die Periode der Patristik oder Philosophie der Kirchenväter, und die Periode der Scholastik oder Philosophie der Kirchenlehrer.

I. Die Patristik.

Das Christentum trat nicht als Lehrsatz, sondern als bloße Verkündigung der Welterlösung durch den Heiland auf. Solange Christus lebte, machte sich der Mangel einer dogmatischen Begründung seiner Lehre nicht fühlbar, und erst nach seinem Hingange traten die Gegensätze innerhalb seiner Gemeinde an den Tag. Es fehlte zunächst eine Glaubensnorm, daher das Tappen nach Wahrheit, nach der Idee des Christentums, für die es noch keine allgemein gültige Formel gab. Eine Richtung stellte die religiöse Erkenntnis, das Wissen über den einfachen Glauben: die Gnostiker. Eine andere, die Apologeten, suchte für die Erhaltung der ursprünglichen, überlieferten Gestalt des Christentums zu sorgen. Der Gnostiker Basilides lehrt, dass der von den Juden verehrte Gott nicht der höchste, und dass die menschliche Gestalt Christi nur eine scheinbare sei, demnach auch sein Tod aller Realität entbehre. Den Kirchenvätern fiel die Aufgabe zu, diese gnostischen Irrlehren zu bekämpfen. Dazu musste aber die Kirche eine unüberwindliche, äussere Macht werden. Die Erhebung des Christentums zur Staatsreligion unter Constantin dem Grossen und die gleich darauf folgende Feststellung des Trinitätsdogmas auf dem Konzil zu Nicäa war der erste Schritt der Kirche zu ihrer späteren Weltmacht und der Beginn der dogmatischen Zeit der mittelalterlichen Philosophie.

Von den Apologeten nennen wir besonders Justinus (103—167): Alles Wahre und Vernunftgemässe, auch das Vorchristliche, meint er, sei christlich, weil es die Offenbarung des „Logos“ und der „Logos“ Christus ist. Die volle Wahrheit ist allein im menschgewordenen Logos, also innerhalb des Christentums. Als Mensch ist der Logos der Sohn der Jungfrau, Jesus Christus. Der Mensch ist frei in seiner Wahl des Guten oder Bösen; nach einmal vollzogener Wahl jedoch erfolgt die Seligkeit oder Strafe mit Notwendigkeit.

Irenäus, hingerichtet 202 als Bischof von Lyon, lehrt: Die Gnosis sei eine Vermessenheit und Gottlosigkeit. Er lässt auch die Materie von Gott erschaffen sein, lehrt also eine Schöpfung aus Nichts.

Theodotus von Byzanz und andere identifizieren Gott den Sohn und den Geist mit Gott dem Vater. Vater und Sohn sind nach ihnen identisch und machen nur eine Person aus, so dass der

Vater sein eigener Sohn ist. Man nennt diese Lehre den Monarchianismus.

Tertullian (Bischof von Karthago 100—120), der geistreichste Schriftsteller der Patristik, lehrt, Gott Vater ist der verborgene Gott, der sich zu verschiedenen Zeiten in verschiedener, nicht immer vollkommener Weise offenbart. Der sichtbare Gott ist der Sohn, der als Geschöpf des Vaters diesem subordiniert ist (Subordinatianismus). Nach ihm soll der Christ nichts mit dem Philosophen gemein haben; er braucht diesen nicht, seitdem das Evangelium ihm die Wahrheit verkündigt hat. Die christliche Lehre ist gerade darum wahr, weil sie der beschränkten Vernunft widerstreitet: *credo, quia absurdum*.

Die Zeit nach dem Konzil zu Nicäa.

Athanasius der Grosse (298—373), Bischof von Alexandrien, behauptet auf dem Konzil zu Nicäa die Wesensgleichheit der drei Personen: Vater, Sohn und heiliger Geist und stellt dies als Dogma fest.

Cyrillus, Patriarch von Alexandrien, unterscheidet und vereinigt die göttliche und menschliche Natur in Christus und erhebt den Begriff des Gottmenschen zum Dogma.

Den Kulminationspunkt der Patristik bezeichnet Aurelius Augustin (geb. 353 zu Tagasta in Afrika). Er sprach bereits den Satz des Descartes aus: „Ich denke Gott, also existiert Gott und existiere ich, der Denkende“. Aus der Realität Gottes folgt die Realität der Welt. Die menschliche Natur ist sündhaft, darum erlösungsbedürftig, aber nur Christus vermag sie zu erlösen. Die Sünde ist eine strafbare That, sie ist Schuld und als solche eine freie Handlung. Und in der That war auch der erste Mensch, Adam, frei nicht zu sündigen; er machte aber einen schlechten Gebrauch von seiner Freiheit und verlor sie für immer. Die Sünde der Nachkommenschaft Adams ist somit Erbsünde. Gott müsste demnach alle Menschen verdammen, lässt aber Gnade für Recht ergehen und schickt den Erlöser in die Welt: Christus. Die Macht, die das Erlösungswerk Christi fortsetzt, ist die Kirche, die Stellvertreterin Christi. Sie ist Gott auf Erden und ausser ihr giebt es kein Heil, also ist sie alleinseligmachend. Durch die Taufe wird man in die Kirche aufgenommen. Gott verfährt mit uns nach seinem unergründlichen Ratschluss, mit absoluter Willkür.

Zwischen dem Dogma und dem denkenden Selbstbewusstsein, zwischen Glauben und Wissen vermittelt die Scholastik. Begründer der scholastischen Richtung war

Anselmus (geb. 1053), der den Ausspruch that: „Credo, ut intelligam“, der zum Lösungswort der gesamten Scholastik wurde. Gott ist der Urgrund, Mittelpunkt und der letzte Zweck alles Seins, des Alls, der Natur. Anselmus von Aosta (1053—1109) lehrt: Jedes Prädikat setzt voraus, dass das, was es besagt, auch eine Existenz für sich hat. Das allgemeinste Prädikat alles Existierenden ist, dass es ist; mithin muss es ein absolutes Sein geben, eine „essentia“, welcher schlechthin alle Prädikate zukommen, welche selbst aber, als der höchste Begriff, nicht mehr Prädikat sein kann; das ist Gott, das voraussetzungslose, alleine Wesen per se. Aus diesem Begriff Gottes, als der Summe aller denkbaren Prädikate oder der absoluten Vollkommenheit, folgt mit Notwendigkeit die Realität Gottes, da diese ja auch ein Prädikat ist und zur absoluten Vollkommenheit gehört. Dies ist der berühmte ontologische (d. h. aus dem Begriff Gottes folgende) Beweis für das Dasein Gottes, der bis auf unsere Zeit die Philosophie beschäftigt hat. —

Nach Anselmus ist der Sündenfall eine so grosse Schuld, dass nur die Vernichtung der Menschheit eine entsprechende Strafe dafür wäre; dies würde aber den Schöpfungsplan vereiteln und den Triumph des Teufels vollständig machen. Da indessen die Strafe nicht erlassen werden und die Schuld nur durch den Schuldigen selbst gesühnt werden kann, und der Mensch als Schuldiger sie nicht zu sühnen vermag, so bleibt nichts anderes übrig, als dass Gott selbst als Mensch, als Gottmensch dies vollziehe und die Strafe erleidet, welche die Menschheit verdient hat — die Todesstrafe. —

Erwähnt sei hier noch einer der grössten Dialektiker des Jahrhunderts

Pierre de Palet, mit dem Beinamen Abälardus (geb. 1079, gest. 1142), bekannt durch das tragische Liebesverhältnis zur Heloise. Unabhängig von Aristoteles, dessen Metaphysik ihm unbekannt war, stellt Abälard für den Realismus die Formel auf: *Universalis sunt in rebus*. Er ist der Erste, der eine Moral aufgestellt hat.

Die Scholastik hat im 12. Jahrhundert die Uebereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft nachgewiesen, den Lehrstoff früherer Jahrhunderte geordnet und das natürliche Denken geschult. Die

eigentliche produktive Thätigkeit der Scholastik, die Bildung theologischer Systeme beginnt im 13. Jahrhundert, in welchem die Kirche zur höchsten Macht gelangt. Um diese Macht zu behaupten, muss sie notwendig den Naturbegriff ihren Systemen einfügen. Somit ist die Scholastik wieder auf die griechische Philosophie, und zwar auf Aristoteles angewiesen.

Averroës (1120—1198) steht unter den arabischen Philosophen dem Aristoteles am nächsten. Nach ihm sind die ewige Himmelskugel und die von ihr eingeschlossenen Himmelskörper als Intelligenzen zu denken, die, wie alle Intelligenzen, ein Verlangen nach dem ersten Beweger zeigen. Jede Intelligenz denkt, ausser Gott und sich selbst, nur die über ihr stehenden Intelligenzen und kümmert sich um die tieferen nicht. Daher denkt Gott nur sich.

Aristoteles, wie die arabischen Philosophen, wurden durch lateinische Uebersetzungen der Juden in die christliche Welt eingeführt. Mit der Aufnahme der aristotelischen Realphilosophie beginnt die Glanzperiode der Scholastik.

In Thomas, Sohn des Grafen Landolf von Aquino (geb. 1227), erreicht die Scholastik ihren Höhepunkt durch völlige Akkommodation der aristotelischen Entwicklungslehre an die Orthodoxie. Nach ihm ist Gott die Wahrheit und der eigentliche, einzige Gegenstand aller Erkenntnis. Wir erkennen ihn nicht a priori, sondern nur aus seinen Werken. Sein Schaffen ist durch die Idee des Guten bestimmt, demnach ein notwendiges, determiniertes Handeln. Eine so geschaffene Welt muss, trotz der Existenz des Bösen, die beste aller möglichen, von Gott gedachten Welten sein.

Gegen den Genannten tritt der englische Franziskaner

Johannes Duns Scotus (1274—1308) auf, der die Aufhebung des scholastischen Prinzips und die Auflösung der Scholastik anbahnt, indem er lehrt: Gottes Handeln ist grundlos, darum unbegreiflich, mithin sind alle Glaubenssätze unbeweisbar.

Der Schüler des Scotus:

Wilhelm von Occam (gest. 1347), ein englischer Franziskaner, begründet jene Lehre näher, indem er den Glauben zurückführt auf die kirchliche Autorität und das Erstarken des supernaturalistischen Charakters der Theologie. Er fordert die Trennung von Glauben und Wissen, von Kirche und Welt.

Als Vorläuferin der Reformation ist die freie oder „deutsche Mystik“ anzusehen, deren Repräsentant der sächsische

Dominikaner Meister Eckhardt (geb. 1260) ist. Nach ihm ist erst der dreifaltige Gott ein offener und lebendiger, der durch seine Güte und Liebe zum Schaffen gezwungen, determiniert ist. Die Erkenntnis ist Grund der Seligkeit. Die abgeschiedene, arme Seele wird zur Geburtsstätte Gottes. Ein geborener Gott ist Gottes Sohn. Die einzige Tugend ist die Liebe zu Gott, die wiederum in der gänzlichen Begierdenlosigkeit besteht: Begehre nichts, und Du erlangst alles, weil Du Gott erlangst.

Eine mehr praktische Richtung in der Mystik verfolgt Thomas Hamerker, nach seinem Geburtsort Kempen b. Cöln a Kempen genannt, Verfasser des weltberühmten Erbauungsbuches: „De imitatione Christi.“

Uebergang zur neueren Philosophie.

Die Ueberzeugung, dass etwas vom Standpunkte des Dogmas aus wahr, vom Standpunkte der Vernunft aus falsch und unbeweisbar sei, wurde immer allgemeiner und damit auch die Unvereinbarkeit von Vernunft und Offenbarung. Ein Hauptbeförderungsmittel jener Umwandlung des Zeitgeistes, welche der Beginn der neuen Epoche der Philosophie bezeichnet, war das Wiederaufleben der klassischen Litteratur. Mit Hülfe der neuentdeckten Buchdruckerkunst wurden die Klassiker in Abdrücken verbreitet.

Reuchlin (1455), Melanchthon und Erasmus kämpften in Deutschland den Kampf der klassisch gebildeten Gelehrten gegen die starre, unkritische und geschmacklose Weise, in welcher bisher die Wissenschaften bearbeitet worden waren. Neue Ideen kamen in Umlauf, und diese Ideen fanden ihren Brennpunkt in der deutschen Reformation. Diese war ein Bruch des denkenden Geistes mit der Autorität, ein Protestieren gegen die Fessel des Positiven, eine Rückkehr des Geistes aus seiner Selbstentfremdung zu sich selbst. An die Stelle des Gehorsams tritt kirchliche Freiheit. Zu diesen Erscheinungen tritt noch eine neue — das Aufkommen der Naturwissenschaften. Schon die Auffindung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien hatten den Gesichtskreis erweitert. Noch grössere Revolutionen knüpfen sich an die Namen Kopernikus (gest. 1543), Kepler (gest. 1631), Galilei (gest. 1642). So brach bald zwischen den Naturwissenschaften und der kirchlichen Ortho-

doxie ein erbitterter Kampf aus, der natürlich mit der Niederlage der letzteren endigen musste. An der Spitze der neueren Philosophie steht

Baco von Verulam (geb. 1561 gest. 1626), dessen Hauptbedeutung ist, dass er den Blick und das Nachdenken seiner Zeitgenossen wieder auf die gegebene Wirklichkeit, zunächst die Natur hinlenkte und die Erfahrung, die früher nur Sache des Zufalls war, an und für sich zum Objekt des Denkens machte, ihre Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit zum allgemeinen Bewusstsein brachte. — Nunmehr leitet eine Reihe italienischer Naturphilosophen die neue Zeit ein, unter denen besonders

Giordano Bruno (1548—1600) genannt werden muss. Er erneuerte die alte — stoische — Idee, dass die Welt ein lebendiges Wesen sei und eine Weltseele das Ganze durchdringe. Vernunft und Materie verhalten sich wie Form und Stoff; keines ist ohne das andere; die Form ist die innere treibende Macht der Materie, und die Materie die Mutter aller Formen.

Zu den Mystikern, die dem verknöcherten orthodoxen Luthertume entgegenwirkten, gehört u. a. besonders

Jakob Böhme (geb. 1575), der sich 1594 als Schuhmachermeister in Görlitz niederliess. Seine Philosophie ist schwer in wenigen Worten wiederzugeben, da er seinen Gedanken mehr in sinnlichen Bildern, in dunkeln Naturanschauungen als in gedankenmässiger Form Ausdruck giebt. Sein Hauptgedanke ist, dass die Selbstunterscheidung, die innere Entzweiung, wesentliche Bestimmung des Geistes und daher Gottes sei, sofern Gott als Geist gefasst werden soll. Die grosse Weite ohne Ende begehrt der Enge und einer Einfasslichkeit, darin sie sich mag offenbaren; denn in der Weite ohne Enge wäre keine Offenbarung; so muss ein Anziehen und ein Einschliessen sein, daraus die Offenbarung erscheine. Ohne Unterschied, ohne Gegensatz, ohne Entzweiung ist keine Erkenntnis, kein Bewusstsein möglich, nur am anderen, an seinem mit seinem Wesen identischen Gegensatze wird etwas sich klar und bewusst. Böhme zeigt den Hervorgang des Endlichen aus dem ewigen Einen und die innere Notwendigkeit dieses Hervorgangs, da das Sein dieses Einen ohne solche Selbstentzweiung vielmehr ein Nichtsein wäre. —

Anfänger und Vater der neueren Philosophie ist René Descartes (Renatus Cartesius, geb. 1596). Derselbe lehrt: Soll etwas

Festes und Bleibendes in der Wissenschaft hingestellt werden, so muss von den ersten Gründen angefangen werden, so müssen alle Voraussetzungen und Annahmen, mit denen wir uns von Kindheit an getragen, zerstört werden, kurz, so müssen wir an allem zweifeln, was nur im geringsten ungewiss erscheint, sogar an den Wahrheiten der Mathematik und Geometrie. Gerade daraus, dass ich alles als falsch setze, alles bezweifle, folgt meine, des Zweifelnden, Existenz offenbar. Also, der Satz: Ich denke, also bin ich (*cogito, ergo sum*) ist der erste und gewisseste, der jedem Philosophierenden entgegentritt. Von diesem gewissesten aller Sätze hängt die Gewissheit aller anderen Erkenntnisse ab. Indem wir nämlich untersuchen, wer denn wir sind, die wir für falsch halten alles, was von uns verschieden ist, so sehen wir klar, dass wir alles, was an uns ist, von uns wegdenken können, ohne unsere Persönlichkeit aufzuheben, nur unser Denken nicht. Hieraus folgt für alles weitere Wissen das Kriterium der Gewissheit: Gewiss ist alles, was ich klar und evident als wahr erkenne. — Unsere Ideen sind teils angeboren, teils beigebracht, teils selbstgemacht. Unter diesen Ideen finden wir vor allen die Idee Gottes vor. Von uns selbst können wir diese Idee nicht haben, sie kann uns also nur von einem Wesen eingepflanzt sein, das die Fülle aller Vollkommenheit in sich hat, d. h. nur von einem wirklich existierenden Gotte. Der erste Beweis, der für das Dasein Gottes geführt werden kann, ist der, dass wir die Idee Gottes in uns finden und sie eine reale Ursache ihres Daseins haben muss. Da ich Vollkommenheiten erkenne, die mir mangeln, so folgt daraus, dass ein Wesen existieren muss, welches vollkommener ist als ich, von dem ich abhängen und von dem ich empfangen habe, was ich besitze. Wir wissen also, dass Gott wahrhaftig ist, es wäre also ein Widerspruch, wenn er uns täuschte oder die Ursache unseres Irrtums wäre. — Substanz ist, was so existiert, dass es zu seiner Existenz keines anderen bedarf. In diesem höchsten Sinne ist Substanz nur Gott. — Attribut und Wesen der Materie ist die Ausdehnung, das Wesen des Geistes Denken. Geist und Körper sind ganz verschieden und haben nichts miteinander gemein. Ist die Materie wesentlich Ausdehnung, der Geist wesentlich Denken, und haben beide nichts miteinander gemein, so kann die Vereinigung von Seele und Leib nur als mechanische gedacht werden. Der selbstständige Leib ist eine fertige Maschine, in welcher durch das Hinzutreten der denkenden Seele nichts geändert wird.

Der Punkt, wo die Seele ihren Sitz hat, ist nach Cartesius nicht das ganze Gehirn, sondern der innerste Teil desselben, eine kleine Drüse in der Mitte der Hirnsubstanz, die Zirbeldrüse.

Dem System des Cartesius gab

Arnold Geulinx (geb. 1625) konsequentere Ausbildung. Nach ihm wirkt weder die Seele unmittelbar auf den Körper, noch der Körper unmittelbar auf die Seele. Wie bekommen wir aber unsere Anschauung von der Aussenwelt? Es bleibt nur übrig, die Vermittlung in Gott zu suchen. Gott allein verbindet das Aeussere mit dem Inneren, das Innere mit dem Aeusseren und macht die äussere Erscheinung zur inneren Vorstellung.

Verwandt mit diesen Grundanschauungen ist

Nicolaus Malebranche (geb. zu Paris 1638). Die Frage, wie kommt der Geist (d. h. das Ich) zur Erkenntnis der Aussenwelt, löst er durch die Annahme, dass der Geist die Dinge in einem dritten, über dem Gegensatz Stehenden, schaut, das ist in Gott. Gott ist also das höhere Medium zwischen dem Ich und der Aussenwelt.

Cartesius fasste Geist und Materie als Substanzen, als sich ausschliessende Gegensätze und suchte eine Vermittlung beider; die alleinige und ausschliessliche Substantialität Gottes sprach, als Vollendung des cartesianischen Systems

Baruch Spinoza (geb. 1632, gest. 1677) aus. Nach ihm ist Substanz dasjenige, was zu seiner Existenz keines anderen bedarf. Was bloss durch sich selbst ist, ist notwendig unendlich, nicht bedingt und beschränkt durch anderes. Mehrere Unendliche aber kann es nicht geben; eine Mehrheit von Substanzen ist daher notwendigerweise ein Widerspruch; es kann nur eine, und zwar eine absolut unendliche Substanz existieren. Diese eine Substanz nennt Spinoza Gott. Die Welt ist nicht freies, neben Gott stehendes Produkt des göttlichen Willens, sondern ein Ausfluss des seiner Natur nach unendlich schöpferischen Wesens Gottes selbst. Substanz ist die Ursache ihrer selbst, ist unendlich. Denken und Ausdehnung sind die Attribute dieser einen Substanz, und „Attribut“ ist nach Spinoza dasjenige, was der Verstand an der Substanz, als ihr Wesen ausmachend, wahrnimmt. Gott oder Substanz ist also denkend. Die göttliche Substanz wirkt frei, nur nach dem inneren Wesen ihrer eigenen Natur. Die Einzelwesen aber sind unfrei. Das Gute und Böse sind nicht etwas Wirkliches in den Dingen

selbst, sondern drücken nur relative Begriffe aus, die wir aus der Vergleichung der Dinge untereinander bilden. Das Böse, die Sünde, ist also nur ein Relatives, nicht Positives, denn nichts geschieht gegen Gottes Willen. Gut ist, was uns nützlich, böse, was uns verhindert, eines Guten teilhaftig zu werden. Nützlich ist, was zum Erkennen beiträgt; das höchste Erkennen ist aber die Erkenntnis Gottes; die höchste Tugend des Geistes ist: Gott erkennen und lieben.

So ist das spinozistische System der abstrakteste Monotheismus, der sich denken lässt.

Der Vater des modernen Empirismus ist der Engländer John Locke (geb. 1632 gest. 1704). Nach ihm giebt es keine angeborenen Ideen; alle unsere Erkenntnis stammt aus der Erfahrung. Die Erfahrung entsteht entweder durch die Wahrnehmung äusserer Gegenstände, durch Vermittlung der Sinne, dann nennen wir sie Empfindung; oder sie ist Wahrnehmung der inneren Operationen unserer Seele, dann nennen wir sie Reflexion. Die Substanz ist ein Unbekanntes, das als Träger solcher Qualitäten gedacht wird, die in uns einfache Ideen wirken. Unsere Erkenntnis reicht nicht über den Bereich unserer Ideen und somit über die Erfahrung hinaus. Locke hält es für möglich, ja selbst wahrscheinlich, dass der Geist ein materielles Wesen sei. Sein Empirismus wurde in England herrschende Philosophie. Auf seinem Boden steht auch der grosse Mathematiker

Isaac Newton (1642—1727). Nach Locke kommt uns der Begriff der Substanz nur durch die Gewohnheit.

David Hume (1711—1776) verfolgte diesen Gedanken weiter und lehrte: Alle unsere Schlüsse aus Erfahrung gründen sich bloss auf die Gewohnheit. Weil wir es gewöhnt sind zu sehen, dass ein Ding auf ein anderes der Zeit nachfolgt, bilden wir uns die Vorstellung, dass es aus ihm folgen müsse. Aus der Leugnung des Substanzialitätsbegriffs folgte für Hume auch die Leugnung des Ichs oder Selbsts; dies beruht somit auf Illusion. Von einer Unsterblichkeit der Seele kann bei diesen Voraussetzungen natürlich keine Rede sein.

Trotzdem konnte der Empirismus in England sich nicht bis zu jenem Extrem ausbilden, das sich bald darauf in Frankreich bis zur völligen Zerstörung aller Grundlagen des sittlichen und religiösen Lebens geltend machte. Der Franzose Abbé Condillac (1715—

1780), dem gleichfalls die Reflexion nur sinnliche Empfindung ist, nennt konsequenterweise die Menschen vollkommene Tiere, scheut sich aber noch, die Materialität der Seele zu behaupten und das Dasein Gottes zu leugnen.

Helvetius (1715—1771) zog alsdann die sittlichen Konsequenzen und machte die Befriedigung der sinnlichen Lust zum Prinzip der Moral. Die Selbstliebe oder das Interesse ist der Hebel aller unserer geistigen Thätigkeit. Absurd ist es, zu verlangen, dass der Mensch das Gute um des Guten willen thue.

Durch den Einfluss eines ausschweifenden Hofes war die Sitte in Frankreich durch und durch verderbt und die Kirche zu einer heuchlerischen und gewaltthätigen Pfaffenherrschaft herabgesunken; so blieb denn nur die Natur übrig als entgeistete Masse, als Materie, und zwar für den Menschen als Gegenstand der sinnlichen Empfindung und Begierde. Die Niederträchtigkeit und Heuchelei der bestehenden Zustände der Verachtung und dem Hasse preisgegeben zu haben, ist das Verdienst der französischen Aufklärungsperiode, deren einflussreichster Vertreter

Voltaire (1694—1778) ist. Derselbe war kein Atheist, that vielmehr den Ausspruch, wenn es keinen Gott gäbe, so müsste man einen erfinden. Dagegen gehört sein ganzer Hass dem positiv Kirchlichen.

Diderot (1713—1784) gründete im Verein mit d'Alembert die philosophische Encyklopädie, die mit beissendem Witz, meist nur durch Andeutungen über Staat, Gesetz, Moral, Natur, Geist und Gott philosophierte. Der Zeitgenosse Diderots, der Arzt

La Mettrie (1709, gest. zu Berlin 1751) spricht sich ganz rücksichtslos dahin aus: Alles Geistige sei ein Wahn und physischer Genuss das höchste Ziel des Menschen. Der Glaube an Gott ist grundlos und unfruchtbar; nur im Atheismus werde die Welt glücklich sein, und es werden die religiösen Kriege und die schrecklichsten Krieger, die Theologen verschwinden. Seele ist ein leerer Name und nur der Teil unseres Körpers der denkt — das Gehirn. Die Seele als Teil des Körpers vergeht mit ihm.

Damals entstand in London eine Zeitschrift materialistischer Richtung, das

Système de la Nature (1770). Darnach giebt es nichts als Materie und Bewegung. Das Prinzip der Thätigkeit im Menschen ist eine Substanz, deren Natur zwar unerkennbar, von der man aber

weiss, dass sie unteilbar und unsichtbar ist. Der Glaube an das Dasein Gottes ist eine Chimäre. Leiden, Furcht und Unwissenheit sind die Quellen der ersten Vorstellung von einer Gottheit. Von Unsterblichkeit kann keine Rede sein, ausgenommen die, im Gedächtnis der Nachwelt.

Hatte der Empirismus das Geistige dem Materiellen untergeordnet, so kommt

Gottfried Wilhelm Leibniz (Leipzig, 1646—1716) auf den entgegengesetzten Satz hinaus: Es giebt nur Geister (Seelen) und Vorstellungen derselben (Ideen). Nach der früheren Auffassung war das Erkennen ein passives, jetzt wird es ein aktives Verhalten sein. Auch Leibniz legt seiner Philosophie den Substanzbegriff zu Grunde, aber er fasst die Substanz als thätige Kraft auf, nach Art der lebendigen Kraft eines gespannten Bogens. Die thätige Kraft macht das Wesen der Substanz aus. Die Substanz ist Einzelwesen: Monade; es giebt eine Vielheit von Monaden, und diese sind die Grundwesen des ganzen physischen wie geistigen Universums. Die Leibniz'schen Monaden haben Aehnlichkeit mit den Atomen. Letztere sind einander qualitativ gleich; die Monaden dagegen sind qualitativ voneinander unterschieden. Es giebt keine zwei Dinge in der Welt, die sich völlig gleich sind. Die Atome sind teilbar, die Monaden unteilbar, dazu lebendige, seelische Wesen, jede ein Spiegel des Universums. Das Universum ist die Summe aller Monaden. Das wahrhaft Substanzielle ist nicht der Körper, sondern seine Urbestandteile. Ein entgeistetes Ausgedehntes giebt es nicht. Die Verschiedenheit der Monaden muss auch eine Verschiedenheit des Vorstellens sein. In der unorganischen Natur äussert sich das Leben der Monaden nur in der Form der Bewegung. Als bildende Lebenskraft, aber ohne Bewusstsein, äussert es sich in der Pflanzenwelt, mit Empfindung und Gedächtnis in der Tierwelt. Erhebt sich die Seele zur Vernunft, so nennen wir sie Geist. Das Universum ist somit die „absolute Harmonie“. Gott ist der zureichende Grund aller Monaden. Die Seele ist unsterblich, unzerstörbar. Der Tod ist das Zurückgehen des Lebendigen in den Zustand, in welchem es sich befand, ehe es auf das Theater der Welt trat. Alle Gedanken sind angeboren, d. h. sie werden vom Geist aus sich selbst produziert. Als Prinzipien alles Erkennens nehmen den ersten Rang ein der Satz des Widerspruches und der Satz des zureichenden Grundes. Die existirende Welt ist die beste, eine vollkommenere

ist unmöglich. Das Böse ist von Gott nur zugelassen als *conditio sine qua non*, weil ohne Böses keine Freiheit, ohne Freiheit keine Tugend sei. Das Böse ist nur eine Abwesenheit der Vollkommenheit und spielt dieselbe Rolle wie etwa die Dissonanz in der Musik, welche die Schönheit nicht mindert, sondern durch Kontrast erhöht.

Leibniz hat den Standpunkt des Idealismus nicht bis zum Extrem durchgeführt. Diese Konsequenz hat

Georg Berkeley (Irland, 1684—1753) gezogen. Unsere sinnlichen Empfindungen sind etwas durchaus Subjektives; die sogenannten Dinge existieren nur in unserer Vorstellung, eine materielle Aussenwelt existiert überhaupt nicht; es existieren nur Geister, d. h. denkende Wesen, deren Natur im Vorstellen und Wollen besteht. Unsere sinnlichen Empfindungen erhalten wir von einem uns überlegenen Geiste, von Gott. Da es ein Widerspruch ist, dass ein Wesen Ideen mitteile, welches selbst keine hat, so existieren die Ideen, die wir von ihm erhalten, in Gott.

Dieser durchgeführte reine Idealismus, die völlige Leugnung der Materie, ist nach Berkeley der sicherste Weg dem Materialismus und Atheismus zu entgehen. Dieser Idealismus blieb ohne weitere Fortbildung, dagegen fand die Leibniz'sche Philosophie einen Fortsetzer an

Christian Wolff (Breslau, 1679—1754), der die deutsche Sprache für immer zum Organ der Philosophie gemacht. Nach ihm ist möglich, was keinen Widerspruch enthält. Die Welt ist eine Reihe veränderlicher Dinge, die nebeneinander sind und aufeinander folgen, aber insgesamt miteinander verknüpft sind, so dass immer eins den Grund des andern enthält; da jedes Ding seine besonderen Regeln hat, so muss das Einzelne so viel an Vollkommenheit entbehren, als zur Symmetrie des Ganzen nötig ist. Die Seele ist eine einfache, unkörperliche Substanz, der die Kraft inne wohnt, sich eine Welt vorzustellen. Die Welt ist durch den Willen Gottes ins Dasein gerufen, mit der Absicht der Darstellung seiner Vollkommenheit. Das Böse in der Welt entspringt nicht aus dem göttlichen Willen, sondern aus dem eingeschränkten Wesen der menschlichen Dinge. Gott lässt es nur zu als Mittel zum Guten.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bildet sich in Deutschland eine eklektische Popularphilosophie aus, deren mannigfaltige Erscheinungen man unter dem Namen der

deutschen Aufklärung zusammenfasst. Sie ist das deutsche Gegenbild der französischen Aufklärung. Das empirische, einzelne Ich als solches gilt den Männern dieser Richtung als das absolute, als das ausschliesslich Berechtigte. Die Unsterblichkeitsfrage wird Hauptproblem, in welcher Hinsicht

Mendelssohn (1729—1786) der bedeutendste Mann dieser Richtung zu nennen ist. Dass man von Gott nichts wissen könne, wird stehender Glaubensartikel. Der Gesichtspunkt des Nützlichen und des Zwecks tritt in den Vordergrund.

Der Realismus hatte einseitig die Materie, der Idealismus einseitig das empirische Ich zur Absolutheit erhoben, da trat

Immanuel Kant (Königsberg, 22. April 1724—12. Februar 1804) auf und leitete die beiden Arme wieder in ein Bette zusammen. Er machte den Ursprung unserer Erfahrung zur Aufgabe seiner kritischen Untersuchung. Alle Erkenntnis ist ein Produkt zweier Faktoren, des erkennenden Subjekts und der Aussenwelt. Wäre keine Aussenwelt da, so gäbe es auch keine Erscheinungen; wäre kein Verstand da, so würden diese Erscheinungen oder Wahrnehmungen, die ein unendlich Mannigfaltiges sind, nicht miteinander in Verbindung gesetzt und zur Einheit einer Vorstellung verknüpft, es gäbe alsdann keine Erfahrung. Nichtsdestoweniger erkennen wir die Dinge nicht, wie sie an sich sind. Auch der Raum und die Zeit sind subjektive Zuthaten, Formen der sinnlichen Anschauung. Kant eignete der Verstandesthätigkeit ein eigentümliches Gebiet zu und suchte die notwendigen, für alle Erfahrung gültigen Bewegungsgesetze des Verstandes durch eine Analyse unserer Denkhätigkeit herauszubekommen. (Es sind deren zwölf: Einheit, Vielheit, Allheit, Realität, Negation, Limitation, Substantialität, Kausalität, Wechselwirkung, Möglichkeit, Wirklichkeit, Notwendigkeit.) Hieraus folgen drei Hauptsätze: 1. Wir erkennen nur Erscheinungen, nicht die Dinge an sich. 2. Nur die Erfahrung ist das Gebiet unserer Erkenntnis. 3. Will das menschliche Erkennen die ihm gesteckten Grenzen der Erfahrung überschreiten, d. h. transcendent werden, so verwickelt es sich in die grössten Widersprüche.

Die eigentlichen Probleme der Metaphysik liegen jenseits der Grenzen des philosophischen Wissens. War der theoretische Geist an die erscheinende, notwendigen Gesetzen gehorchende Sinnenwelt geknüpft, so gehört der praktische, kraft der ihm wesentlichen Freiheit, vermöge seiner Richtung auf den absoluten Endzweck,

einer rein übersinnlichen Welt an. Dies ist der praktische Idealismus Kants, aus dem er sofort die drei — als theoretische Wahrheiten zuvor geleugneten — praktischen Postulate, die Unsterblichkeit der Seele, die sittliche Freiheit und das Dasein Gottes ableitet.

Kant argumentiert: Es ist ein allerrealstes Wesen möglich. Nun ist unter aller Realität auch das Dasein mitbegriffen; leugne ich dies Dasein, so leugne ich, dass ein allerrealstes Wesen möglich sei, was sich widerspricht. Wenn etwas existiert, so muss auch ein schlechthin notwendiges Wesen als dessen Ursache existieren. Nun aber existiere zum mindesten ich selbst, also existiert auch ein schlechthin notwendiges Wesen als meine Ursache. — Ueberall ist Zweckmässigkeit; es existiert also eine notwendig mit Weisheit und Intelligenz wirkende Ursache dieser Zweckmässigkeit; diese notwendige Ursache muss das allerrealste Wesen sein; das allerrealste Wesen hat also notwendig Dasein. —

Das Sittengesetz ist das Gesetz, das die Vernunft durch sich selbst dem Willen giebt. Es ist ein kategorischer Imperativ, ein allgemeines, jeden vernünftigen Willen verbindendes Gesetz. Das Sittengesetz spricht: „Du kannst, denn Du sollst“ und versichert uns damit unserer Freiheit. —

Das höchste Gut hat zwei Bestandteile: 1. Höchste Tugend, 2. Höchste Glückseligkeit. Die geforderte Verwirklichung des ersten Moments postuliert die Unsterblichkeit der Seele, diejenige des zweiten das Dasein Gottes. Es muss ein Wesen geben, das die gemeinsame Ursache der natürlichen und der sittlichen Welt ist, und zwar ein solches Wesen, das unsere Gesinnung kennt und uns die Glückseligkeit zuteilt. Ein solches Wesen ist Gott. —

Kants Kritik der reinen Vernunft hatte zum Resultate die theoretische Unbeweisbarkeit der drei Vernunftideen: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Zwar führte er diese vom Standpunkte des theoretischen Wissens aus abgewiesenen Ideen in praktischem Interesse wieder ein, allein als nur praktische Voraussetzungen gewähren sie keine theoretische Gewissheit und bleiben dem Zweifel ausgesetzt.

Diese Ungewissheit, diese Verzweiflung am Wissen niederzuschlagen, stellte

Friedrich Heinrich Jacobi (1743—1819) dem Standpunkte des Kriticismus den Standpunkt der Glaubensphilosophie gegenüber. Die Unbeweisbarkeit des Ewigen und Göttlichen sei nicht mit den

Mitteln der Demonstration zu erreichen, allein diese Unerreichbarkeit für den Verstand sei eben das Wesen des Göttlichen. Im Gefühle, im unvermittelten Wissen, im Glauben gedachte Jacobi seine Gewissheit zu finden, die Kant auf dem Boden des Denkens vergeblich gesucht hatte. Ein Gott, welcher bewiesen werden könnte, ist kein Gott. Sollte sein Dasein bewiesen werden, so müsste sich Gott aus einem Grunde, der vor und über Gott wäre, ableiten lassen. Hier tritt der Glaube ein; ein Fürwahrhalten, das nicht aus Vernunftgründen entspringt, heisst Glauben. Wir können uns alles Mögliche einbilden, aber nur ein Ding auch für wirklich halten, dazu gehöre eine Nötigung unseres Gefühls, die wir nicht anders als Glauben nennen. Das Vermögen der Gefühle ist das Höchste im Menschen, was ihn allein vom Tiere unterscheidet. Die Vernunft geht einzig und allein aus dem Vermögen der Gefühle hervor. Jede Philosophie, welche nur reflektierende Vernunft annimmt, muss sich zuletzt in ein Nichts der Erkenntnis verlieren; ihr Ende ist Nihilismus. —

Es war nur eine unvermeidliche Konsequenz, wenn

Johann Gottlieb Fichte (1762—1814) das Kantsche Ding-an-sich verwarf und jenen äusseren Anstoss des Geistes, den Kant auf das Ding-an-sich zurückgeführt hatte, als eigenen Akt des Geistes setzte. (Wir müssen darauf verzichten hier die höchst komplizierte Wissenschaftslehre Fichtes wiederzugeben, da dies der Raum nicht gestattet.)

Nach der Religionslehre Fichtes ist die moralische Weltordnung das Göttliche, das wir annehmen. Durch das Rechtthun wird dieses Göttliche in uns lebendig und wirklich. Jene lebendige und wirkende moralische Ordnung ist selbst Gott; wir bedürfen keines anderen Gottes und können keinen anderen fassen. Der Begriff von Gott als einer besonderen Substanz ist unmöglich und widersprechend. Gott existiert an sich selbst nur als eine solche moralische Weltordnung. Jene absolute Selbstgenügsamkeit der Vernunft, jene gänzliche Befreiung von aller Abhängigkeit nennt Fichte Seligkeit. Als das einzige, aber untrügliche Mittel der Seligkeit zeigt mir mein Gewissen die Erfüllung der Pflicht: Erzeuge nur in Dir die pflichtgemässe Gesinnung und Du wirst Gott erkennen und, während Du uns anderen noch in der Sinnenwelt erscheinst, für Dich selbst schon hienieden im ewigen Leben Dich befinden. —

Gott, dessen Begriff Fichte bisher in der zweifelhaften Gestalt einer moralischen Weltordnung an das Ende seines Systems gestellt hatte, wurde ihm nun zum absoluten Anfange und einzigen Element seiner Philosophie. An Stelle der scharfen Dialektik der Wissenschaftslehre trat eine Vorliebe für mystische und bildliche Ausdrucksweise, sowie eine Hinneigung zur Religion und zum Christentume, besonders in seiner Schrift: „Anweisung zum seligen Leben“, die in dem Satze gipfelt: Der Mensch kann sich keinen Gott erzeugen, aber sich selbst als die eigentliche Negation kann er vernichten und sodann versinkt er in Gott. —

Eine eigentümliche, beachtenswerte Fortbildung der Kantschen Philosophie hat

Johann Friedrich Herbart (1776—1841) versucht. Ihm erscheinen alle früheren Versuche Fehlversuche. Das Denken hat sich zuerst von der Erfahrung loszureissen. Der Anfang der Philosophie ist demnach die zweifelnde Ueberlegung, die Skepsis. Die Entdeckung von Widersprüchen in allen unseren Erfahrungsbegriffen könnte indessen auf Verzweiflung an der Wahrheit führen; wird aber die Existenz alles Realen geleugnet, auch der Schein, die Empfindung, das Vorstellen, so wird auch das Denken aufgehoben. Wir können demnach annehmen: So viel Schein, so viel Hindeutung aufs Sein. — Die zurückgedrängten, an der Schwelle des Bewusstseins harrenden, nur im Dunkel wirkenden Vorstellungen, deren wir uns nur halb bewusst sind, sind die Gefühle. Diese äussern sich, je nachdem ihr vorringendes Streben mehr oder weniger Erfolg hat, als Begierden. Die Begierde, wenn sie sich mit der Hoffnung des Erfolges verbindet, wird zum Willen. Wille ist kein besonderes Vermögen des Geistes, sondern liegt nur in dem Verhältnisse der herrschenden Vorstellungen zu anderen. —

Aus Fichte ging

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775—1854) hervor. Nach ihm liegt der Grund unseres Wissens nur im Ich, daher muss jede wahre Philosophie Idealismus sein. Der erste Ursprung des Begriffes der Materie stammt aus der Natur der Anschauung des menschlichen Geistes. Das Gemüt ist die Einheit einer unbeschränkten und beschränkenden Kraft. Kraft ist im Materiellen gleichsam das Immaterielle. Kraft in der Natur ist das, was dem Geiste verglichen werden kann. Die Natur soll der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur sein. Hier also, in der absoluten

Identität des Geistes in uns und der Natur ausser uns, muss sich das Problem, wie eine Natur ausser uns möglich ist, auflösen. Es muss eine Identität der letzten Ursache angenommen werden, wodurch, als durch eine gemeinschaftliche Seele der Natur (Weltseele), organische und unorganische, d. h. die allgemeine Natur beseelt ist. Hier haben wir die Idee eines allgemeinen Organismus.

Ueber das Prinzip der Teleologie sagt Schelling: Wenn alle bewusste Thätigkeit zweckmässig ist, so kann ein Zusammentreffen der bewussten und bewussten Thätigkeit nur in einem solchen Produkt sich nachweisen lassen, das zweckmässig ist, ohne zweckmässig hervorgebracht zu sein. Das Eigentümliche der Natur beruht eben darauf, dass sie, obgleich selbst nichts als blinder Mechanismus, doch zweckmässig ist. —

Das Gehirn des Menschen ist die höchste Blüte der ganzen organischen Metamorphose der Erde. Hieraus ist zu ersehen, dass selbst die sogenannte tote Materie nur als eine schlafende Tier- und Pflanzenwelt zu betrachten ist, welche, durch das Sein der absoluten Identität belebt, in irgend einer Periode auferstehen kann. —

Nachdem sich Schelling in den verschiedensten Methoden ruhelos umhergeworfen, überlässt er sich schliesslich dem schrankenlosen Laufe seiner Phantasie. Alle wahre Erfahrung, sagt er, ist religiös. Gottes Dasein ist eine empirische Wahrheit, ja, der Grund aller Erfahrung. Es wird die Zeit kommen, da die Wissenschaften mehr und mehr aufhören werden und die unmittelbare Erkenntnis eintreten muss. Nur in der höchsten Wissenschaft schliesst sich das sterbliche Auge, wo nicht mehr der Mensch sieht, sondern das ewige Sehnen selber in ihm sehend geworden ist. Da nichts vor oder ausser Gott ist, so muss Gott den Grund seiner Existenz in sich selber haben. Sein Geschäft ist die Anordnung der Natur, des bisher regellosen Grundes und aus dieser Verklärung des Realen durch das Ideale entsteht die Schöpfung der Welt. In der Möglichkeit des Guten und Bösen besteht die menschliche Freiheit. Wie der Mensch jetzt handelt, so muss er handeln, aber dennoch handelt er frei, weil er sich selbst von Ewigkeit her frei zu dem gemacht hat, was er jetzt notwendig ist. In Christus ist das Prinzip der Liebe dem menschengewordenen Bösen persönlich entgegengetreten. —

Es widerspricht dem Begriffe Gottes keineswegs aus sich selbst, vom Unvollkommenen zum Vollkommenen fortzugehen, sich zu ent-

wickeln; das Unvollkommene ist ja eben das Vollkommene selbst, nur als werdendes.

Die Hegelsche Philosophie bildet den diametralen Gegensatz zu der ihr vorangehenden Schellingschen. Wurde diese immer realistischer, spinozistischer, mystischer, dualistischer, so ist dagegen jene wieder idealistischer, rationalistisch.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770—1831) lehrt: Der Anfang der Wissenschaft ist der unmittelbare, bestimmungslose Begriff des Seins. Dieser ist in seiner Inhaltslosigkeit und Leerheit so viel als die reine Verneinung des Nichts. Ein Uebergehen vom Nichts ins Sein ist Entstehen, im umgekehrten Falle Vergehen. —

Der höchste Begriff ist die absolute Idee, die Einheit des Lebens und des Erkennens, das ebenso unendlich wirkliche als von dieser seiner unmittelbaren Wirklichkeit sich unterscheidende, sich selbst denkende und denkend verwirklichende Allgemeine. —

Die Vollziehung und Selbstmanifestation der Gerechtigkeit ist absoluter Zweck, Selbstzweck. Die Strafe, die am Verbrecher vollzogen wird, ist sein Recht, seine Vernünftigkeit, sein Gesetz, unter das er subsummiert werden darf. Seine Handlung fällt auf ihn selbst zurück. Hegel verteidigt darum auch die Todesstrafe, deren Abschaffung ihm als unzeitige Sentimentalität erscheint. Ebenso hält er vorwiegend die Omnipotenz des Staates im antiken Sinne fest. Daher sein Widerwille gegen den modernen Liberalismus. Die Persönlichkeit des Staates ist nur als eine Person, als Monarch, wirklich.

Mit Hegel ist die klassische Zeit der Philosophie zu Ende. Man würde indessen sehr irren, wenn man jeden weiteren Fortschritt in der Philosophie nach Hegel leugnen wollte. —

Noch bevor Hegel seine Laufbahn vollendet, begann eine Reaktion gegen diese Ueberschätzung des geistigen Vermögens. Der grösste Widersacher Hegels ist

Arthur Schopenhauer (1788 — 1860). Seine Philosophie ist eine Kombination, eine geistvolle Mosaikarbeit, jedoch kein System. Er verwirft das historische Philosophieren, d. h. die Fassung des Weltprinzips als ein Werden oder Gewordensein. Die Kardinalfrage seiner Philosophie ist: Wie gelangen wir zur Erkenntnis des Realen der Welt? Das Einzige uns Bekannte, von dem wir ausgehen können, wo der Weg ins „Innere der Natur“ zu suchen ist, ist die Welt der Vorstellung. „Keine Wahrheit“, sagt Schopenhauer, „ist gewisser und eines Beweises weniger bedürftig, als diese,

dass alles, was für die Erkenntnis da ist, also diese ganze Welt, nur Objekt in Beziehung auf ein Subjekt ist.“ Die Welt als Vorstellung ist nur für uns durch das Subjekt da.

Das Ziel aller Spekulation ist die Selbsterkenntnis, weil sie der Schlüssel ist zur Erkenntnis des inneren Wesens der Dinge.

Den Zweck erkennen wir durch den Intellekt. Wo Zweck ist, muss auch notwendig Wille sein, denselben zu realisieren; der Wille ist das Vorhergehende und den Zweck Erzeugende.

Die Erklärung der Welt aus einem ethischen Prinzip — Wille — macht eigentlich die ganze Schopenhauersche Philosophie zur Ethik und giebt dadurch der Ethik im engeren Sinne eine Stütze, die ihr gefehlt hat. — Der Wille leidet durch sich selbst und sucht Erlösung, welche in nichts anderem bestehen kann als in der Aufhebung seiner selbst. Solange aber der Wille blosser Wille bleibt, solange bleibt auch das Wollen und das Leiden. Um diesem ein Ende zu machen, muss der Wille sich selbst erkennen, gleichsam über sich hinausgehen, über sich erheben, muss sich ein Licht schaffen, welches ihn beleuchtete und somit zur Ruhe brächte. Dieses Licht nun ist der Intellekt; durch ihn gelangt der Wille zum Selbstbewusstsein. Der Kampf der Individuen miteinander oder, um den modernen Ausdruck zu gebrauchen, der allgemeine Kampf ums Dasein ist nichts anderes als der Kampf des Willens gegen sich selbst und die notwendige Folge seines Irrtums. —

Der Pantheismus ist absurd; der Theismus zwar denkbar, erklärt jedoch gar nichts. — Der einzige Standpunkt, von dem aus eine traurige Welt, wie die unsrige, betrachtet werden muss, ist der Atheismus, den man aber nicht mit Irreligiosität, ebenso wenig wie den Theismus mit Religion verwechseln darf; vielmehr ist der Atheismus und seine notwendige Konsequenz, der Pessimismus, die einzige wahrhafte religiöse Weltanschauung. Die einzige wahre Tugend, das Fundament aller Moral ist das Mitleid; dies wird zur Quelle aller Handlungen.

Mit der Verneinung des Willens ist die Bestimmung des Menschen erfüllt und die Seligkeit erlangt. Diese Seligkeit aber kann in nichts anderem bestehen, als im Nichtsein. Dieses Nichts (Nirwana) vermögen wir aber, solange wir überhaupt sind, nie zu erkennen. Es bleibt für uns immer ein Nichts, vor dem unserem ganzen Wesen stets schaudert und schaudern wird. Dass wir so sehr das Nichts verabscheuen, ist nichts weiter als ein Ausdruck

davon, dass wir so sehr das Leben wollen und nichts sind als dieser Wille, und nichts kennen als eben ihn. —

Schopenhauers Philosophie, so, wie sie in ihrer überlieferten Gestalt ist, vermag keine einzige von den Fragen zu lösen, die sie sich vorlegt. Sie ist eine Entwicklungslehre ohne ein entwicklungsfähiges Prinzip. Wenn also alles Unvollkommene der Schopenhauerschen Philosophie aus der Unvollkommenheit ihrer Grundlage entspringt, so kann auch ihre Korrektur in nichts anderem bestehen als in einer vollkommeneren, vielseitigeren Fassung des Prinzips selbst. Diese Aufgabe löst

Eduard von Hartmann (geb. Berlin 1842). Dass das Reale der Welt der blinde, unvernünftige Wille ist, steht für ihn fest. Das Prinzip der Zweckmässigkeit, das in der neueren Philosophie keiner so siegreich verfochten wie Hegel, ist die Vernunft. Der Monismus ist die erste Voraussetzung, unter der eine philosophische Weltklärung denkbar ist. —

Das Eine Absolute, das Wille und Vorstellung — Idee, Vernunft, das Logische — zugleich ist, ist offenbar ein geistiges Prinzip; wir bezeichnen es mit dem Worte „Geist“. Dass der Wille als der blinde Naturtrieb zum Leben eo ipso ein unbewusster sein muss, ist klar. Wenn nun von den beiden Attributen des Geistes das eine der absolute Gegensatz der Vernunft, das andere die blosse — unbewusste — Anlage oder Bedingung des Bewusstseins ist, so kann offenbar auch der Geist selbst kein bewusster sein. Hartmann gebraucht für die Bezeichnung des unbewussten Geistes den Ausdruck „das Unbewusste“, worunter also nichts anderes zu verstehen ist als das Eine, schlechthin unteilbare, absolute, unbewusste Weltwesen, das all-eine, geistige Individuum samt seinen unbewussten Attributen oder Funktionen — Wille und Vorstellung.

Warum das Absolute sich offenbart, oder warum der Weltprozess beginnt, ist ein unlösbares Problem, weil es mit dem zusammenfällt: Warum ist überhaupt das Absolute? — Die Philosophie fragt nicht darnach. —

Muss man nun alle Hoffnung, je in den Besitz der vollen Wahrheit zu gelangen, aufgeben? Dass dem nicht so ist, dafür bürgt uns die Thatsache, auf der alle Philosophie, alle Moral und Religion beruht, nämlich, dass ein unlösbares Band uns mit dem Absoluten verbindet, dass die Gottheit nicht nur über der Welt und über uns, sondern auch in der Welt und in uns ist, und dass

auch wir in Gott leben, weben und sind. So ist die volle Wahrheit nur intuitiv — durch mystische Anschauung — erkennbar. Die Induktion muss demnach durch Intuition vervollständigt werden, durch das mystische Moment geläutert werden, dann ist sie eine sichere und zwar die einzig sichere philosophische Methode.

Eigene Glückseligkeit darf das Individuum nicht beanspruchen, und thut es dies, und hofft es, dieselbe, sei es auf Erden oder im Jenseits zu erlangen, so ist dies eine Illusion, die von der Philosophie durchschaut und aufgegeben wird. Kurz, unsere Welt ist die denkbar beste aller denkbaren Welten, für das individuelle Leben aber eine Stätte des Elends, und nur da, um einst aufgehoben zu werden; sie ist durchweg vollkommen und durchweg jammervoll: „O, schöne Welt, du bist abscheulich!“

Eine Erkenntnis der Natur ist nur dann zu erwarten, wenn sich Naturforschung und Naturphilosophie in die Arbeit teilen. Die Grenzen der Naturforschung sind deutlich gezogen und von den Naturforschern selbst erkannt; die Erforschung dessen, was darüber hinaus liegt, aber noch unter den Begriff der Natur fällt, ist Aufgabe der Naturphilosophie.

Es giebt keine Kluft zwischen unorganischer und organischer Materie. Es müssen organische Ur-Verbindungen schon vor der Entstehung der einfachsten Organismen gewesen sein; sie sind die erste Möglichkeit des organischen Lebens. Das so hervorgegangene Leben der einfachsten Art nennt man Urzeugung, durch die das Unbewusste den Grund zu ferneren Organisationen auf Erden legt. Das Walten des Unbewussten giebt sich in jeder Naturerscheinung kund. Aus keiner Thatsache lässt sich dies so deutlich erkennen als aus dem Instinkt, da das Handeln des Unbewussten selbst ein instinktives ist, d. h. ein zweckmässiges ohne Bewusstsein des Zweckes. —

Der Mensch ist erlösungsbedürftig, also leidend; er strebt nach Gott, um die Freiheit von der Welt zu erlangen; also ist die Erlösungsbedürftigkeit, die ein Gefühl ist, der Ursprung der Religion, und das Gefühl die religiöse Grundfunktion. Das religiöse Gefühl ist aber eine Sehnsucht nach Gott. Da das Verhältniss des Menschen zu Gott aus dem Verlangen, der Sehnsucht nach Gott folgt, so ist es ein Liebesbund, ein Sich-Gott-Geloben; die Religion stellt sich, von menschlicher Seite betrachtet, uns dar als Glaube. Unsere Liebe zu Gott kann keine Gegenliebe erwarten; was Gott uns gewährt, ist Gnade, die das Korrelat des Glaubens ist.

Gott ist der Urgrund sowohl des Daseins — der Natur — als des Bewusstseins; er ist der Eine transcendente Weltgrund, der sich sowohl in der Sphäre des Daseins, wie in der des Bewusstseins beständig bethätigt, er ist die Bedingung sowohl der Natur, als des Bewusstseins. Mit anderen Worten: Gott ist der unbewusste, mithin unpersönliche Weltgrund. —

Die notwendige Folge der Religion ist die Moral. Wenn wir der Religion gemäss leben und handeln, so ist das Prinzip unseres Handelns — das Moralprinzip — das der Erlösung, der Glückseligkeit Gottes. Nach dem Moralprinzip der Erlösung leben, heisst mitarbeiten an der Abkürzung des Leidens- und Erlösungsweges Gottes, sich absolut hingeben an das Ganze, Verzichtleisten auf alle individuelle Glückseligkeit ohne Aussicht auf individuelle Unsterblichkeit. Dieser Verzicht kann dem nicht schwer fallen, der von der Ueberzeugung durchdrungen ist, dass er im Tode mit Gott vereinigt und des göttlichen Lebens und der wiedergewonnenen göttlichen Seligkeit theilhaftig wird.

Aus vorstehenden Ausführungen wird sich der Laie ein Bild, wenn auch nur ein ungefähres, der verschiedenen philosophischen Systeme, die selbstverständlich hier nur in gedrängter Kürze, fast nur andeutungsweise wiedergegeben werden konnten, zu machen imstande sein.

Es lag nicht in unserer Absicht, durch den vorstehenden Auszug, der doch nur den Wert von Notizen besitzt, die ausserordentliche Arbeit Schweglers zu verstümmeln, im Gegenteil — wir wollen wünschen, dass es uns durch diese Notizen gelungen sein möge, manchen der Leser zu veranlassen, jenes Werk zum Gegenstande eines gründlichen Studiums zu machen.

Wissen und Glauben.

Thales -- v. Hartmann! Aristoteles — Darwin-Haeckel! — Welche gewaltigen Perioden umfassen nicht diese wenigen Namen! Philosophie und Naturwissenschaft im Anfange — und heute!

Denken und Wissen — so recht geschaffen, vereint die Welt zu beglücken; doch das Schicksal wollte es anders, und noch bis auf den heutigen Tag stehen sich beide feindlich gegenüber. Der Leser, der die Einleitung mit Aufmerksamkeit verfolgte, wird daraus ersehen haben, dass bisher fast alle Denker von dem Vorhandensein einer höheren Intelligenz, eines höheren Wesens überzeugt sind. Er wird ferner einen Einblick in die Gedankentiefe und Gedankenfülle unserer Geistesheroen gethan haben, der ihn unwillkürlich zu der Einsicht führen muss, dass die empirischen Wissenschaften als solche uns nirgends einen Aufschluss geben können über Gott, Leben, Denken, Weltursache, Weltzweck und Seligkeit, dass es demnach nur ein Unrecht von der Naturwissenschaft sein kann, sich selbst als einzig gültig und vollwertig, die Philosophie aber als zwecklos und überflüssig hinzustellen; und dies nur deshalb, weil uns die Philosophie keinen endgültigen und allgemein anerkannten Aufschluss über jene Fragen zu geben imstande ist. Deshalb versucht auch die Naturwissenschaft immer wieder der Philosophie, wie man weniger schön als treffend zu sagen pflegt, den Knüppel zwischen die Beine zu werfen mit der Frage: Sagt uns doch, um was ihr durch eine, sich schon zweieinhalb Jahrtausende hindurchziehende Forschung gebessert oder erfahrener geworden seid, während die Naturwissenschaft stetig forscht und zur Erkenntnis der Natur und somit des Menschen selbst beigetragen hat? Nun, wir meinen, von Thales bis von Hartmann ist doch ein nicht zu verachtender Schritt, der auch nur von dem verkannt werden kann,

der ihn verkennen will. Allerdings ist die Philosophie mit Hülfe der Naturwissenschaft durch Induktion zu Schlüssen gelangt, die heute allgemein als gültig anerkannt werden und die die Menschheit zu jener moralischen Höhe, auf der sie nunmehr steht, emporgehoben haben. Ja, wir können dreist sagen, wenn sich in fernen Jahrtausenden die Menschen wirklich erkannt haben, sich Eins fühlen werden als Kinder eines Gottes, wenn sich die Erkenntnis Bahn gebrochen haben wird, dass nicht der Kampf Aller gegen Alle Glückseligkeit und Frieden auf Erden bringen kann, sondern nur die Duldsamkeit, Versöhnung, Verzeihung und Liebe, dann wird das Hauptverdienst, diesen Zustand, der uns heute als ein Idealzustand vorschwebt, herbeigeführt zu haben, der Philosophie zufallen, während die Naturwissenschaft immer nur Mittel zum Zweck war.

Allerdings ist es wahr, dass es bis heute kein einziges philosophisches System giebt, das in allen Punkten eine allgemeine Anerkennung gefunden hätte; allein wie ist es nur möglich, dies zu verlangen? Schon die immerwährend fortschreitenden Naturwissenschaften müssen bald hier, bald dort eine Ansicht modifizieren. Dazu spielt auch der Glaube, d. h. der begründete Glaube, nicht der Dogmenglaube, der mit unseren Betrachtungen absolut nichts zu thun hat, eine grosse Rolle; es giebt bekanntlich nicht zwei Menschen auf der Erde, die in allen Teilen dasselbe glauben. — Warum aber können wir nicht Alles prüfen und das Beste behalten? Es kann nicht unsere Absicht sein, die ganzen philosophischen Systeme hier einer Kritik zu unterziehen, zumal dies vielfach von berufeneren Leuten geschehen ist, wir werden aber Gelegenheit haben, in unseren Untersuchungen vielfach darauf zurückzukommen.

Wir haben in der Einleitung die Differenz zwischen Glauben und Wissen festgestellt und nachgewiesen, dass solche in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist, wohlverstanden, nicht vorhanden zwischen dem Wissen und dem darauf aufgebauten Glauben, und nicht dem auf die angeblichen Offenbarungen der Bibel irrtümlich gegründeten Glauben. Hier war es allerdings, wie Kant sagt (Vorrede, I. Ausg. „Kritik der reinen Vernunft“) „Pflicht der Philosophie, das Blendwerk, das aus Missdeutung entsprang, aufzuheben, sollte auch noch so viel gepriesener und beliebter Wahn dabei zu nichte gehen.“

Zu bedauern ist es, dass materialistische Schriftsteller immer und immer wieder eine Vereinigung von Wissen und Glauben als

unmöglich hinstellen; so der geniale Hieronymus Lorm, der rundweg erklärt: „Was ich weiss, brauche ich nicht erst zu glauben; wo das Wissen gänzlich aufhört, da erst fängt der Glaube an“. Moritz Carrière erwidert ihm darauf (Gegenwart No. 23, 1891): „Wir glauben doch aber an die Atome der materiellen Welt, die wir doch auch nicht sehen. Und so sind Glauben und Wissen untrennbar verwoben, und der Glaube fängt nicht da an, wo das Wissen aufhört, sondern der Wissenstrieb geht über das Gegebene hinaus und fragt nach Grund und Zweck unserer Vorstellungen und der Dinge“. „Mir ist die Welt nirgends mit Brettern vernagelt. Ich sehe sie in einer Entwicklung, welche auf ein Vorher und ein Nachher hinweist, und die Wissenschaft, die das Kausalgesetz befolgt, erschliesst kraft desselben die Ursache und das Ziel. Wir stehen alle vor einem grossen X, als Endliche vor dem Unendlichen, das wir mitdenken, so wie wir uns als endlich erkennen und fragen: Wie muss der Grund des Lebens beschaffen sein, um diese Welt der Natur und des Geistes, der Notwendigkeit und der Freiheit zu bedingen? Da will ich nun keine Dogmen, die sich mit den Thatsachen und Gesetzen der Wirklichkeit nicht vertragen, aber ich will mir auch diese Thatsachen nicht verkümmern und durch Theorien wie der Materialismus leugnen lassen“.

Um jedem Leser ein eigenes Urteil über die materialistische Weltauffassung, sowie über deren Hauptstütze, die sie in den epochemachenden Werken Darwins und Haeckels gefunden zu haben glaubt, zu ermöglichen und das Verständnis hierfür zu erleichtern, ist es unumgänglich nötig, hier eine kurze Darstellung des in seiner Konsequenz zum Atheismus führenden Materialismus folgen zu lassen.

Nach der materialistischen Lehre ist die Materie oder das sinnlich wahrnehmbare Dasein als die Grundlage der gesamten Erscheinungswelt zu betrachten, und auch die psychischen Erscheinungen müssen auf materielle Ursachen zurückgeführt werden. Der reine Materialismus leugnet alles Geistige und sieht das psychische Leben als Ergebnis der Funktionen des organischen Lebens an, leugnet also jede zwecksetzende Intelligenz in der Weltordnung und die Freiheit des menschlichen Willens¹⁾.

¹⁾ Eine ausserordentlich klare Darstellung des Materialismus giebt Dr. Kurd: Lasswitz in seiner preisgekrönten Schrift „Die Lehre Kants von

Soweit in Kürze die Definition des Materialismus. Wieso nun derselbe an Darwin und Haeckel seine bedeutendste Stütze gefunden, möge im folgenden dargelegt werden.

Schon der berühmte französische Naturforscher Lamarck (geb. 1. Aug. 1744, gest. 18. Dez. 1829) sah in dem Willen und der Gewöhnung der Individuen, verbunden mit der Erbllichkeit die Veranlassung zur Accommodation oder Anpassung, und erklärte dadurch die Umwandlung der Arten, d. h. einer Gruppe von Geschöpfen, von einander in allen wesentlichen Merkmalen ähnlichen Individuen, welche von gleich organisierten Eltern abstammen und gleich organisierte Nachkommen erzeugen. Lamarck sprach es aus, war aber nicht imstande seine Behauptung zu begründen.

Erst Charles Darwin (geb. 12. Febr. 1809, gest. 19. April 1882) führte die Abstammungslehre bis auf unantastbare, der Beobachtung und dem Experiment zugängliche Thatsachen zurück. Darnach weicht jede Generation von der vorhergehenden um ein Minimum ab, aber nicht alle Individuen in gleicher Richtung, wodurch die Abarten, Varietäten und Spielarten entstehen. Die Eigenschaften der Zeugenden, und nicht nur die allgemeinen, sondern auch die Merkmale ihrer individuellen Abweichung werden erblich. Alle Organismen streben, sich in geometrischer Progression zu vermehren, aber die Natur setzt diesem Streben durch massenhafte, fortdauernde Vernichtung Schranken entgegen. Daraus entsteht der Kampf ums Dasein. Nun kann die individuelle Abweichung in Bezug auf die Vernichtung nützlich, gleichgültig oder schädlich sein; die Widerstandsfähigkeit, das Anpassungsvermögen der Individuen ist verschieden, und es findet daher eine fortwährende Auswahl unter den individuellen Varietäten statt; es ist dies die natürliche Zuchtwahl oder Züchtung. Die Folge ist, dass eine Art abgeändert wird unter Divergenz des Charakters; durch Kreuzung mit der Urform wird die Divergenz gehemmt, es findet ein Rückschlag statt, welcher ausbleibt, wenn die Varietät isoliert wird.

Eine Grenze der Variation ist in keiner Weise nachweisbar, und so müssen in sehr langer Zeit die tiefgreifendsten Umwandlungen stattfinden. Dabei aber muss sich ein Fortschritt vom Nie-

der Idealität des Raumes und der Zeit“ etc., im Zusammenhange mit seiner Kritik des Erkennens, allgemeinverständlich dargestellt. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1883.)

deren zum Höheren ergeben, weil diejenigen Abänderungen für die Individuen am günstigsten sind, welche sie befähigen, immer spezialisiertere Stellen im Naturhaushalte einzunehmen. Das sind aber diejenigen, welche früher gleichartige Organgruppen in besonders differenzierte Organe spalten, d. h. welche die Organisation zu einer höheren machen.

Soweit Darwin. —

Ein Sturm von Huldigungsadressen an Darwin aus den gebildeten Kreisen der ganzen Welt, hauptsächlich von Theologen, war die Antwort auf das Erscheinen seines epochemachenden Werkes „Ueber die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“ (1859). Drei Auflagen waren bereits erschienen, als der berühmte Naturforscher und Freund Darwins Thomas Huxley (geb. 4. Mai 1825, gest. 29. Juni 1895) mit einer kleinen Broschüre hervortrat, die in der Betrachtung gipfelte, dass alles das, was Darwin vom Tiere gesagt und nachgewiesen, auch natürlich ebenso auf den Menschen anzuwenden sei, dass also auch der Mensch aus einem niedrigeren Organismus hervorgegangen sein müsse.

Darwin, der bis dahin diese Schlussfolgerung absichtlich vermieden hatte, nahm nun keinen Anstand mehr, den späteren Auflagen seines Werkes einige Seiten hinzuzufügen, worin er jener Schlussfolgerung unverhohlen Ausdruck gab.

Seit jener Zeit ist die Lehre Darwins, der Darwinismus, von der Theologie in Acht und Bann gethan. Warum? — weil sich die Theologen sehr wohl der Tragweite dieser Lehre bewusst waren. Darwin selbst ist indessen nicht bis zur äussersten Konsequenz gegangen und hat nirgends in seinen Werken Schlussfolgerungen für die Religion daran geknüpft. Es blieb dies dem genialen Naturforscher Ernst Haeckel (geb. zu Potsdam 16. Februar 1834) vorbehalten, der durch seine beiden Werke: „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ und „Anthropogenie, Entwicklungsgeschichte des Menschen“ die gebildete Welt geradezu in Erstaunen setzte.

Besonders das erstere Werk ist es, das die weiteste Verbreitung verdient, denn es ist auch für gebildete Laien durchaus verständlich geschrieben. Man lese dieses herrliche Werk nur einmal mit Verständnis, und man wird sehr bald bekennen, dass es mindestens denselben Genuss und dieselbe Erbauung gewährt wie das Lesen in der Bibel. Alles atmet glühende Liebe und Bewunderung

der Natur. Freilich aber hat die Forschung mit dem Bibelglauben nichts gemein, und der Gott, den mich die Natur in ihren Werken erkennen lässt, ist ein viel, viel grösserer Gott als der persönliche Gott, den unsere Theologie unter Verleugnung aller wissenschaftlichen Fortschritte gefunden zu haben glaubt und lehrt. —

Kehren wir zu unserem Thema zurück! — Haeckel war es, der dem von Fritz Müller zuerst aufgestellten Satz über die Beziehungen der individuellen Entwicklung zur Stammesentwicklung allgemeine Fassung gab. Derselbe lautet dahin, dass die Entwicklung des einzelnen Tieres eine kurze Wiederholung aller derjenigen Veränderungen darstellt, welche dasselbe im Laufe seiner Stammesgeschichte von den ältesten Zeiten organischen Lebens bis heute durchgemacht hat. Aus diesem Grunde sieht Haeckel die höchste Aufgabe der Systematik in dem Aufbau eines, die natürliche Verwandtschaft darstellenden Stammbaumes aller Einzelwesen.

Und er hat diesen Stammbaum entworfen, hat durch Induktion und Deduktion nachgewiesen, dass er nur so und nicht anders sein kann, wenigstens in seinen Grundzügen. Und was folgt daraus? — Dass der menschliche Körper durchaus nicht etwas besonders Erschaffenes sein kann, sondern sich vielmehr im Laufe vieler hunderttausend Jahre — wenn nicht Millionen Jahre, herausentwickelt hat aus niedrigeren Formen; und so, folgert Haeckel weiter, hat sich in gleicher Weise mit der vollkommeneren Körperform auch der Geist entwickelt zu dem, was er heute ist. Wohl erscheint der Geist des Kulturmenschen als etwas Unerklärliches, Ungeheures, während man den Geist des Tieres einfach für „Instinkt“ erklärt, ohne sich Gedanken darüber zu machen, wie nun dieser Instinkt wiederum zu erklären ist. Sehen wir aber ab vom zivilisierten Menschen, und betrachten wir den noch auf unterster Stufe der Entwicklung stehenden Buschmann oder Feuerländer mit seiner aus etwa fünfzig Lauten bestehenden Sprache, und vergleichen wir ihn mit dem vollkommensten Affen, dessen Sprache aus etwa zwanzig Lauten besteht, so finden wir bald, dass der Unterschied zwischen beiden bei weitem nicht so gross ist, als der zwischen einem Feuerländer und einem zivilisierten Menschen. Die geistigen Fähigkeiten sind gewachsen mit dem Körper, haben sich vervollkommenet durch Vererbung, durch Anpassung, und sind im Kampfe ums Dasein zu jener Höhe gelangt, die uns befähigt, das Märchen aus „Tausend und eine

Nacht“ zu verwirklichen, den Raum fast mit der Schnelligkeit des Blitzes zu durchfliegen und dem entfernten Freunde wiederum mit der Schnelle des Blitzes unsere Gedanken nicht nur durch Schrift, sondern auch durch Worte zu übermitteln.

Wohl erscheint es wunderbar und unverständlich, dass der menschliche Körper, ursprünglich eine mikroskopisch sichtbare Zelle, zu jener Vollkommenheit gelangen konnte, auf der er sich befindet. Und doch! — an der Hand der Descendenztheorie ist es recht wohl erklärlich. Dass ein Moner, ein Lebewesen von einfachstem Organismus, ein strukturloses Schleimklümpchen, ein kleines Stückchen dieser strukturlosen Masse abstösst, welches nunmehr als junges Moner seinen Lebenslauf beginnt, finden wir durchaus natürlich. Wir finden es auch natürlich, dass die Amöbe, ein kugeliger Plasmaklumpen, der einen Kern nebst Kernkörperchen einschliesst, sich zusammenschnürt, sich teilt und auf diese Weise fortpflanzt. Wir finden es natürlich, dass sich bei den übrigen Tieren unterster Ordnung Zelle an Zelle anreihet, dass sich einige Zellen abschnüren und so das junge Tochtertier bilden, das in allen Teilen dem Muttertiere ähnelt; aber wir erstaunen und finden es unbegreiflich, dass aus einer Zelle im menschlichen mütterlichen Organismus das junge Wesen entsteht, indem sich Zelle an Zelle fügt, bis das Tochterwesen der Mutter ähnelt und sich dann vom mütterlichen Organismus durch Abschnürung, genau wie bei den Moneren und Amöben, trennt und ein selbstständiges neues Wesen bildet.

Hand in Hand geht hiermit die Entwicklung des Geistes. Er war nicht vorhanden vor dem Inslebentreten des Individuums; er tritt ins Leben und entwickelt sich mit dem Individuum, ist stets gebunden an die körperliche Hülle, ist gesund und krank mit dem gesunden und kranken Körper und muss demnach mit der Vernichtung des Körpers ebenfalls untergehen.

Hiermit also fällt nach Haeckel der Glaube an den Ursprung des menschlichen Geistes als an etwas Göttliches, sowie naturgemäss der Glaube an die Fortdauer desselben nach dem Tode des Körpers.

Wir kommen somit jetzt zu dem Glauben an Gott.

Der Stoff, sowie die ihm innewohnende Kraft ist ewig und wird ewig sein. Niemals ist ein Atom neu der Welt hinzugekommen, niemals ein Atom aus der Welt verschwunden. Das sind feststehende Thatsachen, an denen nicht gerüttelt werden kann. Fortwährend

verändern sich die Formen, fortwährend verbinden sich die Stoffe zu anderen Gestalten, zu anders wirkenden Kräften, aber der Stoff selbst und die ihm innewohnende Kraft war ewig und wird ewig sein.

„Fühlt dennoch jemand das Bedürfnis“, ruft Haeckel aus, „sich die Entstehung dieser Materie als die Wirkung einer übernatürlichen Schöpferthätigkeit, einer ausserhalb der Materie stehenden schöpferischen Kraft vorzustellen, so haben wir nichts dagegen, aber wir müssen bemerken, dass damit auch nicht das Geringste für eine wissenschaftliche Naturerkenntnis gewonnen ist!“ Gott, der doch nur als Schöpfer der Materie gedacht werden kann, müsste demnach vor der Materie dagewesen sein, müsste noch ewiger sein als die ewige Materie. Mit dieser Unmöglichkeit fällt gleichzeitig der Glaube an Gott.

Haeckel giebt alsdann eine natürliche Erklärung für das Entstehen des organischen Lebens auf der Erde und sagt (Natürliche Schöpfungsgeschichte, VII. Aufl., Vortrag XII, S. 281—310): „Es liegt eine solche Erklärung garnicht so fern, wie allgemein geglaubt wird. Unsere Erde war ursprünglich ein Feuerball. Nach der Abkühlung entstand die verdichtete und feste Oberfläche, und das Wasser, bisher in Dampfform vorhanden, schlug nieder als tropfbare Flüssigkeit. Da nun alle organischen Wesen, besonders die niederen, zum grossen Teile Wasser enthalten, so kann also erst nach diesem Vorgange das organische Leben auf der Erde seinen Anfang gehabt haben. Halten wir nun zunächst die höchst wichtige Thatsache fest, dass im Tier- und Pflanzenkörper kein Grundstoff vorkommt, der nicht auch ausserhalb desselben in der leblosen Natur zu finden wäre, d. h. es giebt also keine besonderen organischen Elemente oder Grundstoffe, halten wir ferner fest, dass sich der organische Körper in einem höchst merkwürdigen Aggregatzustande, wie er sonst in der Natur nicht wieder vorkommt, befindet! Er ist nämlich weder fest noch flüssig, sondern hält zwischen beiden Zuständen die Mitte, kann also als fest-flüssig oder gequollen bezeichnet werden, und eben durch diese charakteristische Verbindung des Wassers mit der organischen Materie entsteht jener Aggregatzustand, welcher für die mechanische Erklärung der Lebenserscheinungen von der grössten Bedeutung ist. Die Ursache derselben liegt wesentlich in den physikalischen und chemischen Eigenschaften eines einzigen Grundstoffes, und dieser Grundstoff spielt bei allen Tier-

und Pflanzenkörpern die grösste Hauptrolle. Dieser Stoff geht die verwickelsten Verbindungen mit anderen Elementen ein und ruft dadurch die grösste Mannigfaltigkeit in den Formen und Lebereigenschaften der Tier- und Pflanzenkörper hervor. Uebrigens sind diese Erscheinungen keineswegs schwerer zu erklären als die Bildung von Krystallen, und auch dies sind rein physikalisch-chemische Vorgänge, die ebenso unmittelbar von materieller Beschaffenheit abhängig sind und durch materielle Zusammensetzung bedingt werden. Es muss sich auch jedes Krystallindividuum während seiner Entstehung ganz ebenso wie jedes organische Individuum den umgebenden Einflüssen und Existenzbedingungen der Aussenwelt unterwerfen und anpassen, denn in der That ist die Form und Grösse eines jeden Krystalls abhängig von seiner gesamten Umgebung, z. B. von dem Gefäss, in welchem die Krystallisation stattfindet, von der Temperatur und dem Luftdruck, unter welchem der Krystall sich bildet, von der Anwesenheit oder Abwesenheit ungleichartiger Körper u. s. w.¹⁾

Nach dieser, nur im Auszuge wiedergegebenen Ausführung sind also die einfachsten Organismen, Moneren, jedenfalls durch Urzeugung entstanden, allerdings eine Hypothese, die sich mit Sicherheit niemals beweisen lassen wird, da in ältester, unvordenklicher Vorzeit ganz andere Bedingungen existierten als gegenwärtig.

In Bezug auf die Urzeugung sagt Haeckel schliesslich: „Mir scheint die Vorstellung, dass der Schöpfer an diesem einzigen Punkte willkürlich in den gesetzmässigen Entwicklungsgang der Materie eingegriffen habe, der im übrigen ganz ohne seine Mitwirkung verläuft, ebenso unbefriedigend für das gläubige Gemüt wie für den wissenschaftlichen Verstand zu sein.“

Es kann nicht geleugnet werden, dass die von einem Forscher wie Haeckel ins Feld geführten Beweise für die materialistische Weltanschauung etwas Imponierendes haben, allein nach genauerem Ueberlegen kann der Genannte trotzdem nicht von Trugschlüssen freigesprochen werden. Haeckel ist Forscher und nur Forscher und steht natürlich als solcher auch durchaus auf dem Standpunkt

¹⁾ Die rein wissenschaftlichen Ausführungen der letzten Seiten sind — im Auszuge — entnommen: Haeckel, natürliche Schöpfungsgeschichte, VII. Aufl., Vortrag XII, S. 281—310.

der Unversöhnlichkeit von Wissen und Glauben, vergisst aber, dass der Bibelglaube, der doch einzig gemeint sein kann, wenn er zum Schlusse vom „gläubigen Gemüt“ spricht, nichts gemein hat mit dem Fürwahrhalten des auf wissenschaftlicher Grundlage beruhenden vernünftigen Denkens. Gewiss ist der Offenbarungs-Glaube unvereinbar mit dem Wissen, nicht aber die philosophischen Schlüsse, die Hieronymus Lorm freilich mit „Seiltänzer-Kunststücken“ vergleicht. So sagt er (Gegenwart, 26. 1891): „Einen Philosophen lernt man nur verstehen, wenn man ihm auf seinem kühnen Gange zu schwindelnder Höhe, wobei ihm ein oft nur sehr dünner Faden der Logik zur Unterlage dient, mit aller Anstrengung der eigenen Gedankenkraft begleitet; einen Seiltänzer kann man bei ähnlichen Evolutionen bequem mit dem Auge begleiten, ohne die eigenen Kräfte im geringsten anstrengen zu müssen.“ — Nachdem er dann von einem armen Weibe — dem er begegnet, und das ihm in ihrer einfältigen Weise erzählt, dass sie, die selbst nicht weiss, wie sie ihre fünf Kinder ernähren soll, noch das Kind einer sterbenden Nachbarin, deren Mann, ein Säufer, davongelaufen, zu sich genommen, — berichtet, fährt er fort: „In diesem armen, einfältigen Weibe, in welchem sich die Intelligenz immer schlummernd verhalten, stand ja plötzlich der von meinem Nachdenken vergebens gesuchte Prachtmensch leibhaftig vor mir! Einen höher zu bewertenden kann auch die fernste Zukunft nicht bringen, denn die Pracht des Menschen ist absolut nicht von der Entwicklung des Geistes durch die Zeit abhängig, sondern von Ewigkeit an in sein Herz gelegt.“ — — — „Die Moral hat jedoch im Sinne der irdischen Bestrebungen weder Zweck noch Wert, sie ist das Göttliche, das dem Atheisten übrig bleibt, wenn er jede äusserliche Vorstellung davon abgeworfen hat.“ — — — „Wenn“, wie Cicero sagt, „nichts so thöricht ist, dass es nicht von einem Philosophen vorgebracht werden könnte, dann hatte ein französischer Weltweiser des vorigen Jahrhunderts unrecht, die Liebe als den einzigen Gegenstand zu erklären, von welchem sich nichts Dummes sagen liesse, weil auch das Unverständigste in ihr möglich wäre; ein zweiter derartiger Gegenstand ist die Philosophie!“

Was will alles das nun sagen? Nächst der Verächtlichmachung der Philosophie doch wahrscheinlich weiter nichts, als dass wir in allen Verhältnissen gute Menschen antreffen können, sowohl unter den völlig Intelligenzlosen wie unter den Atheisten, „für die

die Moral das einzig Göttliche ist, was ihnen bleibt.“ Also doch etwas Göttliches! noch dazu etwas, das „für irdische Bestrebungen weder Zweck noch Wert hat!“ Wie viele Menschen giebt es wohl, die für diesen „Salto mortale“ Verständnis haben?

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu Haeckel zurück.

Die Bewunderung der Natur und das Erstaunen, das sie uns abnötigt, hat, wie schon so viele, so auch Haeckel, zu einer gewissen Einseitigkeit verleitet, die im Interesse der Wissenschaft sehr zu bedauern ist. Führte die Konsequenz seiner Lehre unbestritten zum Atheismus, so würden wir uns eben damit begnügen und ohne Theismus gerade ebensogut auskommen wie mit ihm, indem wir allerdings von jenem freilich noch sehr grossen Haufen absehen, der ohne selbstständiges Denken nur deshalb an Gott glaubt, weil er sich auf Erden sowohl, wie in einem ihm völlig unklaren Jenseits besser dabei zu stehen vermeint; er glaubt, „auf dass es ihm wohl gehe und er lange lebe auf Erden!“ Bei dieser grossen Masse ist, vielleicht sogar unbewusst, die Religion weiter nichts als — man verzeihe den wenig schönen, aber zutreffenden Ausdruck — ein Geschäftskniff. Wer aus wissenschaftlicher Ueberzeugung an einen Gott nicht glauben kann, verdient durchaus unsere Achtung, nicht aber, wer da glaubt, ohne zu wissen warum?! Der Bibelgläubige denkt oft einen besonderen Trumpf auszuspielen, wenn er dem Atheisten zuruft: Warte nur, auch Deine Stunde schlägt! Vor Beginn einer Schlacht, in Deiner Sterbestunde, am Sterbebette Deines Weibes, Deines Kindes oder in sonst grossen Seelenqualen, da wirst Du Gott schon zu finden wissen! — Es kann darauf nur erwidert werden, dass allerdings oft der bisher gedankenlos Ungläubige, der Ungläubige aus Grossmannsucht in Fällen, wie oben angeführt, zu Gott bekehrt wird, der wissenschaftlich überzeugte Atheist wird indessen höchst selten, selbst nicht in Seelenqualen, seine Ueberzeugung verleugnen. Endlich aber, und das ist die Hauptsache, kann doch ein Zustand, in dem jemand seelische oder körperliche Qualen erleidet, nicht als ein normaler bezeichnet werden, also wird auch sein Geisteszustand kein normaler sein, sodass das, was er in einem solchen Zustande ausspricht, doch nicht die Gültigkeit haben kann wie das normale Wissen, zu dem jemand durch langjähriges Studium, im Sehnen nach Erkenntnis gelangt ist. Wenn also für das Dasein Gottes kein anderer Beweis vorgebracht werden kann als der Hinweis auf die Not, die zu Gott beten lehren soll, also

auf einen doch immerhin mehr oder weniger anormalen Geisteszustand, so stände dieser Beweis wirklich auf recht schwachen Füßen.

Es ist nun keineswegs der Fall, dass Haeckels Lehre zum Atheismus führt; ja, gerade das tiefere Erkennen der Natur, das wir Haeckel verdanken, der an Darwin anschliessende Ausbau der Descendenztheorie sowie der Darwinschen Lehre im allgemeinen, nötigt uns unbedingt noch mehr, als bis dahin geschehen, nach dem Woher und Wohin, nach der Ursache und dem Zweck der Welt zu forschen, worauf uns die empirische Wissenschaft keine Antwort zu erteilen vermag.

Wenn es nun gelingt, den Beweis zu führen, dass in der Welt nicht nur einiges, sondern alles, was geschieht, zweckmässig ist, d. h. wenn die Zweckmässigkeit als Naturgesetz anerkannt werden wird, so muss uns dies in Verbindung mit dem anderen Naturgesetz, dass alles dem Vollkommenen zustrebt, nicht nur das Rätsel des Weltzwecks lösen, sondern uns auch zur Erkenntnis führen, dass diese Gesetze in Verbindung mit allen übrigen Naturgesetzen unbedingt eines Gesetzgebers bedürfen. Somit also, weit davon entfernt im Darwinismus die Bedingung für den Materialismus und Atheismus zu entdecken, finden wir vielmehr gerade darin die gewichtige Bestätigung für die Annahme der Existenz einer höchsten Intelligenz und Vernunft, die wir Gott nennen, und gelangen ferner durch das Gesetz der Zielstrebigkeit zu einem Welt-Endzweck.

Es ist ausserordentlich bedauerlich, dass einem Kant die enormen Errungenschaften der neueren Naturforschung noch nicht zu gute kommen konnten. Für diesen eminenten und seltenen Denker wären sie ganz besonders befruchtend gewesen. —

Die Naturgesetze sind uns nicht nur durch die unverbrüchliche Strenge ihres Waltens ein Rätsel, sondern auch durch die stattfindenden wunderbaren Ausnahmen von diesem Walten. Hier wenige Beispiele: Wärme dehnt aus, Kälte zieht zusammen; gefrierendes Wasser indessen dehnt sich um $\frac{1}{11}$ seines Volumens aus, schwimmt daher auf Wasser, zersprengt Gefässe, in welche es eingeschlossen, und erweitert Felsklüfte. Das wärmere Wasser bildet dann, und zwar bis zu $+4^{\circ}$ Cels. die untere Schicht der Gewässer und ermöglicht so die Fortexistenz der Fische. — Ferner: Es sinkt der schwerste erkaltete Eisenblock in glühend-flüssigem Eisen nicht unter, sondern schwimmt obenauf. — Ein Gummistrang zieht sich,

erwärmt, zusammen und dehnt sich bei Abkühlung aus. — Unsere Erde dreht sich, wie alle Planeten bis zum Uranus, der nahezu senkrecht zu der Bahnebene steht, von Westen nach Osten, die Satelliten des Uranus jedoch drehen sich retrograd, also von Osten nach Westen. Die Frage nach der Rotation des Neptun ist noch unentschieden, jedoch aus der Bewegung seines Mondes glaubte der Astronom Newcomb zu Washington schliessen zu können, dass dieser Mond sich von Osten nach Westen drehe; der weitere Schluss liegt dann nahe, dass auch der Planet selbst sich von Osten nach Westen drehe. — So sehen wir die Welt nirgends als Perpetuum mobile, nirgends als starres, mechanisches Uhrwerk. Es kann unmöglich einem denkenden Menschen gegeben sein, im Walten der Natur nur rein mechanische Kräfte zu erblicken, und selbst dann drängt sich unwillkürlich die Frage nach dem Woher? auf. — Wir wollen hier die wundervollen Worte Kants anführen, da wohl schwerlich eine andere Feder imstande sein dürfte, hierauf bezügliche Gedanken in ähnlicher Weise wiederzugeben. Er sagt („Kritik der reinen Vernunft“, Vorrede zur I. Auflage): „Es ist nämlich umsonst, Gleichgültigkeit in Ansehung solcher Naturforschungen erkünsteln zu wollen, deren Gegenstand der menschlichen Natur nicht gleichgültig sein kann. Auch fallen jene vorgeblichen Indifferentisten, sofern sie nur überall etwas denken, in metaphysische Behauptungen unvermeidlich zurück, gegen die sie doch so viel Verachtung vorgaben.“ — Ferner („Methodenlehre der reinen praktischen Vernunft“): „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“ — — „Das erste fängt von dem Platze an, den ich in der äusseren Sinnenwelt einnehme“. — — „Das zweite fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit an und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher ich mich, nicht wie dort, in bloss zufälliger, sondern allgemeiner und notwendiger Verknüpfung erkenne. Der erste Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit als eines tierischen Geschöpfes, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten, einem blossen Punkt im Weltall, wieder zurückgeben muss, nachdem es eine kurze Zeit, man weiss nicht wie, mit Lebenskraft versehen gewesen. Der zweite erhebt dagegen meinen Wert als einer Intelligenz

unendlich durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Tierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigstens so viel sich aus der zweckmässigen Bestimmung meines Daseins durch dieses Gesetz, welche nicht auf Bedingungen und Grenzen dieses Lebens eingeschränkt ist, sondern ins Unendliche geht, abnehmen lässt.“

Wir finden, dass fast alle, oder doch die bedeutendsten Philosophen zu dem Resultate gelangt sind, dass die Welt nicht ohne eine höhere Intelligenz, ohne Gott denkbar ist; aber doch wird das, was im Grunde die Hauptsache ist, fast nirgends klar und unumwunden ausgesprochen, vielmehr stets, gewissermassen sorgfältig umgangen, nämlich, ob man sich Gott, d. h. die höhere Intelligenz, die das All durchdringende Vernunft, die die Naturgesetze gegeben und die Weltordnung, als sich seiner selbst bewusst vorzustellen habe! Hierauf sucht man vergeblich eine so klare Antwort, wie sie z. B. Ph. Spiller gegeben, der erklärt, dass die Atome des unbewussten Weltäthers der Weltenbaumeister seien. Freilich lässt er die Frage nach dem Ursprunge dieser Allerweltsatome wieder offen. Auch Spinoza spricht sich darüber nicht aus; die Folge ist, dass er teils als Atheist, teils als Pantheist betrachtet wird.

Ed. v. Hartmann erkennt in der Vorstellung — Intelligenz — als Attribut des Geistes, die Ursache aller Intelligenz in der Welt, also auch des Bewusstseins; sie ist die Bedingung, unter der das Bewusstsein erst zustande kommt, ist als solche vor dem Bewusstsein, kann also selbst nicht als eine bewusste gedacht werden. Dass der Wille als der blinde Naturtrieb zum Leben, als der Antagonist des Logischen, eo ipso ein unbewusster sein muss, ist nach v. Hartmann ebenso klar. Wenn nun, folgert v. Hartmann weiter, Gott sowohl der Urgrund des Daseins, der Natur, als des Bewusstseins ist, so ist er der eine transcendente Weltgrund, der sich sowohl in der Sphäre des Daseins, wie in der des Bewusstseins beständig bethätigt; er ist die Bedingung sowohl der Natur, als des Bewusstseins. Mit anderen Worten: Gott ist der unbewusste, mithin unpersönliche Weltgrund.

Nun aber sagt v. Hartmann wörtlich in: „Philosophische Fragen der Gegenwart“, S. 135: „Was nun die Gefühlsseite im absoluten Geist betrifft, so hat Pfeleiderer ganz recht, es als eine entscheidende Probe für jeden Gottesbegriff zu bezeichnen, dass alles

Weh und alles Seufzen der Kreatur auch durch sein Herz zieht, d. h. auch von ihm getragen und gefühlt wird, weil er sonst mit kaltem Wissen um die Zustände der Individuen diesen gleichgültig und fremd gegenüber stände.“ Wie aber kann sich jemals ein Laie ein „durch das Herz eines sich seiner selbst unbewussten Gottes ziehendes Weh“ erklären?

So erhalten wir fast nirgends eine klare, bündige Antwort auf die oben beregte Frage; desgleichen lesen wir fast bei allen Philosophen von der Zweckmässigkeit in der Natur, erfahren aber von keinem, ob wir uns dieselbe nur hin und wieder auftretend und wirkend zu denken haben oder als feststehendes Naturgesetz durch das ganze Reich der Natur. —

Endlich besprechen auch viele die Seligkeit, die Fortexistenz des Geistes, ohne auch nur die geringste Andeutung zu geben, wie man sich diese Fortexistenz zu denken habe. Ed. v. Hartmann nennt die Seligkeit „ein Aufgehen in Gott“, ein nur unklarer Begriff, besonders, wenn uns der Begriff von Gott, als eines sich seiner selbst bewussten Geistes fehlt. Von Kirchmann sagt deshalb auch, mit solchem Ausspruch sei gar nichts erreicht, denn wenn uns die Erinnerung an unser Erdenleben fehlt, wie darnach doch angenommen werden soll, so sei dies Aufgehen in Gott gerade so gut wie Vernichtung des Geistes. Er selbst denkt sich die Fortexistenz der Seele rein spinozistisch, indem er mit Hülfe des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, die den Atomen des zerfallenden Körpers innewohnende Kraft als „ewig lebend“ bezeichnet. Dies wäre im Grunde wieder weiter nichts als reinsten Materialismus.

Es ist also nirgends eine klare Vorstellung gegeben, d. h. klar insofern, als sich doch jeder in irgend einer Weise eine Vorstellung von dem zur Besprechung Stehenden machen will.

Das Eine steht fest: Gott und Seligkeit können mathematisch nicht bewiesen werden, und deshalb ist die versuchte mathematische Beweisführung von Descartes und Spinoza eine völlig verfehlt und muss es sein, weil Gott und Seligkeit der Ewigkeit angehören, während Mathematik eine Wissenschaft ist, die nur mit endlichen Grössen rechnet. Unendliches ist nur durch Unendliches, Unbegreifliches nur wieder durch Unbegreifliches zu beweisen; somit also auch das Weltproblem, Gott und Unsterblichkeit nur durch Induktion, mit Hülfe der gegebenen unendlichen und unbegreiflichen Naturgesetze. —

Wir werden im späteren Verlauf unserer Darlegungen jene Fragen in der Weise behandeln, dass wir zunächst die Existenz eines sich seiner selbst bewussten Gottes, und was damit unmittelbar zusammenhängt, Zweckmässigkeit, Weltursache und Weltzweck, hieran anknüpfend die Fortexistenz der Seele, dann den Wert des Lebens sowie den Wert von Geld und Gut, darauf die Sittengesetze besprechen. Zum Schlusse werden wir noch in Kürze die National-Oekonomie behandeln.

Gott. Zweckmässigkeit.

Wohl hat die Lehre Spinozas sehr viel für sich, doch kann sie bei weiterem Denken nicht genügen. Es ist sehr schwer, sich nur die Materie als Gott vorzustellen, sehr schwer, sich die Materie — als solche — durchgeistigt vorzustellen, denn Spinoza folgert: Da mein Körper aus den verschiedensten organischen und unorganischen Stoffen aufgebaut ist, und da die Gesamtheit dieser Stoffe das Denken, das Geistige im Menschen ergiebt und schon in den einzelnen Stoffen, in den einzelnen Teilen bereits auch ein Teil des Denkvermögens vorhanden ist, so ist die Materie Gott und in jedem Teile der Materie auch ein Teil vom Geiste Gottes. Daraus würde doch gefolgert werden müssen, dass ein beliebiges Zusammenfügen verschiedenster Stoffe allemal ein denkendes Wesen erzeugen müsste, und, je mehr Stoff, desto tieferes Denken. Wenn nur die Materie denkt, so wäre kein Unterschied zwischen toter und belebter Materie; es gäbe nur eine und von Ewigkeit her dieselbe Materie, und, da es keine tote Materie gäbe, gäbe es auch keine besondere Bezeichnung für die belebte Materie.

Auf diese Weise ist es unmöglich, zu jener hohen, erhabenen Vorstellung von Gott zu gelangen, wie sie uns angesichts der Welt abgenötigt wird. Halten wir doch einmal fest: Die im Menschen wirkenden geistigen Kräfte sind nur in Verbindung mit dem Körper zu denken. Niemand kann leugnen und hat geleugnet, dass das Denken etwas völlig Rätselhaftes, Unerklärliches, dem Irdischen durchaus Fremdes ist, und auch die von Haeckel an der Hand der Descendenztheorie gegebene Erklärung, die in ihrem Aufbau und ihrer Gedankenfülle geradezu klassisch und bewunderungswürdig ist, giebt trotzdem keine ursächliche Erklärung, wonach allerdings der Forscher

als solcher auch nicht zu fragen hat. Wir haben weiter oben bereits die Entwicklung der Geschöpfe bis zu denkenden Wesen — nach Haeckel — geschildert, haben mit der zunehmenden Vervollkommnung des Körpers auch ein Zunehmen des Geistes, des Denkens nachgewiesen, Dinge, die der Augenschein und die Erfahrung lehren; aber wieso, wodurch und woher das kommt, das ist nicht erklärt und wird auch von der Naturwissenschaft allein niemals erklärt werden können; die Philosophie aber ist imstande, gewissermassen durch Indicienbeweis diese Fragen zu beantworten und zunächst das zweifellos festzustellen, dass die vorhandene geistige Kraft ein Teil Gottes, ein Teil der göttlichen Kraft ist. Ist dieser Beweis einmal als geltend anerkannt, so ist die andere Frage, die dieser eigentlich voraufgeht, was ist das Leben? woher kommt die erste Amöbe? ganz gegenstandslos geworden. Man kann recht wohl mit Haeckel annehmen, jene Amöbe sei durch Selbstzeugung aus dem Meeresschlamm durch gewisse Kohlenstoffverbindungen entstanden, aber es hindert auch nichts, anzunehmen, sie sei von Ewigkeit her gewesen, anzunehmen, dass, da die Materie im allgemeinen von Ewigkeit her vorhanden, ausser der unorganischen auch organische Materie von Ewigkeit her vorhanden war, und es ist gar kein Grund, nur der unorganischen Materie ein Dasein von Ewigkeit her zuzuschreiben und zu behaupten: Die unorganische Materie war vor der organischen, also muss die organische später besonders erschaffen sein. Es ist der Unterschied zwischen organischer und unorganischer Materie für die Wissenschaft allerdings nicht zu entbehren, aber er darf nicht für die Philosophie künstlich aufrecht erhalten werden. Materie gehört zur Natur, sei sie unorganisch oder organisch, und ist also den Naturgesetzen ebenso unterworfen, wie alles in der Welt. Mit der Materie aber müssen die Naturgesetze, also auch die Bewegung ewig und unendlich sein, und es erscheint wirklich ganz ungereimt, eine ewige Materie — aber eine unorganische — zuzugeben und sich nun den Kopf zu zerbrechen, über die Entstehung der organischen Materie, über die Bewegung, über Leben und Denken, während alles dies unter der Notwendigkeit der ewigen Naturgesetze auch ewig vorhanden oder doch ewig im Keim vorhanden gewesen sein muss. Und dass die Bewegung ebenso alt wie die Materie, folgert schon daraus, dass sie in demselben Moment eintreten muss, in welchem ein Atom leichter oder schwerer ist als ein anderes. — Schelling sagt betreffs der Materie sehr

richtig: „Der Organismus ist ebenso ursprünglich als die Materie; die unorganische Materie als solche existiert nicht; sie ist wirklich organisiert, und zwar für die Organisation, gleichsam als das allgemeine Samenkorn, aus welchem diese hervorgeht. Die Organisation jedes Weltkörpers ist das herausgekehrte Innere dieses Weltkörpers selbst. Die Erde selbst wird Tier und Pflanze. Das Organische hat sich nicht aus dem Unorganischen gebildet, sondern ist von Anbeginn, wenigstens potentiell darin gegenwärtig gewesen. Die jetzt vor uns liegende unorganisch scheinende Materie ist das Residuum der organischen Metamorphose, was nicht organisch werden konnte. Das Gehirn des Menschen ist die höchste Blüte der ganzen organischen Metamorphose der Erde. Aus dem Bisherigen muss man ersehen, dass wir eine innere Identität aller Dinge und eine potentielle Gegenwart von allem in allem behaupten, und also selbst die sogenannte tote Materie nur als eine schlafende Tier- und Pflanzenwelt betrachten, welche durch das Sein der absoluten Identität belebt, in irgend einer Periode auferstehen konnte.“

Wir müssen also daraus schliessen: Wenn Materie, unorganische wie organische, von Ewigkeit vorhanden, wenn ferner keine Materie ohne Kraft, da Materie ohne Kraft überhaupt nicht zu denken ist, so muss bei ewigem Bestehen der Materie auch deren Kraft von Ewigkeit bestehen, wie dies auch durch das von Mayer und Helmholtz gefundene Gesetz von der Erhaltung der Kraft schlagend bewiesen ist.

Nun hat man sich stets gescheut, Gott einen Körper zuzuerkennen, da man sich Gott nie im Zusammenhange mit Irdischem vorstellen konnte. Andererseits kann man auch trotz alles Grübelns nicht darüber hinweg, dass ein mit höchster Kraft begabter, vollkommener Geist nicht ein Nichts, nicht eine absolute Leere sein könne, und so half man sich schliesslich damit, sich Gott als einen „höchst feinen Aether“ vorzustellen; das war also nicht gerade die grobe, greifbare Materie und auch wieder nicht die Leere, das Nichts! Wie aber war es möglich, darüber zu vergessen, dass Materie doch immer Materie ist, gleichgültig ob greifbar oder nicht? Jedenfalls geht das Eine daraus hervor, dass das Naturgesetz überall dasselbe ist; dass jegliche Kraft an den Stoff gebunden ist, und, da im ganzen All die Materie eine und dieselbe ist, so muss auch im ganzen All die geistige Kraft eine und dieselbe sein. Mit anderen Worten: Der Geist Gottes bedarf genau ebenso eines

materiellen Körpers, wie ihn der menschliche Geist bewohnt. Ausser der unendlichen Materie im All giebt es aber keine weitere Materie, also muss sich auch der Körper Gottes innerhalb des Alls befinden, und dieser Körper Gottes kann demnach nur die Welt, das All sein, das ewige, unendliche All! Auch auf den Menschen ist ein Teil dieser göttlichen Kraft übertragen, auch er ist ein Teil Gottes!

Die Idee, die hier zu Grunde liegt, ist, wie dem aufmerksamen Leser nicht entgangen sein wird, eine völlig andere als die Spinozas, für den die Materie selbst Gott ist. Ebenso ist sie auch insofern eine andere als die der Stoiker — die allerdings denselben Satz aussprachen, — als jene weder das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, noch das des Gebundenseins von Kraft und Stoff auch nur ahnten. Gleichzeitig haben wir aber auch das, was Schelling betreffs der organischen Materie ausgesprochen, näher begründet, indem wir deduzieren: Wenn der Körper Gottes die Welt ist, so muss naturgemäss der Stoff, die Materie, ebenso wie Gott selbst von Ewigkeit zu Ewigkeit sein. Organisches Sein, Empfinden, Fühlen, Denken ist aber nach Haeckel eine Eigenschaft des Stoffes ebenso wie etwa die Kraft der Krystallbildung, demnach also, wiederholen wir, muss die organismenbildende Materie ebenso wie die unorganische Materie von Ewigkeit sein.

Wir können aber mit unseren Folgerungen hier keineswegs stehen bleiben und müssen uns weiter sagen: Der vollkommenste Geist ist auch nur im vollkommensten Körper zu denken, mithin muss die Welt und in ihr unsere Erde absolut vollkommen und mithin wiederum muss auch alles absolut zweckmässig sein. Kant sagt darüber in seiner „Kritik der reinen Vernunft“, VI. Abschnitt: „Die gegenwärtige Welt eröffnet uns einen so unermesslichen Schauplatz von Mannigfaltigkeit, Ordnung, Zweckmässigkeit und Schönheit, man mag diese nun in der Unendlichkeit des Raumes oder in der unbegrenzten Teilung desselben verfolgen, dass selbst nach den Kenntnissen, welcher unser schwacher Verstand davon hat erwerben können, alle Sprache über so viele und unabsehlich grosse Wunder ihren Nachdruck, alle Zahlen ihre Kraft zu messen, und selbst unsere Gedanken alle Begrenzung vermissen, so dass sich unser Urteil vom Ganzen in ein sprachloses, aber desto beredteres Erstaunen auflösen muss. Allerwärts sehen wir eine Kette von Wirkungen und Ursachen, von Zwecken und Mitteln, Regelmässig-

keit im Entstehen oder Vergehen, und, indem nichts von selbst in den Zustand getreten ist, darin es sich befindet, so weiset es immer weiter hin nach einem anderen Dinge, als seiner Ursache, welche gerade eben dieselbe weitere Nachfrage notwendig macht, sodass auf solche Weise das ganze All im Abgrunde des Nichts versinken müsste, nähme man nicht etwas an, das ausserhalb diesem unendlichen Zufälligen, für sich selbst ursprünglich und unabhängig bestehend, dasselbe hielte und, als die Ursache seines Ursprunges, ihm zugleich seine Fortdauer sicherte.“

Vor Jahren wurde die Lehre von der Zweckmässigkeit — die Teleologie — viel umstritten und galt schliesslich als wissenschaftlich für völlig abgethan. Man ging eben von dem Standpunkte aus, dass nur Das zweckmässig sei, was für die persönlichen Zwecke des einzelnen Menschen, sowohl betreffs seiner Organe, als betreffs aller sonstigen Vorkommnisse gut und dienlich sei. Da ihm nun aber vieles in seinen Organen und vieles ihm Begegnende und Zustossende durchaus nicht dienlich und fördernd, sondern, dem ersten Augenscheine nach, oft höchst nachtheilig, hindernd und sein oder der Seinen Leben gefährdend ist, so erklärte man aus dieser That- sache heraus: Es giebt keine Zweckmässigkeit in der Welt! Wenn allerdings Zweckmässigkeit so erklärt wird, wie hier geschehen, so ist freilich leicht einzusehen, dass sie in der Natur nicht vorherrscht.

In diesem Sinne fasste es auch Spinoza auf, der überall nur die Notwendigkeit betont, aber jede Zweckmässigkeit verwirft; in diesem Sinne schreibt auch J. Stern in seiner Einleitung zu Spinozas Ethik: „Und wenn die Natur, wie Spinoza lehrt, niemals nach Zwecken, sondern immer nur nach Ursachen handelt, wenn alle teleologischen Gesichtspunkte in der Erklärung der Natur als intellektuelle Hallucinationen aufgegeben werden müssen, und die Kausalität allein alles Werden regiert, so bedarf die Zweckmässigkeit in der Bildung der Organismen einer kausalen Erklärung, und diese ist es eben, welche die Evolutionstheorie giebt.“ Es ist dies wohl nur wieder eine der vielen Wortklaubereien und Haarspaltereien. In der Sache selbst ist man vollständig einig, nur ein paar Worte werden umstritten. Wir bestreiten ja garnicht, dass die Notwendigkeit vorherrscht, behaupten aber, dass, wenn wir einen Geist Gottes, der der Natur die Gesetze vorschreibt, aus dem bisher Bewiesenen anerkennen müssen, dass, sagen wir, dann diese Notwendigkeit auch gleichzeitig zweckmässig wirkt, und dass die erwähnte Evolution

gerade ebenso als Naturgesetz wirkt wie die Notwendigkeit, oder, mit anderen Worten, dass die Natur notwendigerweise zweckmässig wirken muss. —

So sagt Pflueger in seiner Abhandlung über die teleologische Mechanik der lebendigen Natur: „Die Ursache jeden Bedürfnisses eines lebendigen Wesens ist zugleich die Ursache der Befriedigung des Bedürfnisses“, und als Ursache dieses Bedürfnisses bezeichnet er jeden veränderten Zustand der lebendigen Organismen, der im Interesse der Wohlfahrt des Individuums oder der Art in einen anderen Zustand übergeführt werden muss. —

Es wird immer der grösste Fehler der Menschen bleiben, von ihrer persönlichen jeweiligen Lage aus die Welt zu betrachten, wie dies Pfungst so wundervoll ausdrückt im sechsten Gesange von „Laskaris I“:

„Dem einen Wesen wird das „Morgen“ Glück,
Und einem andern Wesen Tod bereiten,
Dem einen heut es köstliches Geschick,
Dem andern bringt es kummervolles Leiden.
Wenn es Dir Glück bringt, wirst Du fröhlich sein,
Bringt es Dir Leiden, wirst Du Fluch ihm bieten —
Ach, glaube mir, es sind die Menschen klein,
Wer froh sich fühlt, ist mit der Welt zufrieden!“

Deshalb nun, weil es kein reines Glück auf Erden giebt, weil ohne Kampf, ohne harten Kampf das Leben nicht gelebt werden kann, weil das Glück nur flüchtig vorüberschreitet, während sich so häufig das Unglück zu uns „ans Bett setzt und strickt, und sagt: Ich habe Zeit“, deshalb folgern wir: Es ist keine Spur von Zweckmässigkeit, es ist keine Spur von Vollkommenheit in der Natur vorhanden. Warum haben wir z. B. — so fragt man — keine Kiemen, um auch im Wasser leben, warum keine Flügel, um uns in die Luft erheben zu können? Möchte doch jeder das Thörichte solcher Frage einmal überdenken, er würde bald imstande sein, sich dieselben selbst beantworten zu können. Es kann doch jede Entwicklung nur im Rahmen der Naturgesetze gedacht werden, und da gehört zum Fliegen auch das nötige Knochengerüst und vielfach mit Luft gefüllte Knochen, während das feinere Nervensystem des Menschen mit solchen Knochen nicht zu denken ist. Es gehört ferner dazu ein nicht mit vieler Gehirnmasse und mit Zähnen beschwerter Kopf, der ausserdem mit einem Schnabel — dem Bug-

spriet — zum Durchschneiden der Luft versehen sein müsste. Endlich aber, und vor allen Dingen, könnte die Bildung von Flügeln nur, wie die Anatomie lehrt, auf Kosten der Hände geschehen — und da verzichtet der Mensch denn doch wohl lieber auf das Fliegen und behält dafür die Hände. — Wir haben keine Kiemen, weil wiederum warmes Blut mit Kiemen undenkbar ist und weil kaltes Blut das Denkvermögen des Menschen verhindert hätte, zu jener Entwicklung zu gelangen, bis zu welcher es sich erhoben hat. Auch ist eine Entwicklung des Menschen in fernen Jahrtausenden oder Jahrmillionen in dieser Richtung aus den angegebenen Gründen nicht denkbar, obwohl jede Spekulation darüber völlig ausgeschlossen ist. Ausserdem hat uns ja auch der menschliche Verstand schon zu so vielem befähigt, woran unsere Vorfahren nicht gedacht, warum sollten wir es nicht auch noch in einer späteren Zeit dahin bringen mit Hülfe von Apparaten zu fliegen oder unter Wasser zu existieren? Letzteres ist ja schon teilweise sogar verwirklicht. Um auf die Spekulation einer möglichen Abänderung unseres Körpers zurückzukommen, so behaupten viele Naturforscher, der menschliche Körper sei keiner Vervollkommnung mehr fähig, und ein weiterer Fortschritt könne nur das Gehirn betreffen, müsse also auf geistigem Gebiete stattfinden; allein Mantegazza hält recht wohl für möglich, dass sich auch noch körperliche Veränderungen und Vervollkommnungen vollziehen werden, dass sich vielleicht einmal besondere Zeugungsorgane beim Menschen herausbilden könnten, was allerdings, vom ästhetischen Standpunkte aus betrachtet, von ungeheuerem Werte sein würde.

Da sich bis jetzt mit dem vollkommeneren Körper auch der Geist vervollkommnet hat, so scheint uns allerdings, da wir eine bedeutende und hohe Vervollkommnung des Geistes für ferne Jahrtausende erwarten, auch der Körper vollkommener werden zu müssen. Mit einem Körper, wie wir ihn jetzt haben, ist eine andere Glückseligkeit als die, vorwärtsstrebend durch Ausübung des Guten, den Seelenfrieden zu erlangen, nicht wohl denkbar, während eine höhere Glückseligkeit, d. i. die Wahrheit zu haben, zu schauen, wiederum mit dem jetzigen Körper nicht denkbar sein würde. Indessen, es ist, wie gesagt, müssig, darüber zu spekulieren, wie etwa bis zu fernen Jahrtausenden Vererbung, Anpassung, Kampf ums Dasein und natürliche Zuchtwahl wirken werden. Jedenfalls hat der Mensch-Affe oder der noch auf allen Vieren laufende behaarte Affen-

Mensch ebenfalls keine Vorstellung gehabt, wie und in welcher Weise sich wohl dereinst sein Körper abändern und vervollkommen könne.

Es ist bereits verschiedentlich das Wort Vererbung gefallen. Da mit diesem Worte recht viel Missbrauch getrieben wird, so scheint es nötig, den Begriff desselben ein wenig näher zu definieren. Nach dem Darwinschen Gesetz der Zielstrebigkeit, — wonach alles dem Vollkommeneren zustrebt — können sich also erworbene schlechte Eigenschaften — psychische wie physische — auf die Dauer nicht vererben, sondern nur Eigenschaften, die eine Vervollkommnung, einen Fortschritt in sich schliessen. Betreffs der Vererbung von Krankheiten, so ist hiermit, wenn auch weniger von Aerzten, jedoch hauptsächlich von Schriftstellern und Dramatikern ein geradezu, wir wiederholen, unerhörter Missbrauch getrieben, infolgedessen fast in allen Kreisen der Bevölkerung eine Erregung und Besorgnis platzgegriffen hat, die unter allen Umständen auf Geist und Körper im höchsten Grade nachteilig wirken muss.

Es sind uns unzählige Fälle bekannt, dass Menschen nie ihres Lebens froh geworden sind, weil der Vater oder die Mutter an der Schwindsucht oder einem Nierenleiden oder an der Zuckerkrankheit und dergl. — oder endlich im Irrenhause zu Grunde gegangen sind. Ist es denn da ein Wunder, wenn solche Menschen schon aus reiner Furcht vor jener Krankheit, durch Selbstsuggestion wirklich derselben verfallen? Bei einigem Nachdenken muss es doch klar sein, dass, wenn die Vererbung in dem Sinne, wie unsere Dramatiker uns glauben machen wollen, stattfände, nur noch blödsinnige verkrüppelte Zwerge auf der Erde herumlaufen müssten. Nein, so ist denn die Vererbung, Gott sei gedankt, doch nicht zu verstehen. —

Eine andere Sache ist allerdings folgende: Wenn die Nachkommen von Menschen, die an solchen sogenannten „erblichen Krankheiten“ leiden, in derselben falschen Lebensweise, wie dies — leider gar zu häufig geschieht — in derselben Scheu vor Wasser, Licht und Luft heranwachsen, nun, da ist es allerdings ebenfalls kein Wunder, wenn sie an ebendiesen Krankheiten später zu Grunde gehen, nur hat die „Vererbung“ damit nichts zu thun. — Also noch einmal: Im Kampfe ums Dasein erworbene Eigenschaften — und beim Tiere: Organe — die zum Fortkommen nützlich und dienlich, d. h. zweckmässig sind, vererben sich, weil ein Fortschritt

darin liegt; nicht aber vererben sich auf die Dauer Krankheiten, Organe und Eigenschaften, die einen Rückschritt bedeuten würden, wenigstens nie und nimmer in der Weise, wie es uns die Medizin heut glauben machen will. Dies zur Beruhigung aller derjenigen, die ihr Leben als „erblich Belastete“ vertrauern zu müssen glauben. —

Zur Zweckmässigkeit zurückkehrend, so hatten wir vorher die Antwort gegeben auf eine beispielsweise angeführte Bemängelung unseres Körpers betreffs der für zu wenig zweckmässig gehaltenen Organe. In gleicher Weise lässt sich aber auch einsehen, weshalb die uns täglich begegnenden widrigen Zufälligkeiten, Schicksale und Unglücksfälle für das Gesamtwohl nicht nur notwendig, sondern auch absolut zweckmässig sind.

Sehen wir uns um im praktischen Leben: Es vergeht fast kein Tag ohne Widerwärtigkeiten, ohne mehr oder weniger grosse Sorgen, die sich bis zum Lebensüberdruß steigern können; durchleben wir dann aber wirklich einmal einen Tag, an dem uns das Glück sonnenhell leuchtet, so tritt auch sofort wieder das Bedenken ein: Wird das Glück von Bestand sein? wie lange wird es währen? wird nicht mein Glück sehr bald vom Unglück abgelöst werden? was wird das Morgen bringen? u. s. f. Wundervoll drückt dies Pfungst im „Laskaris I“ aus:

„Verblendeter! Du willst noch einmal schauen,
Was heut Dein sinnend Auge hat erblickt?
Weh' Dir, wie rasch erkennest Du mit Grauen,
Dass alles nur ein einzig Mal beglückt!
Nie wiederholt sich diese Stunde wieder,
Nie wird dasselbe Glück noch einmal Dein!
Fleh' zu den Göttern, bete, wirf Dich nieder! —
Was einmal war — nie kann es wieder sein!
Vielleicht, suchst morgen Lust Du auf den Wellen,
Wird Dir Dein Kahn an einem Riff zerschellen!
Vielleicht, auch nicht! Doch dass Dein Hirn schon denkt:
Kann heut mein Schiff versinken in den Wellen?
Nimmt Dir die Freude, die der Tag geschenkt,
Raubt Dir Dein Glück, wird den Genuss vergällen!“

Natürlich sind wir sehr leicht geneigt, diese Unvollkommenheit des menschlichen Lebens für höchst unzweckmässig zu halten. Sehen wir uns nun einmal diese Widerwärtigkeiten näher an: Herrlich beleuchtet schon Seneca einen Teil derselben, indem er nachweist, wie thöricht und eines weisen Mannes unwürdig es sei, sich zu

härmen oder in Wut zu geraten, wenn er beleidigt oder beschimpft wird, wenn er zurückgesetzt oder übergangen wird, wenn er von Strebern verdrängt wird, wenn er verlästert oder verleumdet wird. Der Weise soll sich fragen, ob ihn diese Dinge verdient oder unverdient treffen. Im ersteren Falle wird er sich bessern oder bezw. seine Kenntnisse zu bereichern suchen, im andern Falle möge er sich fragen, ob er selbst nicht schon häufig, vielleicht nur im Affekt, ebenso gehandelt hat, und der gegen sich selbst Strenge und Gerechte wird gewiss zugeben müssen, dass er nicht frei von diesem Fehler ist; er wird deshalb verzeihen und — sich bessern. War nun die Beleidigung, die Zurücksetzung, die Verleumdung zwecklos? — Gewiss nicht!

Was für hässliche Laster sind Neid, Habsucht und Ehrgeiz! Nur wenn der Nebenmensch erreicht oder überholt ist, werden diese Leidenschaften gestillt und befriedigt sein; dies aber zu erreichen, ist nur durch unaufhörliches Streben und kraftvolles Ringen möglich; somit bergen diese Laster den Keim des Fortschrittes in sich. —

Gehen wir weiter: Schmerz, Krankheit, Tod. — Der Schmerz ist der Vorläufer der Krankheit; er giebt mir das erste Zeichen, dass irgendwo in oder an meinem Körper etwas nicht in Ordnung ist, und dem Verständigen wird dies Zeichen genügen, alsbald nichts unversucht zu lassen, den Schmerz zu stillen und der Krankheit vorzubeugen. Krankheit selbst ist an sich etwas Naturwidriges und die Urvölker haben jedenfalls davon wenig oder nichts gewusst; erst der durch den Fortschritt der Kultur gesteigerte Kampf ums Dasein hat sie erzeugt. So nennen wir ja einen wesentlichen Teil aller Krankheiten von vornherein „Berufskrankheiten“; aber der grösste, allergrösste Teil der Krankheiten wird hervorgerufen durch Unkenntnis und Leichtsinne. Wir Aeltern sehen täglich unter unseren Augen unsere Jugend in unglaublichster Weise auf ihre Gesundheit einstürmen. Die jugendliche Brust, die der reinsten Atmosphäre bedarf, atmet nur tabakgeschwängerte Luft. Man liegt die halbe Nacht hindurch in schlecht gelüfteten, verqualmten Bierlokalen, zu Hause wird weiter geraucht und in dieser Luft geschlafen, und am anderen Tage mit schwerem Kopf gearbeitet und mit Stolz erzählt, wieviel Bier vertilgt worden ist. Nun mache man sich klar, wie entzogener Schlaf, elende Luft, übermässiger Biergenuss und sonstige Ausschweifungen selbst den kräftigsten Körper untergraben müssen. Der schwächliche Körper ist insofern noch besser daran, als ihm durch Schmerz, und falls

dieser nicht beachtet wird, durch Krankheit zeitig die Warnung zugeht, den Lebenswandel zu ändern; der kräftige Körper aber erträgt solchen Lebenswandel ziemlich lange, und so wird er denn beibehalten mit der Behauptung, dass ein gesunder Mensch recht wohl ihn zu ertragen imstande sei. Diese Selbsttäuschung rächt sich aber bitter, und der gereifte Mann wird infolgedessen lange nicht jene Widerstandsfähigkeit mehr besitzen, deren die Ausübung seines Berufes bedarf. Der leiseste Anstoss wirft ihn darnieder. Zunächst müssen die „Bazillen“ als Ursache herhalten, dann die schlechte Luft der Grossstadt, und schliesslich soll eine vierwöchentliche Kur in einem Badeorte, oder, dem Minderbegüterten, ein Pulver oder eine Mixtur die Gesundheit wiederbringen. So spielt sich dies täglich vor unseren Augen ab, und jede Warnung, jeder Rat erfahrener Personen wird missachtet. Wenn irgendwo, so ist hier der Ausspruch am Platze: „Volenti non fit injuria.“. Kann man dies nun als ein besonderes unzweckmässiges Wirken der Natur betrachten? Es war doch nur die Wirkung und Folge unseres freien Willens und so zeigt sich auch hier wohl die Wahrheit des alten Satzes: Es thut jeder das, was er für sich am besten hält! Ausserdem verdanken wir doch die genaue Kenntnis des menschlichen Körpers nicht den Gesunden, sondern den Kranken, und jeder Schritt in der Kenntnis und Erkenntnis ist auch ein neuer Schritt zur Wahrheit. Es ist aber gleichzeitig nötig, dass wir auf dem Wege zur Erkenntnis nur langsam fortschreiten, denn die Erfahrung lehrt, dass schneller Fortschritt oft ganz bedeutende Rückschritte im Gefolge hat. Dazu ist aber wiederum unbedingt nötig, dass die Menschen nicht alle in ihrer von Natur aus vorhandenen Vollkraft schaffen und wirken, und da legen denn Krankheit und Schwächlichkeit die Zügel an und hemmen den sonst zu schnellen Fortschritt! So hat das scheinbar unvernünftige Schwächen des Körpers in jungen Jahren den ausgesprochenen Zweck, nicht alle Menschen mit der von Natur vorhandenen Kraft des Körpers und Geistes schaffen zu lassen. — Das Durchschnittsalter des Menschen ist etwa 30 Jahre, während der Mensch bei vernünftiger Lebensweise eine Anwartschaft auf ein Lebensalter von weit über 100 Jahren haben würde. Das plötzliche Einsetzen eines solchen Durchschnittsalters würde aber wiederum unsere ganze Nationalökonomie nicht nur wesentlich beeinflussen, sondern völlig über den Haufen werfen.

Ein verständigeres Leben also in der Jugend, verbunden mit dem Fortschritte der medizinischen Wissenschaft, wird allein imstande sein, allmählich das jetzige Durchschnittsalter zu erhöhen.

Was endlich den Tod anbetrifft, so ist über die Zweckmässigkeit des Sterbens doch wohl kein Wort weiter zu verlieren. Solange eben Menschen leben wollen und leben sollen, solange werden auch Menschen sterben müssen. Es ist dies vom philosophischen Standpunkte aus durchaus kein unerforschlicher Ratschluss Gottes, als welchen die Theologie das Sterben hinstellt, sondern ein sehr klarer, völlig erforschter, höchst weiser, notwendiger und zweckmässiger Ratschluss Gottes, das, was geboren, auch wieder sterben zu lassen. Ueberdem bleibt ja doch ein Teil der Menschen in dem von ihnen Erzeugten zurück, und dies sollte naturgemäss durchweg so sein; wohin sollte es aber führen, wenn alle Menschen unter Zurücklassung einer zahlreichen Nachkommenschaft, ein hohes Alter erreichen würden, während bis jetzt nur die Hälfte aller Geborenen ein Alter von 15 Jahren erreicht?

Hier liesse sich freilich wieder einwenden: Es würde doch viel zweckmässiger sein, wenn die Vermehrung der Menschen eine beschränktere wäre und dafür das Durchschnittsalter erhöht würde! Nun, zunächst haben wir ja eben erst nachgewiesen, dass sich der Mensch das Durchschnittsalter selbst herabsetzt. Dann aber könnte doch der mütterliche Organismus nur so gedacht werden, dass er an Stelle der neun Monate, deren er zur Erzeugung des neuen Wesens bedarf, etwa zwei oder drei Jahre nötig hätte; wielange würde dadurch wieder das Weib, das darauf angewiesen ist zu arbeiten oder die Wirtschaft zu leiten — und das sind die meisten — seinem Wirkungskreise entzogen werden, denn die kritische Periode allein würde doch immerhin schon nach vielen Monaten zu bemessen sein. Wo sollte überhaupt die Grenze der Verlangsamung sein? Schon unter den gegebenen Verhältnissen stagniert die Bevölkerung Frankreichs, ja, sie nimmt stellenweise sogar ab. Ausserdem ist in Ländern mit geringer Bevölkerung der Kampf ums Dasein durchaus nicht weniger heftig als in stark bevölkerten — im Gegenteil, und endlich kann sich der Menscheng Geist nur in dichterem Beisammenwohnen wahrhaft entfalten, kann nur so Kunst, Wissenschaft und Kultur zur höchsten Blüte gelangen. Nach alledem zu schliessen, ist die Progression der Vermehrung des menschlichen Geschlechtes so, wie sie ist, durchaus zweckmässig, und

kein Mensch könnte eine andere Art und Weise derselben je erdenken. In betreff derjenigen Menschen, deren allzufrühen Tod wir bedauern, sagt Seneca: „Niemand stirbt zu früh. Es kann überhaupt niemand zu früh, sondern nur zu spät sterben.“ Er fügt diesen Worten ein langes Register von Menschen hinzu, die einmal auf dem Gipfel des Glückes und des Ruhmes gestanden haben und schliesslich in Elend und Schande gestorben sind, und ruft dann aus: „Welches Glück wäre es für diese Alle gewesen, wenn sie früher gestorben wären!“ Können wir wissen, können wir auch nur ahnen, welchen Gefahren, welchem Elend, welchen Schmerzen wir aus dem Wege gehen, wenn wir sterben? Es bedarf ja keiner Erwähnung, dass selbstverständlich trotz alledem der Verlust eines lieben Angehörigen oder Freundes ein schwerer Schlag ist; ebenso gewiss aber geht aus dem Gesagten hervor, dass das Unglück notwendig ist in der Welt, so gross auch unsere Teilnahme für den Unglücklichen sein wird, und „Alles verstehen“ heisst nicht nur: „Alles verzeihen“, sondern auch alles als zweckmässig erkennen. So ist es recht wohl möglich Optimist und Pessimist zu gleicher Zeit zu sein. Pessimist in Bezug auf das Erdenschicksal des Einzelnen und das eigene, Optimist in Bezug auf das zukünftige Schicksal der Allgemeinheit, das die Menschheit über Kampf und Sorge, Arbeit und Not, Kummer und Schmerz hinweg der Vollkommenheit entgegen führt.

In diesem Sinne schreibt auch Eduard von Hartmann in dem Artikel „Gegenwart“ No. 23, 1891: „Die Stellung des Pessimismus in meinem philosophischen System“: „Der Pessimismus hat keinerlei Platz in meinen Ansichten und Erwartungen über die fernere Entwicklung des staatlichen, kirchlichen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und künstlerischen Lebens der Menschheit. Auf allen diesen Gebieten giebt mir vielmehr der Glaube an eine providentielle Leitung des Entwicklungsganges die tröstliche Zuversicht, dass trotz aller örtlichen und zeitlichen Stillstände und Rückschritte im grossen und ganzen doch zweifellos der höchstmögliche Fortschritt resultieren muss, wenn er auch mit Kämpfen und Leiden der Einzelnen, wie der Völker bezahlt wird.“ —

Wie v. Hartmann indessen über das Vorhandensein der Welt selbst denkt, geht aus einem anderen Satze derselben Abhandlung hervor. Dieser lautet: „Das „Dass“ der Welt ist eben als ein von Gott Geschiedenes, schlechter als ihr Nichtsein wäre, aber das

„Was und Wie“ des Weltinhaltes ist bestmöglich, wenn das „Dass“ einmal als gegeben hingenommen wird.“

Ist das nicht ziemlich genau dasselbe, was wir vorher ausgeführt?

Auf den Wert des Lebens, sowie auf den Wert von Geld und Gut werden wir später in einer besonderen Abhandlung zurückkommen.

Wenn einmal das, was notwendig, auch als zweckmässig von uns hingestellt ist, so wird es nicht zu umgehen sein, dies durch möglichst erschöpfende Beispiele zu beweisen.

Betrachten wir zunächst das oftmals als völlig zwecklos erscheinende Vorhandensein von Tieren. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier das ganze Tierreich durchzugehen und eine zoologische Abhandlung zu schreiben; wir müssen uns also auf einige wenige, aber bezeichnende Beispiele beschränken.

Wie zwecklos erschien uns stets der Regenwurm, und nun lese man Darwins grosses Werk über das Leben und den Nutzen dieser Tiere. — Höchst lästig sind uns die Mücken. Da entdeckte vor einigen Jahrzehnten ein vom Rheumatismus heftig geplagter Mann namens Baunscheidt, durch Zufall, dass die Stiche einer grossen Schar Mücken ungemein wohlthätig gegen den Rheumatismus wirkten, und er erfand zum Heile aller an dieser Krankheit Leidenden ein Instrument, durch dessen Anwendung, in Verbindung mit einem, dem Mückengifte nachgeahmten Oele, der Rheumatismus geheilt oder doch bedeutend gemildert werden kann. (Baunscheidtismus.)

Die hässlichen roten Baumwanzen, die man früher vertilgte, verpflanzt man jetzt nach Gärten und Waldungen, weil sie die Raupen töten.

Das kleine Marienwürmchen, dem man allerdings niemals nachgestellt, galt mindestens für völlig überflüssig, bis sich herausstellte, dass es die Eier des, unsere Kartoffelfelder oft arg verwüstenden Colorado-Käfers vertilgt.

Eine grosse, hässliche Käferart, die „spanische Fliege“, spielt heute in unseren Apotheken eine Hauptrolle.

Kröte, Maulwurf und Igel, denen man früher bis zur Vernichtung nachstellte, züchtet man jetzt ihres grossen Nutzens wegen in unseren Gärten.

Diese wenigen Beispiele werden genügen, um jeden Menschen mindestens vorsichtig zu machen in der Behauptung, dass dieses

oder jenes Tier zwecklos oder nur schädlich sei. Wer möchte ausserdem, ganz allgemein gesprochen, das Belebte in der Natur entbehren? Ja, wer sich aber am Schmetterlinge erfreuen will, der muss auch die Raupe in Kauf nehmen.

Wir wollen ferner jetzt die verschiedenen Berufsarten der Menschen erwähnen, d. h. diejenigen, die man für schlecht und verabscheuungswürdig und somit für nicht notwendig hält.

Da ist zunächst der Spion. Friedrich II. sagt von ihm: „Den Kerl muss man verachten, doch man braucht ihn.“ Mit diesem treffenden Ausspruch ist jeder weitere Beweis für die Notwendigkeit des Spions überflüssig gemacht. Nicht ganz so, aber doch ähnlich verhält es sich mit den in jedem grösseren staatlichen oder privaten Betriebe vorhandenen höheren Posten. Gewiss sind diese Posten notwendig; meistens wird nur derjenige zu einer solchen Stellung emporsteigen, der es versteht, sich am meisten hervorzu- drängen, rücksichtslos den Kameraden beiseite zu schieben, ihn möglichst anzuschwärzen, bei Vorgesetzten — wie man zu sagen pflegt — „Speichel zu lecken“ und durch schroffes Wesen Unter- gebene oft bis aufs Blut zu peinigen. Ebenso verhält es sich mit den zu Aufpassern und Aufsehern bestellten Leuten. So wenig die Gesinnung solcher Leute schön zu nennen ist, so ist sie doch immer grossen Verwaltungen dienlich, und die Vorgesetzten kennen den Charakter dieser Menschen meistens auch sehr genau. Sie verachten — aber brauchen solche Leute. Zum Glück findet oft auch hier Thersites seinen Achill.

Um verständlicher zu sein, können wir nichts Besseres thun, als die Worte Uthoffs aus seiner kleinen Schrift: „Die Gottes- idee“ hier wiederzugeben. Er schreibt: „Es liegt mit Naturnot- wendigkeit, betreffs des Anteils an den Gaben der Natur, der Sieg, der Vorteil immer auf Seiten der ungerechten Menschen, der Menschen mit egoistischen, hartherzigen, rücksichtslosen Charaktereigenschaften. Im Kampf ums Dasein tragen diese Leute also, deren oben genannte Charaktereigenschaften gewöhnlich mit dem Worte „energisch“ be- mäntelt werden, mit Naturnotwendigkeit den Sieg davon. Diese Wahrheit ist so bedeutend, dass wir behaupten können, dass mit wenig Ausnahmen die einflussreichsten Leute aller Unternehmungen mehr oder weniger zu den energischen Charakteren gehören, d. h. mehr oder weniger den Mangel guter Eigenschaften aufzuweisen haben. Ein Charakter wird desto schlechter, je mehr er sich von

dem, was die Moral als Pflicht aufstellt, entfernt. Wie es kommt, dass gerade die einflussreichen Leute in privaten und staatlichen Unternehmungen in dem Verdachte stehen, sogenannte energische Charaktere zu sein, mag folgendes Beispiel illustrieren: Zwei Schutzleute haben ein Stromgebiet zu überwachen, und da unerlaubterweise ziemlich viel Leute dort baden, so haben beide Schutzleute hier zu intervenieren. Der eine von ihnen mit gutem Herzen, sagt: „Geht doch aus dem Wasser; das Baden ist hier nicht erlaubt — ich sollte Euch eigentlich anzeigen“. Der andere, der nur an sein Vorwärtskommen denkt, notiert die Leute sogleich, wodurch diese der Bestrafung zugeführt werden, er selbst aber die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten erregt und schnell avanciert, während der erstere nur langsam oder gar nicht vorwärts kommt. Man sieht hieraus, dass, je rücksichtsloser man sich vordrängt, man desto schneller zum Ziele gelangt, während die Gutherzigkeit häufig genug die Ursache ist, dass es den Betreffenden hier auf Erden recht schlecht ergeht.“

Soweit Uhthoff.

Trotzdem ist es klar und leicht einzusehen, dass ein grosser Betrieb nicht durch „herzlichen“ Verkehr und in „gemütlicher Unterhaltung“ geregelt werden kann; der Leiter eines grossen Unternehmens, noch mehr der eines Staates, muss mitunter imstande sein, auch „über Leichen zu gehen“! Allerdings sehen wir rühmliche Ausnahmen — in der Staatsverwaltung sowohl wie in Privat-Instituten — und finden hin und wieder Beamte in höheren Stellungen, die nur durch ihr Wissen, ohne Ränke und Speichelleckerei emporgekommen sind, und diese Wenigen sind es denn auch, die ihren Untergebenen wirklich Vater und Berater, die ihnen in ihrem Fortkommen förderlich sind und nicht nur eine Nummer in ihnen sehen, die ihnen auch menschlich nahe stehen und Anteil nehmen an ihren Schicksalen, doch — „Viele giebt es nicht!“

Die öffentliche Dirne treibt gewiss ein verabscheuungswürdiges Gewerbe, allein dieses Gewerbe ist erst gezeitigt durch die Schatten-seiten einer höheren Kultur, und den Naturvölkern völlig unbekannt. Der Mann ist aber jetzt nicht mehr imstande, bei eintretender Mannbarkeit zu heiraten, d. h. eine Familie zu ernähren, somit also gezwungen, seinem natürlichen Triebe in anderer Weise Befriedigung zu verschaffen. Da findet er denn gegen Entgelt das öffentliche Mädchen, das es mit sich selbst auszumachen hat, wenn es ein

solches Gewerbe, bei dem die Gesundheit sehr schnell völlig ruiniert wird, ergreift, wie etwa ein Arbeiter, der freiwillig in ein Bleibergwerk hinabsteigt. Sehr ausführlich hat hierüber bereits der bekannte Kriminalist Temme in seinen „Kriminal-Novellen“ geschrieben.

So hat also auch das scheussliche Gewerbe jener Mädchen den ausgesprochenen Zweck, den Männern, die nicht in der Lage sind, heiraten zu können, wenigstens körperlich dafür Ersatz zu schaffen und sie vor noch ekleren Ausschweifungen zu bewahren.

Es ist nicht möglich, hier alle mehr oder weniger unschönen Gewerbe, die ein hoher Kulturzustand, im Verein mit dem Kampf ums Dasein geschaffen, zu besprechen, aber die angeführten werden genügen, um zu zeigen, wie überall die Zweckmässigkeit vorherrscht, und es wird gewiss niemandem schwer werden, auch in anderen, hier nicht erwähnten Fällen jene Zweckmässigkeit zu erkennen.

Aber weiter. — Oft hört man es beklagen, dass nicht alle Blüten zur Frucht heranreifen, dass so häufig Unwetter noch kurz vor der Ernte die Felder verwüsten. Gewiss ein schwerer Schaden für den davon Betroffenen, aber unbedingt notwendig für die Gesamtheit. Wohin sollte es führen, wenn alle Blüten reiften? Der Ueberfluss an Nahrungsmitteln würde ein derartiger werden, dass die Menschheit in ungeheuere Nachlässigkeit und Trägheit verfiere und ihre Energie völlig lahm gelegt werden würde. Was aber wäre die Folge, wenn aus dem Samenkorn jeder gereiften Frucht eine neue Pflanze, aus jedem animalischen Samen ein neues Lebewesen entstände? Greifen wir die erste beste Tiergattung, die Fische, heraus und hiervon nur eine Spezies, die Heringe, und nehmen einen Augenblick an, dieselben würden nicht gefangen, würden von keinem stärkeren Feinde bedroht und ihre Brut von keinem anderen Tiere als Nahrung begehrt. Die Folge wäre, dass da, wo dieser Fisch heimisch ist, das Meer längst nicht mehr wegen der Unmasse der Heringe zu befahren sein würde. Genau ebenso verhält es sich aber mit allem, was da wächst und lebt. Entwickelte sich jeder Apfelkern zum Apfelbaum, jede Eichel zum Eichbaum, es bliebe längst kein Raum mehr für die Menschen auf Erden übrig. Es wird deshalb vom Menschen schon aus eigenem Interesse, also im Kampfe ums Dasein gesorgt, dass sich Tiere und Pflanzen nicht ins Ungemessene vermehren; indessen ist menschliche Kraft allein zu schwach, diese Vermehrung genügend zu hemmen, deshalb sorgt die Natur, dass auch ausser den Menschen noch andere Hindernisse

eintreten, und so sehen wir den ewigen Kampf in der Natur, sehen, wie überall die eine Rasse die andere bekämpft, wie sogar ein Teil der Pflanzenwelt — insektenfressende Pflanzen — dazu dient, Tiere zu vernichten, während andererseits wieder die Tiere die Pflanzenwelt vernichten. Ebenso sehen wir Pflanzen, die männliche, und solche, die weibliche Blüten tragen. Da wäre ein Erlöschen der Art sehr leicht denkbar, sobald einmal nicht für genügende Befruchtung der weiblichen Blüte durch die männliche gesorgt würde. Durch Wind allein ist dies nicht immer zu bewerkstelligen; da sind es wieder Tiere, Bienen und andere Insekten, die von einer Blüte zur anderen fliegen und so die Befruchtung herbeiführen. Ist es angesichts dieser Thatsachen noch möglich, eine überall in der Natur wirkende und waltende Zweckmässigkeit zu leugnen?

Eilen wir zu einem anderen Bilde: Missernten oder gar Hungersnot sind gewiss für die davon Betroffenen sehr traurig. So stand im Jahre 1891/92 ein grosser Teil Europas vor einer Missernte — Russland vor einer direkten Hungersnot — wodurch das dichtbevölkerte und deshalb für den eigenen Bedarf bei weitem nicht genügend Getreide, besonders nicht Roggen produzierende Deutschland sehr hart betroffen wurde. Als bald wurde von der Regierung verlangt, durch Aufheben der Getreidezölle Abhülfe zu schaffen; es ist aber klar, dass eine starke, zielbewusste Regierung ihre Gesetzgebung nicht jedem einzelnen Jahre anpassen kann, und so wurden auch im genannten Jahre die Getreidezölle nicht ermässigt. Es wird unseres Erachtens durch Missernten ein ganz bestimmter Zweck von der Natur verfolgt, und zwar der, die Menschen zu zwingen, aus ihren alten Gewohnheiten betreffs der Volksernährung herauszugehen und auf Abhülfe zu sinnen, sich künftig nicht mehr von Missernten, wenigstens nicht von einer einzigen, abhängig zu machen. So ging Dezember 1892 folgende Notiz durch die Zeitungen: „Unter den Gegenständen, welche Professor Virchow von seiner Reise aus Russland mit heimbrachte, befinden sich auch einige Brote, wie solche in den Hungerdistrikten Russlands gebacken werden. Sie sind aus dem Samen einer Art *Chenopodium* hergestellt und gleichen ihrem Aussehen nach dem Torfe. Eine Untersuchung hat ergeben, dass der Nährwert dieser Brote ein grösserer als der unseres Roggenbrotes ist. Während unser Brot meist nur 6,04 Prozent Eiweis und 0,48 Prozent Fett enthält, weist das russische Hungerbrot dagegen 11,79 Prozent Eiweis und 3,79

Prozent Fett auf. Nur der Stärkegehalt ist bei dem russischen Brote ein geringerer als bei unseren Roggenbroten.“

Nun ist es freilich nicht leicht, sich anderen Lebensgewohnheiten anzubequemen, aber gerade deshalb gehört Zwang dazu, und schon Ende 1891 wurden überall Versuche mit anderen Nahrungsmitteln gemacht. Abgesehen davon, dass das viel bessere Weizenbrot jetzt mehr zur Geltung kommt, beginnt man auch Weizen- und Roggenmehl zu mischen, beginnt man Brot aus Gersten- und Hafermehl zu bereiten. Merkwürdigerweise ist indessen noch nicht der Gedanke aufgetaucht, die nahrhaftesten von allen Körnerfrüchten, Reis und Mais, zum Massenkonsum in Europa einzuführen, und den Mais oder türkischen Weizen besonders hier mehr zu kultivieren. Erst kürzlich sind schwache Versuche gemacht, Maismehl mit anderem zu mischen. Es wird und muss aber später bei der Zunahme der Menschen auf der Erde dahin kommen, in Europa Mais und türkischen Weizen zu kultivieren; vielleicht würden sogar Züchtungsversuche mit Reis hier Erfolg haben. Hat dies alles bis jetzt nicht die letzte Missernte zuwege gebracht, so wird es eine andere, spätere und intensivere zuwege bringen. So hat also auch Missernte einen ausgesprochenen Zweck.

Ebenso verhält es sich mit der Hungersnot. Solchen Zuständen verdanken die Menschen jedenfalls die ersten Annäherungen der Völker untereinander. Von hier muss der erste Antrieb zur Sparsamkeit ausgegangen sein, ja, es ist der Handelsverkehr der Völker jedenfalls ursprünglich die segensreiche Wirkung von Missernte und Hungersnot. So sehen wir das Land, welches sich am meisten gegen alle übrigen Länder, sowie gegen deren Kultur abgeschlossen hat, China, stets in Zwischenräumen weniger Jahre unter entsetzlicher Hungersnot leiden, wobei jedesmal viele tausend Menschen zu Grunde gehen; doch aber scheint dieser Zustand bis jetzt noch immer nicht intensiv genug gewesen zu sein, denn noch immer giebt das Land seine Abgeschlossenheit nicht ganz auf, hat sogar erst noch vor wenigen Jahren (1893) eine Hetze auf alle Ausländer eröffnet. Dagegen hat man dort begonnen, die ersten Eisenbahnen zu bauen, und wenn in einigen Jahren auch die russischen Bahnen bis zur chinesischen Grenze führen werden, so wird man von einer Hungersnot dort nichts mehr wissen. Ebenso haben sich die Folgen der Niederlage Chinas im Kriege gegen Japan (1894/95) bereits in einem bedeutenden Kulturfortschritte geäußert.

Weiter! Hamburg ist eine der ungesundesten Städte Deutschlands. Kanäle mit schmutzigem Wasser durchziehen die Stadt. Die Flut treibt den Abfall und Unrat der Schiffe täglich weit in die Elbe hinein, und in den Gassen und Häusern der ärmeren Stadtviertel starrt es von Schmutz. Infolgedessen sind Epidemien dort heimisch, und der Typhus fordert stets seine Opfer. Das ging so lange, wie es ging. Da kam im Jahre 1892 die Cholera und raffte $1\frac{1}{2}\%$ der Bevölkerung fort — da wurde es anders — und in kurzem wird Hamburg eine gesunde Stadt sein.

Stets wird behauptet, das Unglück in der Welt sei zwecklos; doch ebensowenig, wie wir das Gute erkennen könnten, wenn es nicht das Böse in der Welt gäbe, ebensowenig könnten wir das Glück erkennen und schätzen, wenn es kein Unglück in der Welt gäbe. Ausserdem stählt das Unglück den Charakter, und „Not bricht Eisen“ ist ein sehr wahres Sprichwort.

Recht hinfällig wird somit der bekannte atheistische Ausspruch, womit man die Unmöglichkeit des Vorhandenseins eines Gottes schlagend darzuthun glaubt: „Wenn es einen Gott gäbe, so könnte das Böse nicht in der Welt sein, denn entweder: Gott kann das Böse verhindern und thut es nicht, oder aber er möchte es verhindern und kann es nicht.“ Die Antwort ist einfach: Was ist, ist notwendig, zweckmässig und vollkommen, daher ein Eingreifen Gottes unmöglich und undenkbar. Wir werden gelegentlich des Gebetes hierauf ausführlicher zurückkommen. Wissen wir denn ausserdem so sicher, was gut und was schlecht für uns ist?

Gewiss konnte Gott das Böse verhindern; warum sollte er aber dann bei einer Halbheit stehen bleiben, denn er konnte zweifellos ebensogut sofort fertige und vollkommene Geschöpfe hervorbringen, vollkommene, ihm selbst ähnliche Menschen, d. i. das ihm selbst Gleiche; damit wäre aber auch gleichzeitig der Zweck der Welt, die Wesen sich aus eigener Kraft emporarbeiten zu lassen, zur Wahrheit und zur Erkenntnis — vereitelt worden, indem das, was Endzweck sein soll, bereits im Anfange gewesen wäre. Es war demnach Ausfluss höchster Intelligenz, wenn Gott seiner Welt nur die Kraft verlieh, im Rahmen der von ihm eingesetzten und für ihn selbst gültigen — weil vollkommenen — Naturgesetze, aus der Materie — unorganischer und organischer — Lebewesen hervorzubringen, die scheinbar unvollkommen, doch den Keim zur höchsten Vollkommenheit in sich tragen.

Es ist durchaus notwendig, diesen Gedankengang, auf den wir noch wiederholentlich im Laufe unserer Untersuchungen zurückzukommen nötig haben werden, festzuhalten.

Nichts regt so sehr zu edlen Thaten an, als das Unglück in der Welt, und herrlich sagt Arthur Pfungst in „Laskaris I:“

„Es liebt nicht die Natur, wenn Mitleid wir
In den gewalt'gen Kampf auf Erden tragen!
Als ungebetner Gast erscheint es hier,
Das Leid zu stillen und die bittern Klagen.
Die Wesen, die sie schafft, ruft sie zum Streit,
Sie will, dass Pfeile schwirren, Speere fliegen,
Im Sturmgebraus und Not, in Qual und Leid
Soll Schwaches sterben und das Starke siegen.
Da tritt das Mitleid in der Kämpfer Reihn
— Die Kleinen werden gross, die Grossen klein.
Die Sterne gehen leuchtend ihre Bahn,
Die durch Gewalt sie sich geebnet haben.
Die Ströme ziehn voll Majestät hinan,
Nachdem in Felsen sie ihr Bett gegraben;
Die hohen Bäume töten ohn' Erbarmen
Die Sträucher, denen sie das Licht nicht gönnen,
Es stürzen sich die Schlangen auf die armen
Gebannten Vöglein, die nicht fliehen können.
Das ganze Weltall zeigt nur Leid und Pein,
Jedoch das Mitleid fühlt der Mensch allein!

In gleicher Weise lässt Edwin Arnold in „die Leuchte Asiens“, übersetzt von Pfungst, — Buddha sprechen:

„— — — — jetzt weiss ich durch das,
Was in mir lebt und webt, dass ich das Mitleid
Die Menschen lehren soll, zu sein der Dolmetsch
Der stummen Welt; des Leides grimmes Maass
Zu mindern — nicht das der Menschen nur!“ —

Hören wir von einem einzelnen, von Unglück betroffenen Menschen, so gehen wir ziemlich leicht darüber hinweg, weil Unglücksfälle täglich überall in der Welt und in unserer Nähe vorkommen; aber erschüttert bleiben wir stehen, wenn wir von einem Massenunglück hören, wie es der Theaterbrand in Nizza, das Erdbeben in Ischia, der Brückeneinsturz zu Mönchstein etc. waren. Und doch ist das für den Einzelnen, der von Unglück betroffen, gleichgültig, ob noch einer oder mehrere oder viele seiner Mitmenschen verunglückt sind; somit ist es sehr falsch, nur vor einem Massenunglück erschüttert und hilfsbereit zu stehen und nur für diese Verunglückten und deren Familien zu sorgen; denn auch

im Einzelfalle hat jeder Verunglückte Anspruch auf genau dieselbe Hülfe seiner Mitmenschen, die ihm ja wohl auch zu teil wird, nur nicht so unmittelbar und schnell wie den anderen. Nun giebt es eine grosse Zahl Menschen, die infolge von Hochmut, Hoffahrt und Dünkel in unbegreiflicher Verblendung dem Einzelunglück teilnahmslos und gleichgültig gegenüberstehen; es bedarf erst des Massenunglücks, um sie von ihrer eingebildeten Höhe herunterzuziehen und ihnen vor Augen zu führen, dass das, was hier so vielen Menschen widerfährt, auch jedem anderen täglich und stündlich widerfahren kann. Nur so können Teilnahmslose und Verblendete aufgerüttelt und zu edlem Thun angeregt werden, — vorausgesetzt, dass noch nicht jedes bessere Gefühl in ihnen erstorben ist — indem es gilt für die grosse Zahl Wittwen und Waisen, die ein Massenunglück gewöhnlich erzeugt, zu sorgen; denn die dabei um das Leben Gekommenen bedürfen unseres Bedauerns nicht mehr. In dem Abschnitt „Leben, Geld und Gut“ werden wir deutlicher ausführen, in welchem Sinn dies gemeint ist.

Wir werden nunmehr etliche Dinge aus dem täglichen Leben herausgreifen, ja, sogar die alleralltäglichsten, und sie auf ihre Zweckmässigkeit hin prüfen.

Wir begeben uns in das Getriebe einer Grossstadt und beobachten eine Strasse. Hier will jemand den Damm überschreiten. Wenige Schritte von ihm entfernt kommt ein Wagen im langsamen Tempo gefahren, so dass der den Damm Ueberschreitende bequem ohne Hast die andere Seite der Strasse erreichen würde. Das aber gefällt dem Führer des Wagens keineswegs; er treibt plötzlich sein Pferd zum Trabe an, aus keinem anderen Grunde, als um den Fussgänger in aller Eile soviel wie möglich zu belästigen, zu erschrecken oder, wenn möglich, ihm auch zu schaden. Sich selbst nützt zwar der Führer des Wagens in keiner Weise, aber es drängt ihn, dem anderen zu schaden. Wir gehen weiter. Einige Personen sind im Begriff, einem haltenden Pferdebahnwagen zu entsteigen. In demselben Augenblick kommt ein Wagen und fährt unmittelbar an der Seite des Pferdebahnwagens entlang, an welcher die Personen im Begriffe sind auszusteigen, trotzdem er ebenso bequem wenige Schritte davon abseits fahren könnte, aber der Drang ist doch zu gross, hier schnell einige Menschen zu erschrecken.

Diese kleinen Nadelstiche, die uns täglich und stündlich peinigern, und von denen diejenigen, die sie austheilen, absolut keinerlei

Nutzen oder Vorteil haben, genügen zunächst sofort, eines Menschen niedere Gesinnung zu erkennen, dienen aber auch gleichzeitig dazu unsere Aufmerksamkeit und unseren Geist zu schärfen, uns zu warnen, dass wir niemals nachlässig werden in dem Verkehr einer Grossstadt, damit wir lernen, auch wirklichen Gefahren zu begegnen und zu entgehen. Gleichzeitig aber stählt es unseren Charakter und lehrt uns die Wahrheit des Ausspruches: „Alles verstehen, heisst alles verzeihen.“

Wir bitten, nicht den Vorwurf zu erheben, dass hier Trivialitäten in gezwungener Weise zu einem philosophischen Thema verarbeitet seien. Es schien aber gerade nötig, auch das Alltagsleben herbeizuziehen und scheinbar nichtige Verhältnisse zu besprechen.

Wir fahren fort!

Sehr häufig findet man in den Zeitungen Aufrufe, wie etwa den folgenden: „Der Ort X . . ist von einer schweren Feuersbrunst heimgesucht worden. So und so viele Gebäude sind eingäschert, so und so viel an Wert ist verbrannt, und dazu sind die Bedauernswerten nicht einmal versichert“. — Es erfolgt dann der Aufruf zur Sammlung für die armen Abgebrannten. Betritt man nun die südlich von Hirschberg in Schl., im sogenannten Hirschberger Thal gelegenen Ortschaften, so überrascht es, dass hier fast jedes, auch das kleinste und ärmlichste Bauernhaus das Schild einer Feuerversicherungsgesellschaft trägt. Spricht man den Leuten seinen Beifall über ihr vernünftiges Handeln aus, so antworten sie: „Ja, sehen Sie, hier trieb vor etwa 15 Jahren ein Brandstifter sein Wesen, wodurch viele Bewohner völlig an den Bettelstab gebracht wurden. Da ist denn die Folge gewesen, dass jetzt wohl niemand in diesen Ortschaften mehr unversichert ist“. — Eines so schweren Mittels bedurfte es also, die Menschen zu einem vernünftigen Schritt zu vermögen.

Ueber Notwendigkeit und Zweckmässigkeit des Krieges ist doch wohl kein Wort zu verlieren. Und wenn die Welt sich zu einem einzigen grossen Friedensbund vereinigte, wie bald würde er wieder gesprengt werden! Wie Kampf den Frieden bedingt, so bedingt Frieden den Kampf. Einstweilen wird der Kampf ums Dasein nicht aufhören, nicht der Krieg der Völker untereinander, — wohlverstanden, so lange sich die Menschen, was Erkenntnis anbelangt, noch auf der niederen Stufe befinden, auf der sie jetzt stehen. In einer sehr fernen Zeit wird mit der Zunahme der Erkenntnis

der Krieg abnehmen, und es wird nur mit geistigen Waffen weiter gekämpft werden. Der Krieg zwingt den Menschen, die höchste geistige und körperliche Kraft zu entfalten, und durch einen langen Frieden müssen diese Kräfte erlahmen. Jeder nicht kriegerischen Nation droht der Untergang. Wenn Friedensfreunde auf Deutschland hinweisen, das nach einem länger als fünfzig Jahre währenden Frieden Frankreich besiegt, so bestätigt die Ausnahme nur die Regel, die ein Mann wie Fürst Bismarck sehr wohl und noch rechtzeitig erkannt hat, und er war weitsichtig genug, die fast unausbleiblichen Folgen durch eine Militär-Reorganisation abzuwenden.

Täglich wird ein grosser Teil der Menschen das jeweilige Wetter für höchst unzweckmässig halten, während doch klar ist, dass bei den sich widersprechenden Interessen kein Wetter denkbar ist, das allen Menschen genügen könnte, und deshalb ist es vollkommen falsch, von „schlechtem Wetter“ zu sprechen; es kann wohl Wetter geben, das dem Einzelnen nicht zu seinen Dispositionen passt, aber ein „schlechtes Wetter“ giebt es nicht. Herrlich schildert dies Hieronymus Lorm in seinem philosophischen Roman „Der Naturgenuss“, in dem er uns lehrt, Natur und Wetter richtig zu betrachten.

Selbstverständlich ist es unmöglich, alle erdenklichen Begebenheiten, Geschehnisse, Naturerscheinungen und Zufälligkeiten hier auf ihre Zweckmässigkeit zu prüfen, allein wir meinen, die angegebenen genügen, um dem denkenden Menschen als Fingerzeig zu dienen, selbstständig die Zweckmässigkeit aller Dinge und Geschehnisse herauszufinden.

So erscheint es denn gewiss nicht mehr angänglich, nach genauer und gewissenhafter Untersuchung der Vorkommnisse, die Zweckmässigkeit in der Welt zu bezweifeln; damit aber muss dann auch zugegeben werden, dass die Zweckmässigkeit der Welt selbst notwendigerweise nicht mehr angezweifelt werden kann, so dass Eduard von Hartmann sich im Irrtum befindet, wenn er das „dass“ der Welt für schlechter hält als ihr Nichtsein; denn es ist klar, dass, wenn alles das, was geschieht und was wir wahrnehmen, als zweckmässig erkannt worden ist, auch unser Dasein ein zweckmässiges sein muss, da wir alle selbst einen Teil des Körpers und Geistes Gottes bilden. Ist aber unser Dasein ein zweckmässiges, so muss es auch ein ursächliches sein, und Behauptungen wie „die Welt ist Selbstzweck“ sind ebenso unverständlich wie ungenügend.

Es sind eben nur „Worte“, die sich eingestellt haben, wo Begriffe fehlen.

Wir wollen zunächst hier anführen, was Uthhoff darüber sagt: „Gott hat uns erschaffen, um uns glücklich zu machen, und dies ist nur dadurch möglich, dass wir das Unglück kennen lernen, um das Glück zu begreifen.“

Wir können uns dem nicht ganz anschliessen, und es kann dies auch ohne weitere Erläuterung nicht richtig sein, denn es giebt auf der Erde keine glücklichen Menschen, und unendlich viele Menschen würden ihr Nichtsein dem Sein bedeutend vorziehen.

Gewiss will Gott als selbstbewusster Geist, wofür wir ihn nach allem, was wir bisher gesehen, halten müssen, die Wesen glücklich machen, aber nicht in einem Leben, das nirgends ein reines Glück bietet, das rings von Gefahren und Feinden umlauert ist. Danach kann dies Leben nur ein kurzes Uebergangsstadium sein, etwa zu vergleichen mit dem Jugendalter eines Kindes, dem ein liebender Vater einen Augenblick durch ein verstellt böses Gesicht Furcht einflösst, trotzdem er seinem Liebling dadurch ersichtlich Angst bereitet; aber er weiss, dass diese Angst gleich wieder gehoben und dass darauf ein fröhliches, heiteres Gesicht des Kindes folgen wird. Und gerade das war es, was der Vater bezweckte; er wollte sein Kind und sich in seinem Kinde beglücken und erreichte dies, indem er dem Kinde einen kurzen, schnell vorübergehenden Schmerz bereitete. Uthhoff irrt also hier doppelt. Zunächst, indem er die Menschen für geschaffen hält, damit sie dadurch beglückt werden, denn wir vermissen das Glück auf Erden durchweg; dann aber irrt er von vorn herein darin, dass er die Menschen überhaupt für „geschaffen“ hält, soweit er darunter ein Schaffen nach der Angabe der Bibel versteht.

Wir wollen einstweilen nur bei der ersten Frage verweilen: Warum und wozu hat Gott die Wesen sich nach den Gesetzen der Natur bis zum Menschen entwickeln lassen? Antwort: Weil er nicht anders konnte, weil er nicht Gott sein würde, wenn er diese Entwicklung verhindert hätte! Gott ist die Liebe, und die Liebe ist im Menschen wiederum das einzig Göttliche, das nichts gemein hat mit allen anderen menschlichen Schwächen und Untugenden, während alle Tugenden im Grunde nur aus der Liebe hervorgehen. Die Liebe erhebt uns aber über alles Irdische, lässt uns das Dornen-

volle auf unserem Lebenswege überwinden und vergessen und macht uns hier auf Erden schon Gott ähnlich.

Hören wir, was Spinoza von der Liebe im Verhältnis zu Gott sagt: „Gott liebt sich selbst mit unendlicher intellektueller Liebe. Gott ist absolut unendlich; die Natur Gottes erfreut sich unendlicher Vollkommenheit, und zwar verbunden mit der Idee seiner selbst, mit der Idee seiner Ursache. Die intellektuelle Liebe des Geistes zu Gott ist eben die Liebe Gottes, womit er sich selbst liebt, nicht sofern er unendlich ist, sondern sofern er durch das Wesen des menschlichen Geistes, unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit betrachtet, ausgedrückt werden kann. Das heisst, die intellektuelle Liebe des Geistes zu Gott ist ein Teil der unendlichen Liebe, womit Gott sich selbst liebt“. — Auf unsere menschlichen Verhältnisse übertragen, würde diese Liebe von Gott und zu Gott etwa gleich zu verstehen sein wie die Liebe der Eltern zu den Kindern, und der Kinder zu den Eltern. Die Begriffe: Elternliebe und Kindesliebe sind absolut nicht zu trennen. Die Eltern lieben sich in den Kindern, und die Kinder in den Eltern. Beide sind in der Liebe vollkommen eins!

Stellen wir uns nun einen Augenblick vor, Gott hätte die Entwicklung der Materie zu Organismen und Menschen verhindert, so hätte Gott als das an sich Vollkommene und Gute das All erfüllt, als höchste Intelligenz und — zwecklos, als unendliche Liebe — ohne einen anderen Gegenstand seiner Liebe als sich selbst, als Schöpfer der Naturgesetze ohne eine andere Natur als die starre Oede, das Chaos! Nun ist aber höchste Vollkommenheit bei gleichzeitig höchster Zweckmässigkeit, gepaart mit Unthätigkeit, ein Unding! Gott musste also schaffen, sonst wäre er nicht Gott. Unter Schaffen ist hier natürlich nicht das Entstehenlassen aus Nichts gemeint, denn Gott ist ebenso ewig wie die Materie, sondern wir können darunter nur die gesetzgeberische Kraft für das All verstehen, sowie die Kraft der Erhaltung dieser Naturgesetze.

Betreffs der Weltbildung tritt Uhthoff sodann für eine durch einen Willen geschaffene Welt ein, indem er den Beweis hierfür, d. h. für eine von der Materie unabhängige Kraft, wiederum im Hypnotismus und Spiritismus erblickt. Immer und immer wieder müssen in neuerer Zeit Hypnotismus und Spiritismus herhalten, das Dasein Gottes zu beweisen, und zur Erhöhung der Beweiskraft

werden besonders Männer der Wissenschaft genannt, die angeblich ganz unparteiisch an die Untersuchung des Hypnotismus herantreten sein sollen und dann „aus Erfahrung“ die unglaublichsten Dinge zu berichten wissen, Dinge, durch die im Augenblick, falls sie sich bewahrheiteten, all und jedes Naturgesetz aufgehoben werden würde. Da nun ein einfach ablehnendes Verhalten keine Erledigung dieser Frage sein würde, ebensowenig wie ein überlegenes Lächeln, und wir uns beides nicht zu Schulden kommen lassen wollen, so mag der Leser verzeihen, wenn wir somit gezwungen sind, diese Frage hier etwas ausführlicher zu erörtern, und zwar dadurch, dass wir nicht etwa unsere, nicht auf eigenen Anschauungen oder auf eigenen Experimenten beruhende Ansicht ins Feld führen, sondern die eines Fachmannes allerersten Ranges und zwar des Professors Dr. Mendel. Wir wollen denselben selbst sprechen lassen. Er schreibt in seinem Werk „Der Hypnotismus“: „ — — — Das Handauflegen, das Anblasen und Anhauchen, welches in den Tempeln der Isis und des Serapis, in dem Aeskulaptempel zu Delphi, zu Kos und Knidos zu Heilzwecken benutzt wurde, hatte im wesentlichen die gleiche Bedeutung, nämlich einen hypnotischen Zustand hervorzurufen. Die Joquis in Indien, welche ihre Nasenspitze oder einen imaginären Punkt im Raum fixierten, die Taskodrugiten, welche stundenlang den Zeigefinger an die Nase hielten, die Omphalopsychiker auf dem Berge Athos, welche ihren Nabel starr ansahen, sind ebenso Beispiele dafür, dass man schon vor langer Zeit die Thatsache kannte, dass man durch starres Ansehen eines Gegenstandes mit konvergierenden Augenachsen einen schlafähnlichen Zustand hervorrufen konnte. Auch andere Methoden wurden zu gleichem Zwecke geübt. Die Araber von der Sekte der Aissaoua versetzten sich in eine ekstatische Hypnose durch das einförmige Geräusch, welches sie erzeugen, indem sie im Dunkel der Nacht anhaltend und in gleichem Rhythmus auf Tamburine schlagen“.

„— — — Die neuere Geschichte des Hypnotismus beginnt mit Friedrich Anton Mesmer (1734—1815). In seiner „Dissertation über den Einfluss der Planeten auf den menschlichen Körper“ (1766) entwickelt er die Ideen, welche seinem Heilverfahren zu Grunde liegen sollten, und dann von seinen Anhängern wie eine Offenbarung angeboten wurden, so unverständlich und unverständlich sie auch immerhin waren. Seinem System liegt die Annahme zu Grunde, dass ein Fluidum existiere, „dessen

Feinheit keinen Vergleich mit etwas anderem zulässt, welches durch das ganze Weltall verbreitet, keinen leeren Raum gestattet, in ewiger Bewegung ist und einen gegenseitigen Einfluss zwischen den Himmelskörpern, der Erde und den beseelten Wesen vermittelt“. Im übrigen war auch diese Idee nicht einmal originell.“

Alsdann schildert uns Mendel mehrere Schüler Mesmers, die hauptsächlich in Paris wirkten, und fährt fort:

„Hatten, wie oben gesagt, in Paris die Tage der Revolution den magnetischen Kuren ein vorläufiges Ende gebracht, so breitete sich dafür in jener Zeit der Mesmerismus in Deutschland, von wo er ausgegangen, wieder aus. Er war hierher ganz besonders von dem sehr besuchten „Orden der Harmonie“ in Strassburg aus verpflanzt worden und fand in den beiden Tübinger Professoren Boekmann und Gmelin eifrige Anhänger, in dem bekannten Physiognomiker Lavater einen feurigen Apostel. Die pietistische Richtung, welche sich nach dem Tode Friedrichs des Grossen mehr und mehr ausbreitete, kam dem Glauben an die geheimnisvollen Zustände des magnetischen Schlafes zu Hülfe. Der krasseste Unsinn, die Gassnerschen Teufelsbeschwörungen, die Hellseherinnen, die Prophezeiungen fanden ihre zahlreichen Gläubigen, und nicht bloss unter den Ungebildeten, sondern auch unter zahlreichen Gebildeten, Aerzten, Universitätsprofessoren u. a. Das neue Jahrhundert brachte keine Besserung; nach den Befreiungskriegen sehen wir die Universitätsprofessoren Kieser in Jena, Nees von Esenbeck u. a. an der Spitze des tierischen Magnetismus. Besonders war es Kieser, der mit den „geistreichsten“ Theorien jedes Wunder, jede Unmöglichkeit zu beweisen suchte. Die Sterne mussten dabei herhalten; den von ihnen ausgehenden Magnetismus bezeichnete er mit Siderismus. In dem von ihm herausgegebenen Archiv, der Sphinx (1817—1821), erzählt er, wie verschlossene Briefe im somnambulen Zustande gelesen werden können, und ruft aus: „Wenn ihr zugebt, dass es möglich ist, dass ein Somnambule sein Inneres durchschaue, dass er mit der Nase, mit den Fingerspitzen sehe und lese, dass er meilenweit sehe, so müsst ihr auch jenes zugeben“.

„— — — Ich habe mich absichtlich etwas länger hierbei aufgehalten, um ganz besonders mit Rücksicht auf die Erfahrungen der allerneuesten Zeit zu zeigen, zu welchen Absurditäten Männer, deren Namen in der Wissenschaft einen guten Klang hatten, auf dem Gebiete des Hypnotismus sich haben hinreissen lassen“.

„— — — Unterdes hatte sich von Manchester aus eine neue Lehre Bahn gebrochen. James Braid hatte hier im Jahre 1841 nachgewiesen, dass es kein magnetisches Fluidum giebt, keine Kraft, welche von dem Hypnotisierenden auf den Hypnotisierten ausfließt, dass ein Hypnotiseur gar nicht notwendig sei, um die eigenthümlichen Erscheinungen des sogenannten magnetischen Schlafes hervorzubringen. Sein Verfahren bestand darin, dass er seine Patienten mit beiden Augen auf einen unmittelbar vor ihnen befindlichen glänzenden Gegenstand hinblicken liess, bis sie ermüdet einschliefen. Die Gesamtheit der durch dieses Verfahren hervorgerufenen Erscheinungen bezeichnete er mit dem Namen Hypnotismus“.

„— — — Er experimentierte in öffentlichen Vorträgen und benutzte zu diesen Experimenten freiwillig hervortretende Zuhörer. Die Hypnotisierten mussten allerhand Bewegungen auf Befehl ausführen, oder er sagte zu ihnen: „Sie können sich nicht rühren“, und lähmte sie damit. Er verwandelte den einen in einen Rohrstock, den anderen in eine Schlange oder auch in eine andere menschliche Person, liess ihnen Verstorbene erscheinen u. s. w. Ganz dieselben Experimente wiederholte der in Deutschland herumziehende Däne Hansen im Jahre 1879 in öffentlichen Schausstellungen, welche später mit Recht verboten wurden“.

Mendel schildert nun die verschiedenen Gepflogenheiten zu hypnotisieren, sowie die Erfolge, Dinge, die durch die Zeitungen längst allgemein bekannt sind, und sagt dann:

„Bei Kenntniss dieser Thatsachen ist es ein eigentümliches Vorgehen der modernen Enthusiasten des Hypnotismus, diesen mit dem natürlichen Schlaf vergleichen zu wollen. Wo in aller Welt passieren im normalen Schlaf all die Dinge, welche den Hypnotismus auszeichnen? Selbst die einfachste Erscheinung, die Gefühllosigkeit der Haut, ist bekanntlich dem normalen Schlaf wenig eigen, und einen Nadelstich pflegt der Schlafende nicht so ruhig wie der Hypnotisierte entgegenzunehmen. Die Pupillen sind im Schlaf eng, im hypnotischen Zustand weit oder garnicht in ihrer Grösse verändert. Der hypnotische Zustand ist ein krankhafter und, mit Rücksicht auf die Veränderung der geistigen Eigenschaften, ein krankhafter geistiger Zustand, eine akute Geisteskrankheit, welche sich viel weniger durch die beobachteten Symptome, als durch die Ur-

sache ihres Entstehens, durch die künstliche Hervorbringung, von den übrigen Geisteskrankheiten absondern lässt“.

„— — — Darüber ist kein Zweifel, dass das Wesentliche bei dem Zustandekommen der Erscheinungen die krankhaft gesteigerte Einbildungskraft ist, und dass somit, da dieselbe von einer dritten Person angeregt wird, die Suggestion, das Einreden das Bestimmende ist“.

„— — — Die Thatsache, dass durch den Hypnotismus sehr auffallende Erscheinungen hervorgerufen werden können auf der einen Seite, der Mangel jeder wissenschaftlichen Erklärung für jene Thatsachen auf der anderen Seite, hat die Enthusiasten des Hypnotismus (ich spreche hierbei immer nur von solchen, welche nicht etwa Schwindel zur Ausbeutung selbstsüchtiger Zwecke treiben) ermutigt, die unglaublichsten Dinge zu produzieren, von denen wir sagen können, dass, wenn sie wahr wären, sie das Studium der Naturgesetze überhaupt als etwas Ueberflüssiges erscheinen liessen. Nur einzelne dieser Ausschreitungen seien hier erwähnt“.

Mendel berichtet nun von verschiedenen Vorgängen, die sich angeblich mit Hypnotisierten zugetragen haben sollen, und wie uns solche häufig im Sommer, wenn den Zeitungen der Stoff ausgegangen ist, aufgetischt werden, und fährt dann fort:

„Wer solche Dinge glaubt, für den hat es selbstverständlich nichts Auffallendes, dass man Gedanken auch aus der Ferne übertragen kann (Telepathie), dass die Hypnotisierten verschlossene Briefe lesen, dass sie weissagen können u. s. w. All diese Dinge sind in der hypnotischen Litteratur der letzten Jahre wieder aufgetaucht. Schade nur, dass bereits vor 50 Jahren von einer wissenschaftlichen Kommission alle diese Leistungen als Schwindel erkannt worden sind.“

„— — — Ich führe in jedem Semester in meinen Vorlesungen in der Regel mehrere solche Wunderheilungen vor meinen Zuhörern aus. Ein Beispiel mag dies erläutern. Ein zwölfjähriges Mädchen hat seit sechs Monaten ein gelähmtes und in seinen Gelenken krampfhaft zusammengezogenes Bein, das ihm jede Bewegung unmöglich macht. Es ist mit Elektrizität, mit Gypsverbänden etc. behandelt worden und trägt jetzt einen Klumpfussschuh; ich sehe es zum erstenmal, erkenne die hysterische Natur des Leidens, lasse es in den Hörsal kommen und erkläre meinen Zuhörern nach Mitteilung der Krankheitsgeschichte, dass ich das Kind binnen zwanzig

Minuten völlig herstellen werde, so dass sie, die jetzt keinen Schritt gehen kann, wie jeder Gesunde gehen wird. Ich lege neben ihr Bein einen Hufeisenmagneten, sage ihr, wie die Kraft des Magneten in ihr Bein einströmen würde, und beschäftige mich nun mit einem anderen Patienten. Nach zwanzig Minuten nehme ich den Magnet weg, sage der Patientin, sie könne jetzt gehen wie jeder andere — und Lähmung und Kontraktur sind verschwunden; sie geht und hat auch jetzt nach anderthalb Jahren ein durchaus normales Bein. Hätte ich hypnotisiert, so wäre es der Hypnotismus gewesen, der sie geheilt. Bemerken will ich nur, dass auch der Magnet sehr unschuldig an der Heilung ist.“

„— — — Ich behaupte somit, was die Hypnotisierten anbetrifft, dass kein Mensch mit durchaus normalem Nervensystem hypnotisiert werden kann.“

„— — — Die „Begeisterung“ ist etwas Schönes und Erhebendes bei dem Soldaten, der in den Kampf zieht, bei dem Künstler, der seiner Phantasie freien Spielraum lässt; die „Begeisterung“ ist etwas Schädliches für den, der naturwissenschaftliche Dinge untersuchen will. Nur der, der ohne jede Voreingenommenheit kühl bis ans Herz hinan die Dinge prüft, hat in den Naturwissenschaften ein Recht, mit den Ergebnissen seiner Forschungen vollen Glauben zu finden. Bei mehreren der jetzigen Vertreter des Hypnotismus ersehen wir aus ihren Autobiographien, dass sie selbst nervös sind, an nervösen Zufällen litten oder leiden, von anderen weiss ich es aus eigener Erfahrung, und so möchte ich behaupten, dass nicht bloss die Hypnotisierten, sondern auch die Hypnotiseure (wenigstens zum grossen Teil) nervös veranlagte Naturen sind.“

„— — — Ich habe eine Anzahl von Personen kennen gelernt, die von verschiedenen Hypnotiseuren angeblich hypnotisiert worden waren, und welche verständig und gebildet genug waren, um mit Sicherheit erklären zu können, dass nur der Hypnotiseur behauptet hat, dass sie schliefen; sie wären so wach wie je gewesen.“

„— — — Dadurch, dass sie nur zu sehr alles glauben, was Personen, welche schon wegen ihres krankhaften Zustandes wenig glaubwürdig sind, ihnen mitteilen, dass sie selbst Dingen, die allen bekannten Naturgesetzen Hohn sprechen, wenn nicht Glauben schenken, doch nicht energischen Protest entgegensetzen, sobald es sich um hypnotische Zustände handelt, rütteln sie an den Grund-

pfeilern, auf denen die Fortschritte der Wissenschaft bestehen, und eröffnen dem Aberglauben ein weites Feld. Auf dem Boden des tierischen Magnetismus entstand Tischrückerei, auf dem Boden des Hypnotismus steht der Spiritismus, jene Lehre, nach der der Geist der Verstorbenen, nachdem er den Körper verlassen, stets mit demselben Interesse alle Vorgänge auf der Erde beobachtet, nach der man mit Hülfe gewisser Personen, der Medien, jeden beliebigen Geist rufen kann, der dann Mitteilung macht, Ratschläge erteilt etc. Der Spuk von Resau, wie er vor einigen Jahren die Berliner beschäftigt hat, ist schliesslich eine Konsequenz des modernen Hypnotismusglaubens. Und soll man sich wundern, dass Ungebildete oder selbst sogenannte Gebildete an diese Klopffeister glauben, wenn Männer der Wissenschaft ähnliche Dinge, nur mit einem anderen Namen bekleidet, behaupten?“

„— — — Wenn ich die ganze neueste Entwicklung des Hypnotismus betrachte, so scheint es mir, als ob nur zwei Dinge jetzt neu sind, das sind die beiden Namen „Hypnotismus“ und „Suggestion“. Die Erscheinungen, die in jenem Zustand und durch diesen hervorgerufen werden können, sind alle schon längst früher beobachtet worden. Diese Thatsache lässt uns auch hoffen, dass in nicht zu langer Zeit die Ausschreitungen ein Ende nehmen werden, die sich jetzt in Wort und Schrift auf dem Gebiete des Hypnotismus breit machen.“

Mendel schliesst mit den Worten:

„Die Thatsache, dass in neuester Zeit hervorragende Aerzte und klinische Lehrer mit Entschiedenheit gegen die Ausschreitungen des Hypnotismus aufgetreten, lässt uns hoffen, dass die jetzige Epoche der hypnotischen Begeisterung bald ebenso wie der Mesmerismus der Geschichte angehören wird.“

Diese klare, leidenschaftslose Schrift, die viel des Interessanten bietet, ist allen Hypnose-Schwärmern dringend zu empfehlen. Sie gewährt nicht nur einen geschichtlichen Ueberblick über die Entstehung des Hypnotismus, sondern auch eine objektive Beurteilung einer alten Sache, die man uns jetzt nur in einem neuen Gewande präsentiert.

Danach ist also der Hypnotismus überhaupt nichts anderes als die Folge einer längeren oder kürzeren starken Konzentrierung des Denkens auf einen bestimmten Punkt. Der Hypnotisierte, des eigenen freien Denkens beraubt, wird dadurch Sklave eines fremden

Willens. Sind wir nun, genau genommen, nicht alle mehr oder weniger Hypnotisierte und handeln wir nicht häufig unter dem Einfluss einer Suggestion? Zweifellos beruht doch ein grosser Teil unserer Erziehung darauf. Der Sinn des Kindes wird auf irgend einen Gegenstand gelenkt und dem Kinde suggeriert, dies sei gut und jenes sei schlecht; es wird ihm sein Verhalten dem entsprechend vorgeschrieben, und es wird danach oft bis in sein spätes Alter hinein handeln, stets unter dem Eindruck der in der Jugend empfangenen Suggestion. Besonders unsere religiöse Erziehung wird fast ausschliesslich dadurch geleitet; wie wäre es sonst möglich, dass orthodox erzogene Kinder bis in das späte Alter hinein dieser religiösen Richtung huldigten und ihre eigenen Kinder wieder in derselben falschen Richtung erzögen, ja, sich für die Wahrheit einer aus Unduldsamkeit, Wahn und Irrtum aufgebauten Lehre auf das Schaffot schleppen liessen, hypnotisiert von einem Greise in Rom oder einem sonstigen Neben-Papste oder Neben-Luther, Sklaven eines fremden Willens? Können wir die Wirkung der Hypnose nicht täglich und augenscheinlich wahrnehmen bei den Kranken, die — durch Suggestion — in Lourdes und Marpingen, oder durch das Berühren eines angeblichen Rockes Christi, oder durch Besprechen, oder durch das Handauflegen eines Magnetiseurs thatsächlich Heilung von ihren Leiden finden, wenigstens soweit diese nervöser Natur sind?

Es ist nötig, einen Augenblick bei den Kuren der Heilmagnetiseure zu verweilen. Es wurde früher von der Wissenschaft durchaus bestritten, dass es einen, dem Menschen innewohnenden „tierischen Magnetismus“ gäbe. Neuerdings sind indessen schon recht bedeutende Gelehrte aufgetreten und haben dies doch als möglich und wahrscheinlich hingestellt und auch konstatiert, dass dieser Magnetismus bei einzelnen Menschen in ganz bedeutender Stärke vorhanden ist. Dann aber lässt sich auch kaum die Möglichkeit leugnen, dass solche Menschen auf andere, die diesen Magnetismus nicht oder nur in schwachem Maasse besitzen, unter Umständen kräftigend und heilend einwirken können. Dr. Max Hirsch, Berlin, giebt das letztere zwar zu, leugnet aber das erstere, indem er schreibt:

„Es sei hier mit aller Entschiedenheit darauf hingewiesen, dass es einen tierischen Magnetismus, also eine, einzelnen Menschen innewohnende magnetische Kraft nicht giebt. (Das ist doch nur

eine persönliche Ansicht!) Es giebt nur eins — die Suggestion. Diese verlangt zwar von dem, der sie erfolgreich bei Krankheiten anwenden will, gewisse psychische Fähigkeiten, insbesondere energisches, zielbewusstes Auftreten, ist aber sicherlich keine besondere geheimnisvolle Kraft¹⁾.“

Danach bestreitet auch Hirsch nicht, dass psychische Fähigkeiten vorhanden sind, wodurch Krankheiten „erfolgreich“ geheilt werden können. Zweifellos besass Christus bereits jene psychische Fähigkeit, ohne indessen etwas von Hypnotismus und Suggestion zu wissen. Die von ihm vollzogenen wunderbaren Heilungen von Krankheiten mussten ihn naturgemäss in dem Glauben bestärken, ein Sohn Gottes zu sein.

In Frankreich ist übrigens laut Dekret der „Université de France“ — Académie de Paris — vom 26. März 1895 die Schule für animalischen Magnetismus den übrigen medizinischen Schulen an Rang gleichgestellt worden. Das „Journal du Magnétisme“, Paris, Märzheft 1895, 50. Jahrgang, bringt darüber folgendes:

„Sur avis conforme du Conseil supérieur de l'Enseignement et de l'Académie de Médecine, l'Ecole vient d'être classée au rang des grandes Ecoles supérieures libres“.

d. h. „Nach dem übereinstimmenden Gutachten des Oberrates für Unterrichtswesen und der Akademie für Medizin ist die (von Privatpersonen gegründete und geleitete) Schule (für Heilmagnetismus — nicht zu verwechseln mit Hypnotismus) mit den freien Hochschulen soeben an Rang gleichgestellt worden“.

Wir kehren nach dieser Abschweifung zu den Heilungen durch Suggestion zurück.

Oftmals geben Aerzte, denen die Wirkung der Suggestion bekannt ist, einem Patienten, der über Schlaflosigkeit klagt, ein angebliches Medikament, ein „Opiat“, wonach der Patient dann auch „wunderschön“ schläft, trotzdem das „Medikament“ nur aus Brunnenwasser mit einem Körnchen Salz bestand. Andererseits hat man thatsächlich mit Menschen Versuche gemacht, die völlig der Vivisektion gleichkommen, und die gewiss in jeder Weise zu verwerfen

1) Verfasser litt ein Menschenalter hindurch an einer entsetzlichen, ihm das Leben völlig vergällenden Migräne. Auf Drängen der Familie besuchte er widerwillig und höchst skeptisch den Heilmagnetiseur Willy Reichel, Berlin, von welchem er weder hypnotisiert, noch ihm etwas suggeriert worden ist. Seitdem sind viele Jahre vergangen, ohne einen einzigen Migräne-Anfall.

und zu verachten sind, indessen, sie sind doch nun einmal gemacht, und diese Versuche haben dasselbe Resultat ergeben, d. h. sie haben bestätigt, dass nichts leichter ist, als den Menschen zum Sklaven eines fremden Willens zu machen und ihm in diesem Zustande alles Erdenkliche, Mögliche und Unmögliches zu suggerieren. So hat ein Arzt in Amerika eine ganze Gesellschaft mit der Nachricht erschreckt, er habe alle Anwesenden soeben durch einen Fehlgriß vergiftet, und die Betreffenden haben sich zum Teil sofort heftig übergeben, zum Teil unsägliche Schmerzen auszustehen behauptet. Alle waren indessen alsbald wieder gesund, nachdem der Arzt erklärt, er habe sich geirrt, und es sei niemand vergiftet.

An einem zum Tode verurteilten Verbrecher hat man — angeblich — das Experiment einer Blutentziehung ausführen wollen mit dem Versprechen, ihn, falls er es bis zu einem gewissen Grade überstände, zu begnadigen. Man verband ihm die Augen, machte einen harmlosen Schnitt in den Hals und ahmte mit Hülfe eines Gummischlauches, aus dem man warmes Wasser von der vermeintlichen Schnittwunde aus in ein Gefäß niederrieseln liess, das Ausfließen des Blutes täuschend nach. Der Mensch hatte gar kein Blut verloren, die Suggestion war indessen so gross, dass er alsbald an „Entkräftung“ infolge von Verblutung starb.

Einem anderen zum Tode verurteilten Verbrecher versprach man, ihn zu begnadigen für den Fall, dass er mit dem Leben davonkäme, wenn er sich in ein Bett legte, in welchem soeben ein Cholerakranker gestorben sei. Man brachte den Mann in ein Bett mit Bettzeug, in welchem noch nie ein Cholerakranker gelegen hatte, trotzdem bekam er sofort die Cholera, an der er auch alsbald verstarb. Wenn die Einbildungskraft, die, wie wir es nennen wollen, „Selbstsuggestion“ solche Dinge und Erkrankungen erzeugt, so ist es auch absolut kein Wunder, wenn beispielsweise die Berührung des Rockes Christi gewisse Heilungen zu vollbringen imstande ist.

Auch die Gelehrten werden durch ihr Studium häufig hypnotisiert, und diesem Umstande haben sie es wohl zuzuschreiben, dass die Witzblätter oftmals den Professor — besonders seine Zerstreuung — zum Gegenstand des Spottes in Wort und Bild machen. Warum? Weil die Gelehrten meistens durch das Betrachten und Ueberdenken ihrer Spezialwissenschaft ungemein einseitig werden und sich der modernen Welt im Denken, Empfinden und Gebaren allmählich entfremden. Sogar ganze Volksmassen können hypno-

tisiert werden. Das Sprichwort drückt dies mit den Worten aus: „Ein Narr macht viele“. Solcher Massenhypnose verdanken wir in Deutschland die Sozialdemokratie und neuerdings den, allerdings wesentlich gefährlicheren Antisemitismus; und von den Franzosen sagte vor einigen Jahren bereits ein Landsmann — und der muss es wissen —: „Sie blicken leider seit 1870 völlig wie hypnotisiert nach dem Vogesen-Loche.“

Diese Beispiele, die sich noch bedeutend vermehren liessen, genügen wohl, die Kraft der Hypnose, der Suggestion, sowie der Selbst-Suggestion darzuthun.

Da wir vorhin eine Schrift, die das Dasein Gottes aus dem Hypnotismus und Spiritismus nachzuweisen versucht, hier besprochen haben, so wollen wir bei dieser Gelegenheit noch eine andere Schrift erwähnen, die ihre Beweiskraft aus derselben Quelle schöpft.

„Ist der Tod ein Ende?“ nennt sich ein Buch von Professor J. H. Schmick. Der Verfasser hat die Dialogform gewählt und lässt eine kleine Gesellschaft älterer Herren, die verschiedenen Berufsklassen angehören, darunter ein Arzt, des Abends beim Glase Bier zusammenkommen, wo sie dann ihre Erfahrungen austauschen und danach zu Schlüssen gelangen, die für sie eine Fortexistenz der Seele nach dem Tode als bestimmt erscheinen lassen.

So gut gemeint das kleine Buch auch sein mag, so nimmt doch der Verfasser jenen idealen Standpunkt ein, von dem Kant in der Vorrede zur II. Auflage seiner „Kritik der reinen Vernunft“ sagt: „Der Idealismus mag in Ansehung der wesentlichen Zwecke der Metaphysik für noch so unschuldig gehalten werden — das er in der That nicht ist —, so bleibt — —“ u. s. w.

Es kann also auch dieses Buch, als auf Idealismus und Hypnotismus aufgebaut, eine ernstere Beachtung nicht beanspruchen.

Die Natur kann nur in ihrer Gesamtheit als Einheit aufgefasst werden, und das Herausgreifen einer einzelnen Kraft oder Erscheinung, wie es der Hypnotismus ist, wird der Philosophie niemals förderlich sein; es müsste schlimm um das Dasein Gottes bestellt sein, wenn nicht ganz andere Beweise dafür vorhanden wären als eine für sich abgesondert betrachtete Naturerscheinung. Stellen wir uns Gott einen Augenblick als mit menschlichen Attributen behaftet vor, so würde er über den für sein Dasein beweiskräftig sein sollen den Hypnotismus und Spiritismus jedenfalls sagen: „Könnte ich mich doch vor meinen Freunden schützen!“ Er lässt aber auch diese

seine Freunde, auf Grund der seinen Geschöpfen gegebenen naturgesetzlichen Freiheit, gewähren, denn auch alle Auswüchse, die diese Freiheit mit sich bringt, werden ausschliesslich der Forschung und somit indirekt der Wahrheit dienen.

Wir können nicht umhin, noch auf einen Beweis für das Leben nach dem Tode aus dem oben erwähnten Buche zurückzukommen.

Es wird daselbst behauptet, dass sich der Mensch auf Erden Kenntnisse zu eigen mache, die für sein Erdendasein völlig zwecklos wären wie z. B. die Astronomie. Hiernach müsse unbedingt angenommen werden, dass solche Wissenschaft nur ein Vorbereitungsdienst für ein ferneres Leben, in dem diese Wissenschaft erst ihren wahren Wert bekäme, sei. Wir thun am besten, hierauf die Worte Kants aus dem II. Abschnitt der „Kritik der reinen Vernunft“ anzuführen. Kant sagt: „Die Beobachtungen und Berechnungen der Sternkundigen haben uns viel Bewunderungswürdiges gelehrt; aber das Wichtigste ist wohl, dass sie uns den Abgrund der Unwissenheit aufgedeckt haben, den die menschliche Vernunft ohne diese Kenntnisse sich niemals so gross hätte vorstellen können, und worüber das Nachdenken eine grosse Veränderung in der Bestimmung der Endabsichten unseres Vernunftsgebrauches hervorbringen muss.“

Wie ein anderer bedeutender Gelehrter von heute darüber denkt, möge nachfolgender Bericht über einen Vortrag, den der Direktor der Berliner Sternwarte, Professor Dr. Förster, am 19. Dezember 1892 in der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur hielt, zeigen. Der Genannte führte etwa folgendes aus:

„Die ethische Bedeutung der Astronomie liegt in vier Richtungen: Zunächst sind es die Fernen des Raumes und der Zeit, die eine Weihende Einwirkung auf die Seele üben, sodann hiermit in Verbindung der weite Blick, den die Astronomie in die Geschichte der Menschheit gewährt. In Anschluss an die Schilderung ihres kulturgeschichtlichen Werdens ist es die prophetische Bedeutung, welche sie am frühesten gewonnen hat, der Grad der bedingten Macht über die Naturerscheinungen, der im Vorauswissen ruht und für die Menschheit eine Gewähr ist von der Realität ihrer Erkenntnis. Endlich kommt hierzu die Lehre von der Genauigkeit, von der Weisheit, die nötig ist, um sich von den menschlichen Irrungen frei zu machen und die zu peinlicher Vorsicht in allgemeiner Kritik mahnt. Wenn wir an die Grenzen des Erkennens kommen, so packt uns leicht ein Gefühl der düstersten Vereinsamung. Gerade gegen

diese öden Wirkungen bringt die Astronomie Hülfe, denn sie gliedert die Fernen des Raumes und der Zeit. Der Reichtum des Firmaments, die Fülle, der Glanz und die Stetigkeit des Fixsternhimmels, der über viele Generationen leuchtet, die Struktur des Milchstrassensystems, alles dies hebt in Fernen empor, die jeder gesunden Seele wohlthun, und erleichtert uns die Mühen und Sorgen des Tagewerks; der makrokosmische Blick auf den grossen Weltkörper erfüllt den Geist mit reinen, klaren Vorstellungen. Durch Ableitungen aus seinen Messungen beherrscht die Astronomie die fernste Vergangenheit und ist infolgedessen eine Leuchte in die Urgeschichte; sie erweist sich dankbar, insofern sie Mitteilungen kontrollieren und verfolgen lehrt. Dadurch ist ein Bild von der Stetigkeit des menschlichen Fortschritts gewonnen, das auf anderen Gebieten noch nicht vorhanden ist. Der Weg von Ptolemäus zu Kopernikus, zu Kepler, bedeutet einen stetig verlaufenden Erkenntnisprozess.“ — —

„— — — Es wird berichtet, dass ein französischer Astronom des vorigen Jahrhunderts gesagt haben soll: „Ich habe die Himmelsräume durchwandert und habe niemals Gott gefunden.“ (Wir werden später hierauf zurückkommen.) Das ist ein thörichtes, ein frivoles Wort! Mögen wir die hehre Macht, welche das gewaltige Universum nach einfachen Gesetzen sich bewegen und entwickeln lässt, als ein persönliches Ideal oder als ein ewiges Gesetz uns vorstellen, das Eine bleibt, dass der Blick in die Himmelsräume den Menschen unsagbar fromm und bescheiden machen muss.“

Dies als Antwort auf die Behauptung, dass die für unser Erdenleben als überflüssig hingestellte astronomische Wissenschaft nur im zukünftigen Leben Verwendung finden könne.

Wir wiederholen: Das Herausreissen eines einzelnen Naturgesetzes, einer einzelnen Naturkraft aus dem Rahmen der gesamten Natur, und deren Benutzung zu irgend einem philosophischen Beweise, sei es für, sei es gegen das Vorhandensein einer höheren Intelligenz, ist der erste und grösste Fehler, dessen man sich schuldig machen kann, und dieser selbe grosse Fehler, der es hier bewirkt, dass Zweifler erst des Hypnotismus bedürfen, um das Dasein Gottes als bewiesen zu erachten, dieser selbe Fehler hat es auch bewirkt, dass das von Lamarck und Goethe geahnte, von Darwin begründete und bewiesene, von Haeckel ausgebaute Gesetz — die Entstehung des Vollkommneren aus Unvollkommenen — benutzt werden

konnte, das Fehlen einer höheren Intelligenz nachweisen zu wollen. Ebenso lässt es sich nur als ein kindlicher Standpunkt bezeichnen, wenn ein Mensch das Vorhandensein dieser Intelligenz von seinem Wohlbefinden abhängig macht. Ist er mit sich und der Welt zufrieden, so ist er auch gläubig; wird er von Unglück verfolgt, so kann er an Gott nicht glauben. Gott greift eben nicht ein in unsere Verhältnisse, und da er die höchste Gerechtigkeit ist, kann er auch nicht eingreifen, weil er sich damit sonst selbst korrigieren würde. Was da ist, hat sich frei entwickelt, allerdings unter dem Druck der von Gott als durchaus vollkommen festgestellten Naturgesetze; — —

„Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn!
Wozu ein Gott? spricht er; die Welt ist sich genug!
Und nie hat je ein Mensch ihn mehr
Als dieses Freigeists Lästerung gepriesen!“
(Schiller „Don Carlos“.)

In diesem Sinne — aber nur in diesem — hatte auch Lagrange, — der vorhin erwähnte Astronom — vollkommen recht, wenn er Napoleon erklärte, er habe Himmel und Erde durchforscht und nicht die Spur eines Gottes gefunden. Genau ebenso recht hat Haeckel, wenn er bei seinen Forschungen als Zoologe nirgends einen Schöpfer erblicken kann, sondern überall nur Entwicklung. Dasselbe kann der Elektrotechniker, der Maschinentechniker, der Chemiker, kurz jeder, dessen Beruf die Beobachtung der Natur und der Naturkräfte erfordert, behaupten; was aber will das anders sagen, als wenn der Mathematiker behauptet — und gewiss wird ihm das niemand bestreiten — er habe dreissig Jahre lang Mathematik getrieben und sich mit Zahlen beschäftigt, aber nicht ein einziges Mal gefunden, dass $2 \times 2 = 5$ sei! Gott hat eben nirgends in der Welt eingegriffen und aus $2 \times 2 = 5$ gemacht!

So ist also die Behauptung, es sei nirgends die Spur eines Gottes zu finden, dahin zu verstehen, es sei nirgends die Spur eines Eingreifens Gottes in das Vorhandene zu finden; und das ist vollkommen richtig und zeigt nur wie — in unserem Sinne verstanden — haltlos die Verketzerung berühmter Männer wie Lagrange, Haeckel etc. ist. Daran kann auch das nichts ändern, dass jene Männer auf Grund ihrer Forschung zu einem wissenschaftlichen Atheismus gelangt sind, zu einem Materialismus des Kopfes, der mit dem Materialismus des Herzens garnichts gemein

hat. Letzteres ist auch den Dogmengläubigen recht wohl bekannt, und deshalb ist es um so verwerflicher, wenn sie sich den Anschein geben, als wüssten sie das nicht, denn nur so können sie das Wort „Materialismus“ für ihre Angriffe verwenden. Wilhelm Strecker bemerkt sehr richtig in seinem Aufsätze „Welt und Ewigkeit“: „Wer sich immer durch innere Gründe dazu bestimmt fühlt, an Gott zu glauben, der soll um seines Glaubens willen weder belästigt noch verspottet werden; aber auch der Gottesleugner darf für seine Ueberzeugung, zu der er durch Nachdenken gelangt ist, eben so viel Achtung verlangen, wie andere für anerzogene Meinungen.“

Aehnlich sagt Feuerbach: „Wer keinen Endzweck hat, hat keine Heimat, kein Heiligtum. Wer einen in sich wahren, wesenhaften Zweck hat, hat eben damit Religion, wenn auch nicht im Sinne der Theologie, so doch im Sinne der Vernunft und Wahrheit — jene wahre, einzige Religion, die an Stelle der Gottesliebe die Menschenliebe, an Stelle des Gottesglaubens den Glauben der Menschheit an sich selbst und seine Kraft setzt; den Glauben, dass das Schicksal der Menschheit nicht von einem Wesen ausser oder über ihr, sondern von ihr selbst abhängt, dass der einzige Teufel des Menschen der Mensch, der rohe, abergläubische, selbstsüchtige, böse Mensch, aber auch der einzige Gott des Menschen der Mensch selbst ist.“

Wenn Männer wie Haeckel etc. deshalb auf das Fehlen einer höheren Intelligenz schliessen, weil sie keinerlei Eingreifen Gottes in das Getriebe der Natur wahrnehmen, so kann dies unserer Meinung nach doch offenbar nur ein Trugschluss sein, da sie das Naturgesetz darüber vergessen. Danach würden sie also folgerichtig nur ein wirres, regelloses, gesetzloses Durcheinander mit fortwährender Korrektur einzig und allein als beweiskräftig für das Dasein Gottes halten können, während ihnen das majestätische Walten der ewigen Naturgesetze als etwas Alltägliches und nicht besonders Zubeachtendes zu jenem Beweise nicht genügt.

So führt Haeckel in der neu zu Berlin begründeten Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur in der ersten Sitzung der Gesellschaft, Oktober 1892 etwa folgendes aus: Für uns sei Ethik allein Religion, und man sei sehr wohl imstande, eine auf Wissenschaft gegründete Ethik zu schaffen. Wir dürften uns nicht auf veraltete, überlebte Dogmen berufen, denn wir glaubten weder an Götzen, noch an alte Kleidungsstücke; (gemeint ist der im Jahre 1891 in

Trier ausgestellt gewesene, sogenannte heilige Rock Christi) — wir glaubten an die Weltseele, etwa im Sinne Goethes. Es sei nötig, dass wir die Wissenschaft als Basis unseres Erkennens aufnehmen, die Vernunft — nicht die Unvernunft — nicht Gewalten, von denen wir nichts wissen und kennen, dann würde man grosse Fortschritte herbeiführen.

Wir können diese Ausführung gewiss Wort für Wort unterschreiben, müssen indessen doch rund heraus erklären, dass eine sich seiner selbst nicht bewusste, doch aber die Vernunft schaffende Weltseele für den Menschegeist nicht zu erfassen ist — und da ständen wir ja wieder vor einem Wunder — an das wir doch nicht glauben wollten!

Der Referent einer Berliner Zeitung schreibt u. a. über jene Sitzung: „Es sei doch so leicht zu begreifen, dass in der Natur alles „natürlich“ zugehe.“ Anfangs glaubten wir, es handle sich um einen Scherz, mussten aber leider erfahren, dass es ernst gemeint war. Zweifellos ist die Natur das grösste aller Wunder, und alles Natürliche — wunderbar; nur haben wir nicht nötig, an dieses Wunder zu glauben, weil wir es sehen, dadurch aber wird es keineswegs weniger wunderbar.

Wenn wir nun aus unseren Wahrnehmungen schliessen müssen, dass Gott nirgends eingreift, nirgends nötig hat, die bestehenden, gegebenen Gesetze — weil absolut vollkommen — abzuändern, wenn wir ferner wissen, dass Gott uns völlig frei gewähren lässt in unserem Denken, Thun und Lassen, so wirft sich unwillkürlich die Frage auf: Sollen wir zu Gott beten? und: Warum sollen wir zu Gott beten?

Der Bibelgläubige, der ohne Nachdenken alles glaubt, was die Religion lehrt, ist schnell mit der Antwort fertig und sagt, wenn Gott sein Gebet erhört hat: „Gott war mir gnädig“. Hat Gott sein Gebet nicht erhört, so tröstet er sich mit dem Gedanken: „Es muss wohl so zu meinem Besten gewesen sein“! Somit ist er auf alle Fälle befriedigt.

Wir wissen: Der Stein auf dem Dache, der, durch Wind und Wetter gelöst, in einem gegebenen Moment zu Falle kommt, kann — ohne ein ausserhalb der Naturgesetze stehendes Eingreifen — zu keinem anderen als eben zu diesem gegebenen Moment zur Erde fallen und muss denjenigen, der in diesem Moment jene Stelle passiert, beschädigen oder vielleicht töten. Der Stein muss eben

fallen aus Notwendigkeit, und traf er mich nicht, so traf er einen anderen Menschen, der vielleicht kurz zuvor inbrünstig für sein und der Seinen Wohl zu Gott gebetet hatte. In Wahrheit ist ja nichts beseligender, als ein inbrünstiges Gebet, nichts entflammt mehr den Mut und die Freudigkeit zu neuem Thun, und kein empfindender Mensch möchte das Gebet entbehren. Und dennoch steht es im Widerspruch mit unserem klaren Denken, das immer wieder zu der Erkenntnis führen muss, dass es für den Weltengeist, gerade weil er vollkommen, unmöglich ist, ein Gebet zu erhören. Tag für Tag, ohne Rast schreitet das Unglück durch die Welt, ohne vor einem Gebet still zu stehen. Im Kriege beten beide Parteien zu Gott und flehen um den Sieg, und wie oft wird er der Partei zu teil, die ersichtlich im Unrecht ist; wie oft fällt im Duell der Beleidigte.

Sehen wir uns das Gebet genauer an. Könnte es nach dem Gesagten nicht scheinen, als sei das Gebet nichts anderes, als die Bitte zu Gott, den natürlichen, vorgezeichneten Gang der Entwicklung zu hemmen und persönlich in das Weltengeschehen zu meinen Gunsten oder zum Schaden anderer einzugreifen? Wozu also das Gebet, wenn ein Eingreifen Gottes in den natürlichen Gang der Dinge ausgeschlossen ist? Wie das auch schon Christus, gewiss der grösste Philosoph, den bisjetzt die Welt gesehen, besonders unter Berücksichtigung der damaligen Zeitverhältnisse, — anerkannt und deutlich ausgesprochen hat im „Vaterunser“, in dem es nach der Einleitung zunächst heisst: „Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden“, und dann in dem so rein menschlichen Gebet auf dem Oelberge: „Vater im Himmel, ist es möglich, so lass den Kelch an mir vorübergehen, doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe“. — Also auch Christus hat, wie jeder denkende Mensch gewusst, dass das Gebet in unserem Schicksal nichts ändern kann; aber er hat auch gleichzeitig die Empfindung eines jeden Menschen geteilt, die Empfindung jener beseligenden Ruhe, jenes tiefen, unendlichen Seelenfriedens, den das lautere, inbrünstige Gebet in jedes Herz ergiesst. Warum? Gerade weil wir uns im Gebet so recht vor die Seele führen „nicht mein Wille, sondern der Wille des bewussten, vollkommenen Weltengeistes wird und muss geschehen“. Wohl legen wir im Gebet vor Gott dar, was wir ersehnen und erstreben sowohl für uns, wie für unsere Angehörigen und unser Vaterland, aber wir sollen im Gebet auch gleich-

zeitig Rechenschaft ablegen — vor Gott und vor uns selber — über unser Thun und Lassen, über das Gute und das Böse, was wir gethan. Wir empfinden dann innige Befriedigung über das Erstere und tiefe Reue über das Letztere. Dazu haben wir das, nach unseren Begriffen für uns Wünschenswerte und Erstrebenswerte im Gebet ausgesprochen — und nun fügen wir uns der Notwendigkeit, aus der heraus alles geschieht, was da geschieht.

Diese Auffassung des Gebets scheint uns jedenfalls richtiger zu sein als die: Gott wolle eingreifen in unsere Verhältnisse, wolle den natürlichen Gang der Entwicklung, die Naturgesetze zu unseren Gunsten abändern, selbst auf die Gefahr hin, dadurch andere zu benachteiligen, etwa wie es in jenem Gebet beim Gewitter heisst:

„O, heiliger Sebastian,
Verschon' mein Haus, zünd' andere an!“

Verwunderlich ist es, dass sich Frau Bertha von Suttner in ihrem Roman „Doktor Hellmuts Donnerstage“ gegen das Gebet als etwas Unlogisches wendet. Der Rezensent einer in Berlin erscheinenden Zeitung bemerkt sehr richtig darüber:

„Nicht übel und doch hinfällig sind ihre Erörterungen über das „Gebet“. Sie wendet sich gegen das Gebet als Bitte und zwar vom ungläubigen Standpunkte aus, denn, sagt ihr Dr. Hellmut, „wenn man an eine einheitliche Weltmacht glaubt, welche ihr erhabenes Werk durch ihren einzigen, von Hölle und Teufel unbehelligten, unabänderlichen Willen vollführt, so kann man logischerweise nicht versuchen wollen, durch sein Gebet eine Willensänderung zu erreichen“. Das ist richtig; man könnte dem höchstens entgegen, dass vor dem naiven Glauben der Verstand immer zu kapitulieren hat und dass sich Gläubigkeit und philosophisches Tifteln nie miteinander vertragen werden. Nun meine ich, dass die Verfasserin die Macht des Gebets aus gläubigem Herzen heraus aus ihrer Deduktion vergessen hat — also gerade die Hauptsache. Wenn ein frommgläubiger Christ in einer Stunde der Not zu seinem Gott um Hülfe und Rettung betet, so erhofft er vielleicht wirklich in unbewusster Blasphemie eine „Willensänderung“ der Allmacht; das, was er aber durch die Kraft seines Glaubens in der That erreicht, ist eine seelische Stärkung, und es ist bekannt, wie sehr und wie nachhaltig eine psychische Kräftigung auch auf den Organismus reflektiert. Ich kann mir sehr wohl denken, dass die darniederliegenden Lebensgeister eines Kranken, in dessen Seele nach einem

tiefempfundenen Gebet neues Hoffen Einkehr hält, durch die psychische Beeinflussung gehoben werden können, so dass der Gang der Krankheit leicht eine Wendung zur Besserung zu nehmen vermag.

Frau von Suttner entwirft folgende Illustration zu ihren Philosophemen: Seesturm; das Schiff ist in höchster Gefahr — der Untergang droht. Die gläubigen Seelen beten zu Gott, er möge sie erretten; sie verlangen „also“ eine „Willensänderung“ dessen, der den Sturm entfesselt und sie dem Untergang nahe gebracht hat. Sie verlangen ein Wunder, nämlich die Aufhebung der von Gott selbst eingesetzten, ewigen Gesetze. . . Dass der Geist unendlich viel über den Körper vermag, ist gleichfalls ein Naturgesetz. Es ist „also“ durchaus begreiflich, wenn der fromme Beter sich durch die seelische Wirksamkeit seines kurzen Stossgebets in so hohem Maasse psychisch gestärkt und gekräftigt fühlt, dass er dank der Wechselwirkung zwischen Geist und Körper auch physisch mehr imstande zu ertragen ist, so dass es ihm möglicherweise gelingt, den Wellen zu trotzen, bis ihm Rettung wird. Ist er aber gerettet, so hat er entschieden nicht nur die Pflicht, sondern auch das Recht, Gott für seine Hülfe zu danken, denn in der That war es die Gottheit, die ihn errettete — und zwar nicht durch „Willensänderung“, sondern durch Kraftverleihung“.

Uebrigens beten alle Menschen, bewusst oder unbewusst; denn was ist es anders als ein Gebet, wenn jemand seine Kinder segnet, wenn er jemandem zum Geburtstag gratuliert oder ihm glückliche Reise, glückliche Heimkehr wünscht! Jeder weiss bestimmt, dass solcher Segen und solche Wünsche an sich zwecklos und machtlos sind, doch ist wohl niemand in so starren Prinzipien versunken, dass er deshalb vor seinen Wünschen den Mund verschlösse; thäte er es aber, sein Herz könnte und würde er nie und nimmer davor verschliessen.

Aehnlich verhält es sich mit dem Fluch. Gewiss wird der unverdiente und im Affekt ausgesprochene Fluch der Eltern dem Kinde auf seinem Lebenswege niemals ein Hindernis sein, ebenso wenig wie thatsächlich der verdiente Fluch. Wie ganz anders aber wirkt letzterer! An sich zwar wirkungslos, heftet er sich doch dem Menschen an die Sohlen, lässt ihm Tag und Nacht keine Ruhe, ja, er kann ihn — und das alles ohne Eingreifen Gottes — zur Verzweiflung treiben!

Wenn wir ein Eingreifen Gottes in die von ihm selbst als vollkommen hingestellten Naturgesetze als unmöglich und undenkbar, weil widersprechend, erklärt haben, so ist es unabweisbar nötig, bei dieser Gelegenheit eine andere Frage zu berühren, trotzdem dieselbe eigentlich dem religiösen Gebiet angehört und eine reine Glaubenssache ist, weshalb wir uns auch einer Beantwortung dieser Frage enthalten müssen. Dieselbe lautet: Greift Gott in das Denken der Menschen ein? Es haben sich hier seit Anbeginn zwei Meinungen gegenüber gestanden. Jeder, dem in seinem Leben ein Ereignis zugestossen, welches ohne Eingreifen einer höheren Intelligenz in das Denken der beteiligten Personen nicht erklärlich erscheint, wird jene Frage bedingungslos mit „ja“ beantworten¹⁾.

Wie es erklärlich ist, wenn der Wendenfürst Jaczko, als es ihm gelang, seinen Verfolgern über die Havel nach Schildhorn zu entkommen, zum Christentum übertrat, so ist es erklärlich, wenn — beispielsweise — jemand, der zu einer bestimmten Zeit mit der Eisenbahn zu fahren beabsichtigte, sich indessen plötzlich ohne jeden besonderen Grund entschliesst, die Reise mit dem nächsten Zuge anzutreten, und hierauf erfährt, dass der von ihm nicht benutzte Zug durch einen Zusammenstoss zertrümmert wurde — ein Eingreifen Gottes in den Gedankengang der Menschen glaubt annehmen zu müssen. Unendlich viele Menschen wissen aus ihrem Leben derartige oder ähnliche Begebnisse zu berichten, und sie alle werden jene oben erwähnte Annahme nicht von sich weisen können. Wem indessen derartiges in seinem Leben nicht begegnet ist, wird gewöhnlich auch ein Eingreifen Gottes in den Gedankengang der Menschen von der Hand weisen, indem er sich von der Unhaltbarkeit einer solchen Annahme wissenschaftlich überzeugt hält. Er argumentiert: Bei der Zusammengehörigkeit von Kraft und Stoff kann ich auch nur mit Hülfe des Stoffes, also des Gehirns, der Gehirnzellen, denken; greift also Gott in das Denken der Menschen ein, so kann dies auch nur geschehen durch einen Eingriff in die Materie, durch eine Abänderung der naturgemäss geschehenden Bewegung der Gehirnzellen; ist also ein Eingreifen in die Materie undenkbar, so ist auch ein Eingreifen in den Gedankengang der Menschen undenkbar.

Gegen diese Beweisführung würde sich nichts einwenden lassen,

1) Zu diesen zählt auch der Verfasser.

wenn zunächst der Denkprozess überhaupt von uns klar erkannt wäre; indessen hier stehen wir von vorn herein vor dem „Ignoramus“. Dann aber ist es doch sehr fraglich, ob im Denkprozess die Kraft dem Stoffe über-, neben- oder untergeordnet ist, ob nicht eine gewisse Wechselwirkung zwischen beiden besteht. Wäre die Kraft des Denkens der Materie in der Weise untergeordnet, dass die chemische Zusammensetzung der Gehirnzellen, deren Ausdehnung, mechanische Bewegung u. s. w. allein für das Denken maassgebend sein würde, so ständen wir vor dem krassen Materialismus, und es wäre nicht einzusehen, weshalb diese mechanische Bewegung nur vernünftiges Denken erzeugen sollte, warum sie nicht ebensogut das allerunvernünftigste Denken erzeugte, so dass die Handlungen der Menschen etwa denjenigen der Irren entsprächen, und sich das Leben thatsächlich derartig abspielte, wie wir es so oft im Traum durchleben. Ist es doch ein alter Streit der Phrenologen um die Frage: Ist aus der äusseren Form des Gehirns die grössere oder geringere Ausbildung irgendwelcher Sinne erkennbar oder — umgekehrt — hat die grössere, stärkere Ausbildung irgend eines Sinnes Einfluss auf die Gehirnbildung gehabt. Im ersteren Falle wäre das Denken rein von der Materie abhängig, im letzteren Falle aber die Materie vom Denken, und dieser letztere Fall ist beispielsweise überall da eingetreten, wo ein Mensch durch anhaltendes, starres Nachsinnen über eine und dieselbe Sache — sei es über einen Verlust, über einen Todesfall, über eine ihm vorschwebende Erfindung u. dergl. — den Verstand verliert und an Gehirnerweichung zu Grunde geht. Hiernach also dürfte es jedenfalls schwer sein, den Gegenbeweis zu erbringen, d. h. den Beweis, dass ein Eingreifen Gottes in den Gedankengang der Menschen deshalb nicht anzunehmen wäre, weil dies auch gleichzeitig ein Eingreifen in die Materie, was wir als undenkbar bezeichneten, bedeuten würde.

Ein viel schwerer wiegender Grund dagegen würde der sein: Warum greift Gott hin und wieder in den Gedankengang einzelner weniger Menschen ein und nicht gleichzeitig in den aller Menschen? Warum — um bei unserem Beispiel eines Eisenbahnunglückes zu bleiben — hält er von einem Menschen — indem er ihn ganz grundlos irgend einen Entschluss fassen lässt, durch den das bisher Gewollte eine Abänderung erfährt — ein Unglück fern, während er zu gleicher Zeit hundert andere in den Tod gehen lässt? Oder:

Warum wird ein ausgemachter Verbrecher durch den glücklichen Einfall eines Verteidigers vor Zuchthaus und Galgen bewahrt, während gleichzeitig ein Armer, der aus Hunger ein Brot gestohlen, ins Gefängnis wandert? Ein Eingreifen Gottes, wie wir es hier im Sinne haben, wird stets jemandem Glück oder Unglück, Gewinn oder Verlust zufügen, indessen doch beides auch stets nur aus Notwendigkeit. Aus Notwendigkeit geraten wir in materiellen Verlust; aus Notwendigkeit verlieren wir unser Leben, und über den Wert von Leben, Geld und Gut sprechen wir in einem besonderen Artikel. Dass uns also jenes Eingreifen für den Einen von Vorteil, für den Anderen von Nachteil zu sein erscheint, ist einzig nur aus dem uns in Fleisch und Blut übergegangenen Begriff von dem, was von uns für vorteilhaft oder nachteilig gehalten wird, zu erklären, in Wahrheit aber ist dieser Begriff nur in der menschlichen Schwäche begründet und somit die obige Schlussfolgerung durchaus unzutreffend. Solange wir nicht wissen, was Leben ist, können wir nicht über den Tod Reflexionen anstellen; wir wissen nur, dass für den Weltzweck und für das Weltganze sowohl Leben als Sterben Notwendigkeiten sind, ebenso wie Glück und Unglück.

Wenn also ein Eingreifen Gottes in den Gedankengang der Menschen dem Einen Glück und Leben bringt, so hat er wohl Ursache nach seinem menschlichen Denken und Empfinden dafür dankbar zu sein; denn wir können als Menschen eben einmal nicht anders als menschlich empfinden, niemals aber kann vom philosophischen Standpunkt aus angenommen werden, dass Gott durch solchen Eingriff einen Menschen vor den übrigen bevorzugen will. —

Wir wiederholen: Es liegt uns fern, über die Möglichkeit eines Eingreifens Gottes in das menschliche Denken einen entscheidenden Ausspruch zu thun, wir haben indessen das, was für, sowie das, was gegen die Annahme eines solchen Eingreifens spricht, beleuchtet und bemerken noch einmal, dass daran zu glauben oder nicht zu glauben, dem Einzelnen durchaus überlassen werden muss, indem die Argumente für und wider gleiche Berechtigung haben — wenn auch wesentlich mehr dafür als dagegen zu sprechen scheinen —, und dass jedenfalls das Urteil derjenigen im bejahenden Sinne ausfallen wird, denen eigene Lebenserfahrung zur Seite steht.

Nicht jeder, der ein Eingreifen Gottes in den Denkprozess der Menschen logisch für „Unsinn“ erklärt, hält bei nahendem Unglück stand, und so mancher Atheist aus Grossmannssucht, der noch

soeben mit seinem „Freidenkertum“ prahlt, schliesst sich daheim in sein Kämmerlein ein und — betet.

Man wird geneigt sein, hier einzuwerfen: „Da stehst du also wieder am Anfange deiner Philosophie und, anstatt Zweifel zu beseitigen, verwickelst du dich nur in Widersprüche, denn das vorhin als unmöglich hingestellte Eingreifen Gottes in das Weltgetriebe — weil dasselbe vollkommen ist — stellst du hier in Bezug auf das Denken des Menschen bereits als möglich, wenn auch nicht als erwiesen hin. Da liegt denn auch der Gedanke nicht gar so fern, dass doch vielleicht durch das Gebet ein solcher Eingriff Gottes auch in das mechanische Weltgetriebe erlangt werden kann, und dann wären wir ja vom philosophischen Gebiet auf das rein theologische übergesprungen. Ausserdem wird auch der Wundergläubige, der Lourdes- und Marpingen-Gläubige dasselbe behaupten, d. h. dass seine Erfahrungen ihn zum Wunderglauben geführt haben.“

Nun, eine solche Folgerung wäre durchaus unzutreffend, denn abgesehen davon, dass wir garnicht zweifeln, dass unter Umständen jene sogenannten Wunderquellen, ebenso wie die Berührung des Rockes Christi oder einer sonstigen Reliquie imstande sind durch Selbstsuggestion, genau wie die Berührung des Magnetiseurs, nervöse Leiden zu beseitigen, so kann der Wundergläubige, der Spiritist auch nicht den Schimmer eines wissenschaftlichen Beweises, wie wir solchen wenigstens zu führen versucht haben, ins Feld führen, und mit dem reinen beweislosen Glauben haben wir absolut nichts gemein, ohne übrigens dem Andersdenkenden solchen benehmen zu wollen.

Wir wiederholen: Ein Eingreifen Gottes in das mechanische Getriebe der Welt, sowie in das Denken der Menschen ist — rein wissenschaftlich und philosophisch betrachtet — nicht denkbar, und derjenige, der es annimmt, weil in seinem Schicksal durch einen plötzlichen Entschluss eine Wendung eingetreten ist, fühlt sich merkwürdigerweise nur dann dazu gezwungen, wenn jene Wendung eine solche zum Guten, nicht aber, wenn es eine solche zum Schlechten war. Derjenige, dem ein Lotteriegewinn entgangen, wird stets murren, der Gewinner indessen wird Gott danken, und doch wird niemandem einfallen, anzunehmen, dass Gott dem Gewinner eine besondere Gnade hat erweisen wollen; jedoch verdanken beide, der Gewinner und der Nichtgewinner ihr Schicksal dem gleichen göttlichen Wirken, d. h. der Notwendigkeit.

Es wäre ja leicht für uns gewesen, dieser Frage aus dem Wege zu gehen, allein es scheint uns denn doch mutiger, gerade solchen Problemen mannhaft gegenüber zu treten, wenn sie auch mit Hülfe unseres jetzigen Verstandes und unseres jeweiligen Wissens unlösbar bleiben müssen. Wir haben auch nie und nirgends behauptet, die Rätsel des Lebens gelöst zu haben, und sind nur von dem Bestreben geleitet, Glauben und Wissen soviel wie möglich zu verknüpfen und miteinander zu überbrücken, ohne dabei diejenigen Fragen ängstlich zu umgehen, die vor der Hand eine Ueberbrückung nicht zulassen. Jede andere Wissenschaft macht es sich übrigens in solchen Fällen noch bequemer. So erklärt die Chemie z. B. „das Atom ist unteilbar“! — ein philosophisch absolut unfassbarer Satz; allein die Chemie behauptet, ohne diesen Grundsatz nicht auskommen zu können, also — muss er Gültigkeit haben. —

Soviel steht fest und kann wohl auch, ebenfalls logisch — nicht bestritten werden, dass die Kraft, die allein das Gebet verleiht, an sich schon ein eklatanter Eingriff Gottes, oder — um mit Schiller zu reden, „wenn das besser klingt“ — einer höheren Intelligenz ist.

Eines ist sicher: Ein Eingriff ist niemals so zu denken, dass dadurch — so sehr es auch oft so scheint — einem Menschen eine Bevorzugung, am allerwenigsten zum Nachteil eines anderen Menschen erwiesen werden soll, sondern immer nur so, dass dadurch — völlig unabhängig von unseren persönlichen Wünschen — das einer höheren Intelligenz Notwendige, für das Weltganze allein Zweckmässige geschieht.

Es ist nötig, hier einige Worte über die Freiheit des menschlichen Willens einzuschalten. Wir sagten einige Seiten früher: „Wir wissen, dass Gott uns völlig frei gewähren lässt in unserem Denken, Thun und Lassen“. Doch aber ist gerade diese Frage von den Philosophen aller Zeiten heftig umstritten worden. Bald wird behauptet, es giebt keine Freiheit des menschlichen Willens, bald wieder: „Der Mensch ist frei, und wär' er in Ketten geboren.“ Oftmals wird alle Sophistik und Dialektik aufgeboten, um die Unfreiheit nachzuweisen, und ein grosses Zugeständnis ist es schon, wenn ein Philosoph zu dem Resultat gelangt: Der menschliche Wille ist nur zum Teil frei.

Jeder thut das, was er für sich am besten hält, und deshalb sollte er nicht frei handeln, weil er unter dem Druck dieser Empfindung steht? Nehmen wir ein ganz triviales Beispiel: Ich will einen Besuch machen und wähle natürlich den kürzesten Weg. Also, folgert der Philosoph, hast du nicht frei gehandelt, nicht frei den betreffenden Weg gewählt, sondern deshalb, weil er der kürzeste war. Mache ich jetzt einen Umweg, lediglich um zu zeigen, dass ich mich frei machen will von dem Druck der Meinung, den kürzesten Weg wählen zu müssen, so folgert der Philosoph wiederum: Weil du dich frei machen wolltest von jenem Druck, wähltest Du den längeren Weg, stehst also sofort wieder unter dem Druck einer ähnlichen, nur gegenteiligen Empfindung, handelst also ebenfalls nicht frei. Uns wollen diese Sophistereien erscheinen wie etwa das, was Descartes vom Sein ausspricht: „Wir würden nicht wissen können, dass wir wirklich sind, wenn es uns nicht das „Cogito, ergo sum“ bewiese.

Trotzdem beruht unsere ganze Gesetzgebung und Justizpflege, ja, das Wohl des Staates auf der unbedingten Annahme eines freien Willens und diesen negieren, hiesse die Anarchie schaffen.

Kant sagt darüber sehr richtig in der Vorrede zur II. Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft: „Es wird eben derselbe Wille in der Erscheinung — den sichtbaren Handlungen — als den Naturgesetzen notwendig gemäss und sofern nicht frei, und doch andererseits, als einem Dinge an sich selbst angehörig, jenem nicht unterworfen, mithin als frei gedacht, ohne dass hierbei ein Widerspruch vorgeht.“ — Nein, unser Wille ist frei!

„Sehen Sie sich um in seiner grossen Natur“, sagt Posa zum König Philipp, „auf Freiheit ist sie gegründet, und wie reich ist sie durch Freiheit. Er, der grosse Schöpfer, wirft in einen Tropfen Thau den Wurm, und lässt noch in den toten Räumen der Verwesung die Willkür sich ergötzen. Er, der Freiheit entzückende Erscheinung nicht zu stören, er lässt des Uebels grauenvolles Heer in seinem Weltall lieber toben — ihn, den grossen Schöpfer, wird man nicht gewahr, bescheiden verbirgt er sich in ewige Gesetze.“

Das Eine muss allerdings zugegeben werden, dass es oft ungemein schwerer ist, die Grenze zu erkennen, bis zu welcher ein Mensch aus freiem Willen mit vollem Bewusstsein, mit voller Ueberlegung gehandelt hat, und wo sein Handeln etwa unter dem Eindruck krankhafter Gehirnaffektion geschieht; und hier hat die medi-

zinische Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten ganz eigentümliche Krankheiten erkannt, die die Juristen früherer Zeit niemals als Grund für ein freisprechendes Urteil gelten gelassen haben würden; so z. B. die „Kleptomanie“, die „Pyromanie“, den „Querulantenwahnsinn“ und die „Moral insanity“. Ganz abgesehen werden muss dabei von den Thaten und Verbrechen ersichtlich Irrsinniger und Kranker. Mit dem Worte „frei“ wird recht oft Missbrauch getrieben. Was will es wohl heissen, wenn sich jemand als „frei-religiös“ bezeichnet oder als „Freidenker“? Doch wohl weiter nichts, als dass er sich in religiöser Beziehung von allem Formelwesen, von allen Dogmen und von jedem Glauben frei gemacht hat. Wir werfen die Frage auf: Ist nun jemand, der genau auf diesem Standpunkt stand und durch langjähriges Studium der verschiedensten Zweige des Wissens gerade durch dieses Studium zu dem Resultate gelangt ist, dass das Wissen den Glauben begründet, nicht Freidenker? Ist schliesslich nicht jeder Freidenker und frei-religiös, der aus freiem Willen und innerer Ueberzeugung die ihm anerzogene, gewissermaassen „suggestierte“ Religion verlässt? Wir müssen dabei beharren, dass der Wille der Menschen ein durchaus freier ist, so lange — wir wiederholen — im gesunden Körper ein gesunder Geist wohnt.

Aus allem Vorhergesagten ist klar zu ersehen, wie wir uns philosophisch, aber mit Hülfe der empirischen Wissenschaften, besonders mit Hülfe der Darwin-Häckelschen Lehre, Gott konstruieren, indem wir argumentieren: Die vorhandenen, absolut vollkommenen und zweckmässig wirkenden Naturgesetze bedürfen unbedingt eines Gesetzgebers. Die von Ewigkeit her existierende Kraft, sowie die Materie, an welche diese Kraft unlöslich gebunden, ingleichen die Unvergänglichkeit und Erhaltung jener, an die Materie gebundenen Kraft, sind etwas für den Menscheng Geist absolut nicht fassbares und können, weil von Ewigkeit her, auch — logisch — nichts Geschaffenes und Gewordenes sein, können somit — ebenfalls logisch — nicht für sich allein bestehend gedacht werden, sondern können nur Attribute einer ebenso ewigen und zwar sich ihrer selbstbewussten höchsten Intelligenz sein. Dabei ist es gleichgültig, welchen Namen wir dieser Intelligenz beilegen, ob wir sie Jehovah, Gott, Ein-und-Alles (Plato), Quint-Essenz (Aristoteles), Ding-an-sich (Kant), Wille (Schopenhauer), Unbewusstes (von Hartmann) oder sonst wie immer nennen.

Bevor wir weiter gehen, müssen wir uns zunächst einen Augenblick mit uns selbst beschäftigen.

Die Philosophie hat sich endlich des ewigen Beweisführens darüber, dass wir sind, begeben, weil sie eben eingesehen, dass ein Beweis dafür unmöglich ist.

Descartes stellte, wie oben erwähnt, den Lehrsatz auf: Cogito, ergo sum — „Ich denke, also bin ich.“ Ebenso gut hätte er bekanntlich auch sagen können: „Ich tanze, also bin ich.“ Im Schlafe denken wir nun, für gewöhnlich wenigstens, nicht und sind doch. Wenn wir aber im Schlafe denken — d. i. träumen — so ist das meistens etwas, das wir im wachen Zustande weder zu denken, noch zu thun oder auszuführen imstande wären.

Descartes schildert die verschiedensten Traumzustände und sagt u. a.: „Wie oft kommt es nicht vor, dass der nächtliche Traum mir sagt, ich sei hier, mit dem Rock bekleidet, sitze am Kamin, während ich doch mit abgelegten Kleidern im Bette liege! Aber jetzt schaue ich sicher mit wachen Augen auf das Papier; das Haupt, das ich bewege, ist nicht eingeschläfert; ich strecke wissentlich und absichtlich diese Hand aus und fühle, dass dies so bestimmt einem Träumenden nicht begegnen könnte. Aber entsinne ich mich nicht, dass ich von ähnlichen Gedanken auch schon im Traume getäuscht worden bin? Indem ich dies aufmerksam bedenke, bemerke ich deutlich, dass das Wachen durch kein sicheres Kennzeichen von dem Traume unterschieden werden kann, so dass ich erschrecke, und dieses Staunen mich beinahe in der Meinung bestärkt, dass ich träume.“ — — — — — „Ich bin also genötigt anzuerkennen, dass alles, was ich früher für wahr hielt, in Zweifel gezogen werden kann, und zwar nicht aus Uebereilung oder Leichtsinne, sondern aus triftigen und wohlerwogenen Gründen.“

Hierzu bemerkt der Uebersetzer J. H. von Kirchmann: „Schon die griechischen Skeptiker haben diese Zweifel erschöpft. Die Täuschungen der Sinne, die Phantasieen der Wahnsinnigen, die Blendwerke der Träume sind von jeher als Mittel benutzt worden, um die Zuverlässigkeit der Sinneswahrnehmungen anzugreifen. Selbst die allgemeinen Wahrheiten der Mathematik und anderer Wissenschaften können das Werk eines bösen Geistes sein, der uns damit nur täuscht. Mit solchem Bezweifeln von allem ist man indes bald zu Ende, und die grosse Frage ist, ob man sich dabei beruhigen

will oder nicht, und wie man wieder herauskommen will. Die griechischen Skeptiker thaten das Erste.“

Nehmen wir nun einmal an, dass derjenige Zustand, den wir wachen nennen, wirklich nur eine andere Form des Schlafes sei, so wird alsbald wieder die Frage entstehen: Welcher Zustand ist in Bezug auf Sinnestäuschung der normale, richtige und maassgebende? Ist das, was wir im sogenannten Traume denken und thun, das Richtige oder das, was wir im sogenannten wachen Zustande vollbringen, oder endlich das, was der Irre im wachenden Traumzustande vollbringt? Das alles sind offene Fragen, auf die sich nur antworten lässt, dass für uns dasjenige Thun und Lassen der Menschen maassgebend sein muss, was der Allgemeinheit nützt, den Zwecken der Menschheit dienlich ist, ihr Wohlergehen fördert, ihr Wohlbefinden erhöht, mit einem Wort, was die Menschen beglückt und vorwärts bringt, und etwas Derartiges haben wir von einem Schlafenden oder Irren noch niemals — wenigstens nicht direkt — wahrgenommen. Danach muss es denn als zweifellos erscheinen, dass nur der Zustand des geistig und körperlich gesunden Wachenden solches zu vollführen imstande ist, und dass uns im wachen Zustande nichts täuschen kann ¹⁾.

Mathematisch beweisen lässt sich freilich diese Behauptung nicht — auch dass sich die Erde um die Sonne bewegt, lässt sich, wie schon früher einmal bemerkt, noch bis auf den heutigen Tag mathematisch nicht beweisen. Trotzdem zweifelt kein Mensch daran; denn es spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, und nach Aristoteles ist einer Behauptung Wahrscheinlichkeit zuzusprechen, wenn dieselbe allen oder der Mehrzahl oder den Vernünftigeren, und zwar diesen wiederum entweder allen oder der Mehrzahl von ihnen oder doch den Weisesten derselben wahr zu sein scheint. Nach Pascal muss man indessen mit dem Worte Wahrscheinlichkeit einen mathematischen Begriff verbinden. Danach ist die mathematische Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses eine Zahl, die Zahl des Verhält-

1) Dabei müssen wir absehen von den verschiedenen kleinen Sinnestäuschungen, die uns auch während des Wachens widerfahren. Die bekannteste ist wohl folgende: Wir sitzen in einem stillstehenden Eisenbahnzuge; der dicht daneben haltende Zug setzt sich in Bewegung, und alsbald erscheint es uns, als ob unser Zug abführe und zwar nach der entgegengesetzten Richtung des sich thatsächlich bewegenden Zuges. Solche Täuschungen währen nur wenige Sekunden oder verschwinden bei einiger Aufmerksamkeit auch sofort wieder.

nisses, in welchem die Anzahl derjenigen Fälle, welche das Ereignis herbeiführen, zu der Anzahl aller möglichen Fälle steht, die ähnliche, wie das betrachtete, herbeiführen können. Mit anderen Worten: Es ist die Wahrscheinlichkeit einer Sache ein Bruch, dessen Zähler die Anzahl der dieser Sache günstigen, dessen Nenner aber die Anzahl aller dabei möglichen Wechselfälle ist. Danach ist eine Sache wahrscheinlich oder unwahrscheinlich, je nachdem ihre mathematische Wahrscheinlichkeit grösser als der Bruch $\frac{1}{2}$ ist oder kleiner. Ebenso ergibt sich weiter daraus, dass man die mathematische Gewissheit eines Ereignisses durch die Zahl 1 zu bezeichnen habe (F. Bessel). Nun, wir meinen, für die Wahrscheinlichkeit der in Rede stehenden Behauptung kann einzig und allein nur die Zahl 1 angenommen werden, doch „eine Gewissheit giebt es nicht, und selbst das ist nicht einmal gewiss,“ behaupten die Skeptiker.

Setzen wir aber einmal wirklich den Fall, es sei dennoch Täuschung, d. h. es sei alles, was wir zu sehen und zu besitzen vermeinen, nicht vorhanden, was wir gethan zu haben glauben, nicht geschehen, es beruhe also alles nur auf traumhafter Einbildung, so hat doch selbst dieser Gedanke durchaus nichts Sinnverwirrendes oder Schreckliches an sich. Wünschen wir doch sogar oft, ein schöner, ein wirklicher Traum möge länger dauern!

Wenn wir also nach dem früher Gesagten erkannt haben, dass alles notwendig und zweckmässig ist für unser Leben, für unser Denken, sei es, wie es immer sei, so kann uns die Form unseres Denkens, sowie die Möglichkeit, dass dies nur eine andere Form des Träumens ist, ganz gleichgültig sein, so lange wir uns in der gegebenen Form glücklich und behaglich fühlen, so lange uns Streben und Arbeit beglückt, so lange uns die uns umgebende, wenn auch vielleicht nur vermeintliche Natur erfreut. Graf Alexander Keyserling giebt in seinen Tagebuchblättern: „Einige Worte über Raum und Zeit“ als Unterschied der Wirklichkeit vom Traume folgende drei Kennzeichen: Greifbarkeit, Wiederholbarkeit und Untilgbarkeit als ein Glied der Kausalreihe.

Nach v. Kirchmann bleibt die Möglichkeit eines noch höheren Zustandes als unser Wachen nicht ausgeschlossen. Ganz richtig; das ist gerade auch unsere Ansicht. Welcher aber muss dann jener höhere Zustand sein? Doch sicherlich nur der des Erkennens der Wahrheit, des Erkennens Gottes, und dieser Zustand kann dann selbstverständlich nur nach dem Tode eintreten.

Descartes wirft nun die Frage auf, ob es nicht recht wohl möglich sei, dass Gott keineswegs der allgütige Gott und die Quelle der Wahrheit ist, sondern vielmehr ein boshafter Geist, der zugleich höchst mächtig und listig ist und alle seine Klugheit anwendet, um uns zu täuschen. v. Kirchmann erwidert hierauf: „Indem Descartes zur Begründung seines allgemeinen Zweifels die bloße Möglichkeit, dass etwas Anderes sein könnte, dass ein allmächtiges Wesen uns mit trügerischen Kräften ausgestattet haben könnte, für hinreichend nimmt, erhellt schon hier, dass er die Lösung seiner Aufgabe im strengen Sinne sich unmöglich macht, denn diese Möglichkeit kann gegen alles und gegen das Gewisseste geltend gemacht werden.“

Wir meinen, so lange Vernunft noch Gültigkeit besitzt, so lange wir die Mathematik für untrüglich halten, so lange wir das ewig unabänderliche Wirken der Naturgesetze und Naturkräfte erkennen, so lange muss es als vollgültiger Beweis für das Walten eines guten, absolut vollkommenen Geistes gelten, wenn wir folgendes festhalten: Zunächst die Entwicklung aller Organischen aus dem einzelligen Organismus bis zum Menschen, wie es uns Darwin und Haeckel lehren. Allerdings eine Theorie, aber doch eine solche, die fast von der gesamten Wissenschaft anerkannt ist und deren Wahrscheinlichkeit, wie auseinandergesetzt, annähernd gleich 1 ist. Dass zu den, gegen den Darwinismus Ankämpfenden ein Virchow gehört, ist bedauerlich, doch will es gegenüber der geschlossenen Masse der übrigen Naturforscher wenig bedeuten, wenn ein Lehrer der alten Schule dagegen Stellung nimmt. Der Genannte muss es sich dann auch gefallen lassen, wenn er von Harden in der „Gegenwart“ Nr. 16, 1892 mit den allerdings nicht schönen Worten abgefertigt wird: „Herr Virchow hat sich schon vor 15 Jahren gegen den Verdacht gewehrt, er wolle die Kirche deposse- dieren; damals als er durch seine Spiegelfechtereien gegen den Darwinismus unsterblich — nicht zum ersten übrigens und gewiss nicht zum letzten Male — bei allem verdienten Rufe — sich blamierte.“

Da sind ferner die Geologie — die Lehre von unseren Erdkörpern, die Paläontologie — die Lehre von den Versteinerungen, die Archäologie — die Altertumswissenschaft, die Ontogenie — die Keimesgeschichte, die Phyllogenie — die Stammesgeschichte, — die Astronomie — die Lehre von der Verteilung und Anordnung der Sterne am Himmel, endlich alle übrigen Naturwissenschaften, die durchweg auf der Unabänderlichkeit der Naturgesetze beruhen, Ge-

setze, die noch nie und nirgends jemals eine Verletzung erfahren haben. Selbst die gesamte Sternenwelt ist dem Darwinschen Gesetz, d. i. dem Streben nach dem Vollkommenen unterworfen, und scheinbare Vernichtung ist nur ein Erstehen zu einem vollkommeneren Kreislauf, wie es nach dem Gesetz von Mayer-Helmholtz — von der Erhaltung der Kraft — auch nicht anders sein kann.

Wie kann nach alle dem bei der vollkommenen Beschaffenheit unserer Erde und der Zweckmässigkeit ihrer Einrichtungen Gott als ein böser Geist gedacht werden? Denn auch das ist zweckmässig, dass die Menschen nicht vollkommen sind, dass es nichts absolut Vollkommenes auf Erden giebt, wie es nichts absolut Unvollkommenes giebt; nichts kann absolut gut, nichts absolut schlecht sein. Allein schon dieser unbestrittene Grundsatz müsste von der Zweckmässigkeit in der Welt überzeugen. Man stelle sich doch nur einmal einen Augenblick eine absolut gute und vollkommene Welt vor! Dieser Zustand müsste und könnte nur gleichzeitig ihr Ende sein, denn der Lebenszweck wäre dann erfüllt und ein ferneres Streben unmöglich!

Indessen, auch Vollkommenheit und Zweckmässigkeit sollen kein Beweis für das Vorhandensein eines absolut guten Geistes sein, und wir wollen somit annehmen, Gott habe die Entwicklung der Wesen bis zum Menschen hinauf nur zu ganz egoistischen Zwecken zugelassen, etwa wie sich auch jeder schlechte Mensch Tiere halten kann, die er, in der richtigen Erkenntnis, dass es nur sein eigener Vorteil ist, vorzüglich pflegt, füttert, reinigt, kurzum, sie in jeder Weise rationell behandelt. Würden nicht diese Tiere, wenn sie darüber zu reflektieren imstande wären, sagen: „Was haben wir für einen guten Herrn, bei dem es uns so vorzüglich und gut ergeht! Wir wollen ihn nur täglich bitten, dass er uns auch ferner so gut behandle!“ Und bei alledem ist nicht ausgeschlossen, dass derselbe Mensch bestrebt ist, seinen Tierbestand durch List, Betrug, Diebstahl und Wucher täglich zu vergrössern. Allein das Tier hat nicht den Pfahl im Fleische, weiss nicht, dass es sterben muss, kann also auch nicht über sein Ende nachdenken, denn es würde dann finden müssen, dass sein Herr nicht das Gute übte um des Guten willen, sondern nur zu seinem eigenen, rein persönlichen Zweck und Nutzen. Hier aber setzt der Verstand des Menschen ein, der ihm nirgends etwas anderes, als den Zwecken des Menschen selbst Dienliches und

diese Förderndes zeigt, dagegen nirgends etwas, das einer höheren Intelligenz als einem bösen oder listigen Geist nützen könnte.

Wir wollen aber noch weiter untersuchen, ob uns das Gute nicht doch vielleicht nur scheinbar und infolge des Eigennutzes eines bösen Geistes zufließt.

Es ist eine allgemeine philosophische Ansicht, dass sich das Gute und das Böse in der Welt aufhebe. Diese Ansicht ist indessen völlig falsch, denn das vermeintliche Böse ist durchaus nicht immer Böses. Wenn freilich der Pessimist behauptet, die Arbeit und der Kampf ums Dasein gehören zu dem Bösen in der Welt, so ist allerdings mit ihm nicht zu rechten, aber wir haben auch früher schon gezeigt, wie selbst Schmerz wohlthätig wirkt — indem er uns zeitig benachrichtigt, dass irgendwo etwas nicht in Ordnung ist — wie Krankheit nur allzuhäufig durch falsche Lebensweise hervorgerufen wird, wie notwendig der Krieg ist u. s. w.; ziehen wir das alles von dem vermeintlich Bösen ab, so bleibt doch ein bedeutender Ueberschuss des Guten und der verbleibende angebliche Rest des Bösen ist — Notwendigkeit. „Der gestirnte Himmel über mir und meine Tugend in mir,“ sagt Seneca — und Kant wiederholt es — „was kann mir Böses widerfahren?“ Wir wissen, dass alles zur Vollkommenheit strebt. Es ist ein heikles Ding, darüber zu philosophieren, wie weit es geht, doch soviel steht fest — zu einem Abschluss kann es nie gelangen, weil, wie vorhin schon bemerkt, Vollkommenheit auch Stillstand, das Aufhören jedes Strebens, somit Untergang und Tod wäre, sofern man ein Ende in der Vollkommenheit so nennen kann. Eine Intelligenz aber, ein Wesen, das die Naturgesetze gab, die Naturgesetze, deren vornehmlichstes die Zielstrebigkeit — das Streben zum Vollkommenen ist, kann naturgemäss nur die Vollkommenheit selbst, kann nur die Liebe und Güte selbst sein, ein Wesen, dem alles Böse, ingleichen Zorn und Rachsucht völlig fremd sein müssen, da solche Schwächen die Vollkommenheit wiederum ausschließen. Somit sind die empirischen Wissenschaften, deren Gipfelpunkt der Darwinismus ist, durch welchen uns das oben erwähnte Naturgesetz erschlossen, ein ganz direkter Beweis für das Vorhandensein jener höchsten Intelligenz, eines vollkommen guten Geistes!

So zwingt uns mit eiserner Notwendigkeit das Wissen den Glauben auf!

Eine höhere Intelligenz als böser Geist wäre nur in umgekehrter Weise denkbar, d. h. als Schöpfer einer vollkommenen Welt

mit absolut guten, arbeitsamen, mit allen denkbaren Tugenden ausgestatteten, durch göttliche Offenbarung in Besitz der Wahrheit gelangten Menschen. Diese Welt mit ihren Geschöpfen verliert allmählich ihre Vollkommenheit, und nach vielen Jahrtausenden entsteht nun ein Darwin, der an der Hand der Thatsachen nachweist, dass alles dem Unvollkommenen zustrebt und dass alle Naturgesetze daraufhin zugeschnitten sind. Nur so wäre ein böser Geist zu denken, ein Geist, der uns im Uranfange höchste Vollkommenheit geniessen liess und uns dann rettungslos, allmählich, stetig dem Bösen, dem Unvollkommenen entgegenführte.

Allerdings sehen wir auch jetzt oft Rückbildungen in der Tier- und Pflanzenwelt, bei Völkern und Einzelwesen; doch das will gar nichts sagen, denn es handelt sich um die allgemeine Grundtendenz, und diese ist unbestritten ein unaufhaltsames Vorwärtsdringen zum Vollkommenen. —

Wenn behauptet wird, dass unsere Erde einst erkalten müsse, dass dann allmählich notwendigerweise eine Rückbildung, also das vorhin Ausgesprochene eintreten müsse, so ist das eine Spekulation, der kaum gefolgt werden kann, denn so lange der historische Mensch existiert, hat die Wärme der Sonne nicht, wenigstens nicht menschlich berechenbar, abgenommen. Doch aber sind vorübergehend starke Rückbildungen dagewesen, wie die Eiszeit, vorausgesetzt, dass sich die Forscher hierin nicht täuschen, denn die Gelehrten sind in dieser Beziehung durchaus nicht einig. Aber selbst eine Eiszeit zugegeben, so sehen wir, dass trotzdem das Streben zum Vollkommenen fortbesteht, so dass auch hieraus mit Recht die Annahme eines allmählichen Absterbens der Erde und einer sich wieder durch Jahr-millionsen hinziehenden Rückbildung der Menschen und aller Lebewesen, sowie der Vegetation von der Hand gewiesen werden muss, denn es stände dies mit allem, was wir bis jetzt gesehen haben, in direktem Widerspruch. Dann allerdings wäre die Welt zwecklos und ursachlos gewesen, und Gottes Empfinden höchster Glückseligkeit — dies ist doch der allein denkbare Zustand eines vollkommensten Wesens, einer höchsten Intelligenz — wäre unverträglich mit einem solchen Zugrundegehen seiner Lebewesen, mit dem Erlöschen aller Tugenden, aller im Laufe von Jahr-millionsen erworbenen guten Eigenschaften; es wäre alles nur vorhanden gewesen, um es nach einer Spanne Zeit wieder von seiner Höhe hinabzustürzen, planlos, ziellos, bis zur Vernichtung.

Wir glauben, niemand, der die Naturgesetze überdacht, wird dem folgen können. Merkwürdig bleibt es, dass ein so bedeutender Forscher wie Friedrich Heller von Hellwald einen solchen Untergang alles Seienden, wie wir ihn eben auf Grund der Darwin-Haeckelschen Forschungen gerade als undenkbar hingestellt — als „erwiesen“ annimmt und, als die Zweckmässigkeit in der Welt Leugnender — auch jeden Weltzweck in Abrede stellt. So schreibt er am Schlusse seines Werkes: „Die Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung zur Gegenwart, Ernst Häckel in Jena gewidmet (1876)“ —, nachdem er nachgewiesen, wie alles Schöne, Gute und Schlimme, das zwecklos in der Geschichte durcheinanderwogt, schliesslich eben diese allgemeine Zwecklosigkeit zur Evidenz bringt, welche alle Erzeugnisse der Erde schlechthin dem Untergange weiht; so wird aus den Stätten der Kulturgeschichte schliesslich eine Oede geschaffen, wie wir eine solche heute bereits auf dem Monde wahrnehmen. Nachdem er dies nachgewiesen, sagen wir, schliesst er: „Wozu ein solches nachweisbares Ende, wozu, wenn dies der Schluss ist, das grosse Kulturschauspiel überhaupt? Oder ist die Welt etwa hinsichtlich ihrer Kulturgeschichte nur ein ganz trostloses Drama, und wenn dies, so doppelt die Frage: „Wozu?“ — — — „Wie die ausgestorbenen Tiergeschlechter entschwundener Erdperioden, ist der Mensch selbst nur eine vergängliche Erscheinung auf Erden. Wenn auch in unendlich ferner Zukunft, aber unfehlbar, so lautet der Spruch der Wissenschaft (?), werden mit dem Verbrauche der Kohlensäure und des Wassers gleichzeitig die Organismen und der Mensch mit ihnen verschwinden; das Ringen der Naturkräfte und Elemente, der Kampf ums Dasein unter den belebten Wesen wird schliesslich aufhören. Wenn einst die Reaktion des heissen Kernes gegen die Rinde durch gleichmässige Abkühlung ihr Ende erreicht, und der Angriff des Wassers und der Atmosphäre gegen den festen Erdkörper durch chemische Verbindung und Absorption in Fesseln gebannt ist, dann wird die Erde, ihrer Atmosphäre und Lebewelt beraubt, in mondgleicher Verödung um die Sonne kreisen wie zuvor, das Menschengeschlecht aber, seine Kultur, sein Ringen und Streben, seine Schöpfungen und Ideale sind gewesen: Wozu?“ — — —

Schliesslich ist allerdings ein Wandel in dieser Anschauung Hellwalds eingetreten, wie wir aus einem Artikel des Professor Dr. O. Caspari erfahren: „Erinnerungen an Friedrich Heller von Hellwald“ — dem auch die vorstehende Ausführung entnommen

ist. — Der Genannte schliesst: „Wie man aus obigen kurzen Betrachtungen ersieht, war er eine bekannte, hervorragende Erscheinung in jener Periode, wo die naturalistische Philosophie und der Materialismus die Naturforscher vornehm gemacht hatten, und auch die Grundlehren des Darwinismus ausgebeutet wurden für die rein materialistische trostlose Weltanschauung. Aber Hellwald erlebte ebenso sehr auch den darauf erfolgenden Umschwung, der durch Kant zu einer tiefer begründeten Erkenntnislehre und zu einer weiterblickenden Philosophie hinüberleitete. Mit der Philosophie hatte sich unser Forscher geändert und gewandelt. Ehre seinem Andenken!“

Wir nehmen nunmehr unser Thema wieder auf und werden nachweisen, dass ein plan-, zweck- und zielloses Walten nie und nirgends gedacht werden kann.

Betrachten wir zunächst den gestirnten Himmel: Da sehen wir nun häufig Veränderungen in den Gestirnen, und zwar in unserer nächsten Nähe den erkalteten Mond. Könnte sich dort vielleicht das abgespielt haben, was wir vorhin betreffs der Erde für unmöglich erklärten? Da ist es denn ein Glück, dass uns der Mond so nahe ist, dass wir mit unseren Fernrohren imstande sind, bereits Gegenstände von wenigen Metern Grösse auf ihm zu erkennen, und da sehen wir nichts als Berge, Ebenen und Risse, aber nichts, was nur im entferntesten darauf hindeutete, dass jemals Menschen oder uns ähnliche Geschöpfe den Mond bewohnt haben könnten. Hieraus ist also zu schliessen, dass auf dem Monde von vornherein die Bedingungen zur Keimfähigkeit von Organismen gefehlt haben, was ausserdem auch infolge des Umstandes, dass auf dem Monde jeder Punkt 14 Tage und 18 Stunden ununterbrochen der Sonnenglut ausgesetzt ist, völlig unwahrscheinlich wird.

Betrachten wir die übrigen Planeten: Gravelius sagt hierüber in einem Aufsätze „Die Lebensbedingungen im Weltall“: „Zunächst kommt für das Bestehen des Lebens in Betracht die Temperatur. Die Grenzen dieser letzteren im Weltall sind sehr weite, von -273° an, dem „absoluten Nullpunkt“ der mechanischen Wärmetheorie, bis zu den $+$ Millionen und aber Millionen von Graden, die im Innern der weissglühenden Sonne herrschen. Zwischen diesen Grenzen vollzieht sich alles mechanische und physikalische Geschehen. Weniger kommt in betracht das Wirken der chemischen Kräfte. Denn bei einigen tausend Grad hören die chemischen Ver-

wandtschaften bereits auf, und die Körper zerfallen in ihre Elemente. Und nun das Leben gar! Eine wie geringe Spanne dieser ungeheuren Leiter von Temperaturen kann es gebrauchen! Nur ein wenig unter Null braucht die Temperatur zu liegen, der wir Keime aussetzen, und sie werden absterben. Und steigt die Wärme auf $+60^{\circ}$ und darüber, so wird das Leben ebenfalls zerstört. Eine grosse Zahl von Mikroben zeigt sich ja freilich wesentlich unabhängiger von der Temperatur und gleichgültiger gegen Schwankungen und extremen Wechsel derselben. Je höher aber ein Lebewesen steht, desto enger rücken die äussersten Temperaturen zusammen, welche es noch ertragen kann. Soll also Leben auf einem Himmelskörper existieren können, namentlich höheres Leben, so muss derselbe so beschaffen sein, dass er gleichermaassen ein Wärmebehälter ist, geeignet, sich längere Zeit hindurch, als wohl Hunderttausende und Millionen von Jahren, auf derselben durchschnittlichen Temperatur zu erhalten. Und die Wärme allein thuts noch nicht; das Leben verlangt auch Licht, und zwar nicht etwa einfarbiges (homogenes), sondern vollständiges weisses Licht, das nur von einer Lichtquelle sehr hoher Temperatur ausstrahlen kann. Nun, ein Körper, der diesen Bedingungen entspricht, ist nichts anderes als ein abgekühlter Planet, mit fester Oberflächenkruste, einer schützenden Atmosphäre (die sich nämlich der nächtlichen Wärmeausstrahlung des Körpers widersetzt), der in geeignetem Abstände von einer Sonne steht, die von der Art der unseren ist. Die neuere Anschauung über die Entstehung der Einzelsysteme im Weltall weist uns darauf hin, dass Systeme von der Art unseres Sonnensystems wahrscheinlich sehr selten sind.

Beschränken wir uns also auf die Betrachtung der einzelnen Körper, die mit der Erde dem Machtbereich der Sonne angehören. Zunächst ist die Annahme, dass auf Merkur und Venus Leben existieren könne, rundweg abzuweisen, nachdem neuere Untersuchungen gezeigt haben, dass die beiden Planeten zur Sonne in demselben Verhältnis stehen, wie der Mond zu unserer Erde. Die Umdrehungsgeschwindigkeit dieser Planeten um ihre Achse ist gleich der Umlaufgeschwindigkeit um die Sonne. Venus und Merkur weisen der Sonne also stets dieselbe Seite. Nur diese steht daher unter dem Einfluss der Licht- und Wärmeentwicklung des Zentralkörpers, während die andere Seite von demselben ganz unberührt bleibt. Für diese Körper sind also die Bedingungen des

Lebens sicherlich ebensowenig erfüllt, wie für unseren Mond. Was den Mars angeht, so scheinen ja die dortigen Verhältnisse sich denen der Erde sehr zu nähern. Indessen zeigt doch das, was man als Kontinente auf dem Mars bezeichnen wollte, durchaus nicht jenes Maass von Stabilität, welches meiner Ansicht nach vorhanden sein muss, wenn er dauernd Leben tragen und erhalten soll. Die Oberfläche Jupiters ist noch im flüssigen Zustande, und die veränderlichen Fleckenerscheinungen, welche uns dieser Planet zeigt, weisen deutlich darauf hin, dass seine Oberfläche und die ihr benachbarten Schichten noch der Schauplatz gewaltiger, tief eingreifender Veränderungen, ja Umwälzungen sind. Auf diesem Planeten werden wir also gewiss kein Leben finden.

Ebensowenig auf dem Saturn, der auch keinen festen Boden uns darzubieten hätte. Wieder andere Gründe machen die Annahme von Leben auf dem Uranus unmöglich. Die Achse, um welche dieser Planet sich dreht, fällt nämlich nahezu in dessen Bahn. Sein Aequator steht somit nahezu senkrecht auf der Bahn. Es werden also die beiden Hemisphären des Uranus immer abwechselnd in den Zustand von Polargegenden versetzt, und zwar derart, dass die beiden Uranuspole abwechselnd durch 43 ganze Jahre hindurch Nacht haben. Man wird zugeben, dass auch diese Verhältnisse nicht dazu angethan sind, Leben aufkommen zu lassen und zu erhalten. Neptun, an den Grenzen des Systems, ist der vergessene Sohn der Sonne, der nur wenig Licht und Wärme erhält. Denen, die dort Leben suchen möchten, würde wohl selbst Jules Verne zugerufen haben: Lasst alle Hoffnung fahren!

Beachten wir auch noch, dass die Spektralanalyse nachgewiesen hat, dass die Atmosphären der vier äussersten Planeten sehr verschieden sind in ihrer chemischen Zusammensetzung von der unserer Erde, so dass schon aus diesem Grunde, ganz abgesehen von den angeführten, ein dem irdischen gleiches Leben dort nicht existieren kann.

Wir haben in unserer Nähe Umschau gehalten, bei den uns durch die gemeinsame Mutter Sonne Verwandten; wir konnten mit dem Teleskop nichts finden, und die ruhige Erwägung musste uns zu der Ueberzeugung führen, dass auch das unmöglich scharfe Teleskop uns niemals dort etwas Leben zeigen könne.

Lassen wir überhaupt die Mannigfaltigkeit der Bedingungen an unserem Geiste vorüberziehen, welche erfüllt sein müssen, wenn

Leben auf einem Himmelskörper soll entwickelt werden und bestehen könne — es kommen noch mechanische Bedingungen hinzu, wie z. B., dass die Rotation keine zu schnelle sein darf, — (wenn die Drehungsgeschwindigkeit der Erde siebzehnmal grösser wäre, als sie in der That ist, so würde am Aequator die Zentrifugalkraft die Schwerkraft aufheben) — ferner, dass der Körper eine genügende Grösse haben muss, wie denn auf den kleinen Planeten, deren meiste nur einige Kilometer Durchmesser haben, kein Leben existieren kann, dann müssen wir uns sagen, die Mannigfaltigkeit dieser Bedingungen ist so gross, dass die Wahrscheinlichkeit nur gering sein kann, dass sie oft alle, wie es doch erforderlich, zusammen-treffen. Unendlich viel Kraft wird im Weltall verschwendet, und nur in ganz seltenen glücklichen Zufällen wird aus diesem Kraftverbrauch der Erfolg einer bewohnbaren und belebten Welt gezeitigt.

Ist es bei uns im Kleinen anders? Nur dadurch dauern Gattungen, Arten und Individuen, dass die Natur die letzteren so massenhaft hervorbringt, dass nur diejenigen, bei welchen die günstigste Vereinigung aller Lebensbedingungen vorhanden, erhalten zu werden brauchen und erhalten werden können.

Inseln höchstens giebt es des belebten Seins im All. Schön ist ja der Traum von der unendlichen Ausbreitung des Lebens durch das ganze Universum hindurch. Aber, wie uns ernstes Erwägen der Thatfachen zeigt: Es ist nur ein Traum, dem nachzuhängen die besonnene Wissenschaft keinen Grund hat.“ — Soweit Gravelius.

Somit wäre von unserem Planetensystem nur die Erde von Menschen bewohnt, wenn — die Kant-Laplacesche Hypothese richtig ist. Zenker bestreitet dies indessen und kommt alsdann, wie wir weiterhin sehen werden, zu ganz anderen Schlüssen. Was will es überhaupt heissen, wenn Gravelius sagt: „Unendlich viel Kraft wird im Weltall verschwendet und nur in ganz seltenen glücklichen Zufällen wird aus diesem Kräfteverbrauch der Erfolg einer bewohnbaren und belebten Welt gezeitigt.“ Er vergisst doch dabei offenbar die Unendlichkeit des Weltenraumes, so dass, mögen sich die Bedingungen, wie sie für unsere Erde zutreffen, noch so selten — nach unseren Begriffen, selten — wiederholen, dies immerhin für das Vorhandensein unzähliger von Menschen bewohnten Welten genügt. Das aber ist ganz gewiss kein Trugschluss, dass da, wo organische Wesen existieren, solche bei den überall in gleicher Weise wirkenden Naturgesetzen, sowie bei der Gleichheit

der überall vorhandenen Stoffe, einen Entwicklungsgang durchgemacht oder durchzumachen haben werden, der dem auf unserer Erde gleichkommt, und so werden sie auch nach dem Naturgesetz ebenso zur Vollkommenheit streben, wie es dasselbe Naturgesetz unserer Erde vorgezeichnet hat.

Uebrigens haben wir bei den Fixsternen noch keine Trabanten wahrnehmen können, ausgenommen den Sirius, bei dem vor kurzer Zeit ein solcher beobachtet wurde. Dies allein genügt aber nicht, um Folgerungen daraus herleiten zu können, wenn sich auch mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten lässt, dass sich z. B. die kosmischen Nebel dereinst zu Sonnensystemen verdichten werden, also zu einer Zentralsonne mit — diese umkreisend — einem oder mehreren Planeten.

Wir müssen jetzt noch als Erscheinung von Bedeutung für unsere Untersuchungen das plötzliche Aufleuchten eines Sternes betrachten. Niemand wird behaupten, diese Erscheinung erklären zu können, und die einzige Vermutung ist die, dass hier ein Planetensystem zusammenstürzt, wodurch sich plötzlich eine ungeheure Glut entwickelt, die uns eben das Schauspiel eines für kurze Zeit aufleuchtenden Sternes giebt.

Wir können diese Theorie willig anerkennen, da sie in nichts dem Gesetz der Entwicklung und des Strebens zum Vollkommeneren widerspricht; nur das Eine kann nicht zugegeben werden, dass die Organismen und etwaigen Bewohner solcher Planeten durch allmähliches Erkalten ihrer Zentralsonne Millionen Jahre hindurch, nach Erreichen einer gewissen Höhe in der Stufenleiter der Entwicklung, sich wieder zurückgebildet und jene Stufenleiter abwärts bis zu den Protisten und Algen verfolgt haben sollten. Nach allem, was wir auf Erden und im Weltenbau gesehen, würde dies dem Naturgesetz widersprechen und, wie bereits oben ausgesprochen, die völlige Zwecklosigkeit und Ursachlosigkeit der Welt bedeuten. Der Logik nach erscheint es viel wahrscheinlicher, dass auf solchem Planetensystem niemals eine Entwicklung von Organismen, wenigstens nicht bis zur Höhe denkender Wesen, stattgefunden, dass also ein solches System gewissermaassen ein verkümmertes geblieben. Giebt es doch so unendlich viele verkümmerte Wesen unter den Organismen, die eben durch das Fehlen günstiger Bedingungen nie zu der anderenfalls möglichen Höhe der Entwicklung gelangt sind. Derartige Verkümmierungen finden wir nicht nur bei Pflanzen,

Bäumen, Tieren und Menschen, sondern auch in der unorganischen Materie. Ein Bach entwickelt sich zum mächtigen Strome und eilt dem Meere zu; ein anderer verläuft im Sande. Ein Edelstein ist wasserhell und fleckenlos; ein anderer gelblich und durchadert. Ein Berg strebt aufwärts zur mächtigen Höhe, ein anderer stürzt durch ein Erdbeben zusammen. So werden also auch — wie Gravelius nachgewiesen — durch das Fehlen günstiger Bedingungen sehr häufig Planetensysteme in der Entwicklung zurückbleiben, so dass auch eine Entwicklung von Organismen zu vernünftigen Wesen ausgeschlossen blieb.

Kann nicht recht wohl angenommen werden, dass sich solch eine nicht lebensfähige Sonne allmählich mit ihren Planeten wieder vereinigt, wie etwa der Bethlehem-Stern zur Zeit der Geburt Christi? Kann nicht jener Stern noch mehrere Planeten um sich zu kreisen haben, so dass nach etlichen Jahrhunderten oder Jahrtausenden nacheinander auch die übrigen zu ihm zurückkehren, wo sich dann der jeweiligen Generation auf unserer Erde dasselbe Schauspiel darbieten wird, wie es sich zur Zeit der Geburt Christi abgespielt hat?

Aber wir sehen auch Sterne, die bisher nur schwach leuchteten, plötzlich für kurze Zeit in einem viel helleren Licht. Wenn wir nun annehmen, dass sich hier dasselbe abspielt, wie bei einem vorher garnicht wahrgenommenen Stern und weiter annehmen wollen, dass jene sich mit ihrer Zentralsonne vereinigenden Planeten von vernünftigen Wesen, von Menschen, bewohnt waren, so ist trotzdem auch dann, weil mit den Naturgesetzen in Widerspruch stehend, unter keinen Umständen anzunehmen, dass hier zuvor eine Rückbildung stattgefunden hat; wir sind vielmehr durchaus berechtigt anzunehmen, dass jene Katastrophe plötzlich, und zwar urplötzlich eingetreten ist, dass die Bewohner solcher Planeten bereits zu einer derartigen körperlichen, geistigen, sittlichen Höhe gelangt waren, dass ein Fortbestehen als Einzelindividuen nach Erlangen höchster menschlicher Erkenntnis von ihnen selbst als zwecklos erkannt wurde, dass bei ihnen ein Sehnen nach der vollen, ganzen Wahrheit entstand, ein Sehnen nach dem Aufgehen in Gott, oder richtiger gesagt, nach dem Zurückkehren zu Gott, dass ihnen somit eine uns schrecklich erscheinende Katastrophe nicht nur keineswegs mehr schrecklich, sondern als höchstes zu erreichendes Glück erschien

Es ist der Wahn unserer Unvollkommenheit, alles das, was uns in unseren irdischen Verhältnissen, in unserem Wohlbefinden und in unserer Lustempfindung stört oder beeinträchtigt, mit Widerwillen zu ertragen und als schrecklich und entsetzlich zu bezeichnen. Die zur irdischen Vollkommenheit gelangten Wesen werden keinem solchen Wahn, keinem Wünschen und keinem Streben in unserem Sinne mehr unterworfen sein, und ihr geläutertes Wissen wird jede Todesfurcht bei ihnen schwinden lassen. Wenn dereinst sich dann unser solcherweise bevölkerter Planet wirklich mit seiner Zentralsonne wieder vereinigt, so werden die Bewohner der Planeten anderer Sonnensysteme das Aufleuchten unserer Sonne ebenfalls wahrnehmen, wie wir es jetzt hin und wieder an anderen Sonnen wahrnehmen. Nach neuer Nebelbildung erfolgt dann das neue Planetensystem, aufgebaut aus den Leibern des alten, vollkommener als das frühere. Dies das einstige Schicksal unserer Erde und ihrer Bewohner! Nicht Untergang wird hinweg uns rafften — vielmehr das Gegenteil!

Wenn in fernen, fernen Zeiten dieser Erde zu enge ihre Kreise, die sie — wie den Mond der Erde — allmählich stetig der Sonne und ihren versengenden Strahlen näher führen, deren Kraft allerdings durch die Technik abgeschwächt werden wird, — wenn dem Menscheng Geist, herangereift zur Weisheit und zur Wahrheit, zu enge diese Erde; wenn Kunst, Wissenschaft und Kultur den Höhepunkt erreicht, doch ohne dass, wie bisher und noch zu unserer Zeit — moralischer Verfall, Genusssucht, Prunksucht und Begierde die Folge wäre, — wenn alle Menschen sich mit gleicher tiefer Liebe, wie nur ein Buddha, ein Christus sie empfand, mit gleicher Hingebung und Duldung sich umfassen; wenn Hass und Neid den Erdbewohnern fremd, fremd die Begierde nach Besitz, weil alles allen ja zu eigen; wenn Rache, Missgunst, Ehebruch, Verführung — kurz, jeder schlechte Trieb erstorben, so dass kein Richter mehr vonnöten, um Recht zu sprechen, — weil Unrecht dieser Welt entschwunden, so dass kein Mensch des Schutzes mehr bedarf — weil jeder jeden schützt —, wenn die Menschheit nur mit trübem Lächeln von vergangenen Zeiten hört, in denen Menschen gegen Menschen, mit Mordwaffen ausgerüstet, verheerend und verderbenbringend kämpften; wenn eine Religion den ganzen Ball umfasst — die einzig wahre Religion der Liebe — dann wird der

Weltengeist die Antwort geben auf die Frage heutiger Thoren: „Wozu die Welt?“ —

Es wird ein Erwachen, ein Sehnen nach dem Ewigen erstehen, ein Lossichringen von den Fesseln dieser Erde — dann — ein Sturm, ein Blitz — ein furchtbar mächtig Dröhnen und — wie vor langer Zeit Merkur und Venus — eint sich auch diese Erde ihrer Sonne, zu neuer Glut sie jach entfachend — und aufwärts zum Licht, zu Gott — schwingt jubelnd sich und jauchzend dann die Menschheit. — — „Versink’!“ — ich könnt’ auch sagen: „Steige!“ (Faust, II. Teil).

Nur so und anders nicht kann sich das Naturgesetz erfüllen, das uns durch Darwin-Haeckel erschlossen, das wir als unverbrüchlich wahr erkannt! ¹⁾

Gewiss ist das eine zügellose Spekulation, aber sie ist nicht zügelloser als die bisher vorhandenen Hypothesen über Weltbildung und Weltuntergang. Man lese nur Kant, „Naturgeschichte des Himmels“ oder Wilhelm Mayer, „Astronomische Briefe an eine Freundin.“

Zügellos ist auch auf den ersten Anblick die Spekulation betreffs der geistigen Entwicklung des Menschen, allein es liegt doch, genau genommen, nur die Nutzanwendung aus dem Darwinschen Gesetz zu Grunde. Nun beruht ja allerdings diese unsere Spekulation auf der Kant-Laplaceschen Weltbildungstheorie, diese aber wiederum ist eine Spekulation wie jede andere. Es darf hierbei nicht vergessen werden, dass diese Theorie durchaus nicht mehr allseitig als wissenschaftlich feststehend betrachtet wird, woraus wiederum zu ersehen ist, was es überhaupt heissen will, wenn etwas mit solchen Worten bezeichnet wird. Unsere Astronomen bezweifeln bereits sehr viel von dieser Theorie, wonach die Sonne ein Feuerball sein soll, der die Planeten je nach seinem Abstände mehr oder weniger erwärmt. Die Gründe, aus denen diese Theorie durchaus angezweifelt werden muss, sind sehr plausibel, teils sogar schlagend dargelegt in einer Schrift von W. Zenker, „Die materialistische und anti-materialistische Anschauung über das Walten der Natur.“ (Verlag P. J. Achtelstetter, Braunschweig und Leipzig.)

Diese Schrift enthält zweifellos viel neue, hoch interessante Gesichtspunkte, und es ist nur zu bedauern, dass auch dieser Verfasser die neue Theorie gleichzeitig für den Hypnotismus und Spiritismus fruktifiziert. Abgesehen hiervon, wodurch man sich nicht stören

1) Vergl. „Philosophisches“, aus „Eigene Pfade“, Gedichte von Hugo Schneider. (Berlin 1896, Freund & Jeckel).

lassen darf, zumal es mit der Theorie der Weltbildung garnichts zu thun hat, ist die Schrift höchst lesenswert; es würde indessen zu weit führen, dieselbe hier zu besprechen, doch seien einige Sätze daraus wiedergegeben. Zenker sagt: „Wäre die Sonne ein Feuerball mit $+ 27\,000^{\circ}$ R., dann ist es undenkbar, dass es, je näher man demselben kommt, je kälter wird. Schon wenige tausend Meter ihr entgegen, genügen, um im klarsten Sonnenschein zu erfrieren, und wäre es selbst am Aequator oder auf dem Deklinationsgrade der Sonne, in einem Ballon oder auf hohen Bergen. Es ist positiv festgestellt, dass die Erde rings herum von eisiger Luft und Aether auf ungezählte Millionen von Meilen umgeben ist, und die Wärme erst beginnt und in dem Maasse zunimmt, je weiter man zurück zur Erde kommt, resp. sich zu ihr befindet, während, wenn man die Sonne als einen riesigen Ofen betrachten könnte, die Hitze je mehr zunehmen müsste, je näher man demselben käme. Da dies nicht der Fall ist, nützen die dafür künstlich ersonnenen Erklärungen nicht, die Zweifel an ihrer Richtigkeit zu beseitigen, da gerade die Erklärung, dass eine Luftleere, wie sie oberhalb der Atmosphäre angenommen wird, nicht erwärmt werden kann, den Widerspruch offenbart, der in der Erklärung selbst liegt. In einer Luftleere fehlt der notwendige Wärmeleiter, die Atmosphäre, in der sich die „Wärmewellen“ fortpflanzen könnten. Die Wärme der Sonne könnte demnach gar nicht zur Erde gelangen, da ihr der notwendige Leiter fehlt.“ — — — — — „Wäre die Sonne ein Feuerball, auf dem das verzehrende Element, das Feuer seit „einigen Millionen Jahren“ herrschte und eine Hitze repräsentiert, die heute, nachdem sie bereits im „Abnehmen“ begriffen ist, noch mindestens $27\,000^{\circ}$ $+ R.$ zeigt, so wäre sie einfach schon zu Staub und Asche verbrannt, da es undenkbar ist, wie ein solch allgewaltiges Feuer sich ohne Zufuhr von aussen so lange und noch „Milliarden Jahre“ erhalten kann, ohne den Körper zu verzehren.“ — — — — — „Aus allem diesen wird es mehr und mehr unwahrscheinlich, dass die Sonne glühend flüssig ist. Wir sind demnach gezwungen, eine Theorie zu suchen, die mehr Wahrscheinlichkeit in sich trägt, den Errungenschaften der Wissenschaft aber, die von der konstatierten Wirkung auf eine Ursache folgert, eine solche Ursache zu bieten, die auch die bekannte Wirkung erzeugt, daneben aber noch Erscheinungen erklärt, die durch die Feuertheorie nie aufgeklärt werden können. Wesentlich anders verhalten sich die Gesamt-

erscheinungen bei der Erklärung, dass die Erwärmung und Beleuchtung der gesamten Planeten und Gestirne durch einen elektromagnetischen oder **elektrischen** Prozess vor sich geht. Es ist bekannt, dass Elektrizität in verdünnter Luft oder Luftleere in Licht, in atmosphärischer Luft aber in Wärme verwandelt oder umgesetzt werden kann. Nehmen wir nun an, dass die Sonne als grösserer und gewaltigerer Körper positiv auf die kleinere, sich ihr negativ stellende Erde wirkt, so würde der positive elektrische Strom der Sonne bei Begegnung mit dem Erdmagnetismus in der Erdatmosphäre sich in Wärme umsetzen, während derselbe Strom sich vor der Sonne in der vor ihr — analog wie vor unserer Erde — befindlichen verdünnten Luft oder Aether zu Licht umwandelt“.

Weiterhin wird dann die Entstehung der Protuberanzen und der Photosphäre, die Polneigung, sowie die Kälte an den Polen unserer Erde auf Grund dieser neuen Theorie erklärt, und schliesslich das Bewohntsein der Sonne sowohl, wie auch der Rückseite unseres Mondes als höchst wahrscheinlich hingestellt.

Die Schrift würde noch viel mehr fesseln, wenn nicht, wie bereits bemerkt, soviel Spiritistisches hineingezogen wäre.

Sollte nun dereinst diese neue Theorie von der Wissenschaft acceptiert werden, so wäre danach ein Erkalten unserer Erde undenkbar, und somit auch der Gedanke einer Rückbildung der Geschöpfe überhaupt nicht mehr diskutierbar.

Sehr bequem macht sich Pfleiderer die Sache, indem er als Theologe ohne jede weitere Begründung oder Untersuchung einfach sein Vertrauen in die Treue und Unwandelbarkeit Gottes, wesentlich in das Geschütztsein des Frommen vor jeder Besorgnis, setzt, dass Gott eines Tages seine Schöpfung wieder in sich zurücknehmen könne, während die christliche Kirchenlehre gerade auf das Ende dieser Welt hofft und dasselbe möglichst nahe herbeiwünscht. Wir sehen, das Resultat ist dasselbe — dort religiöses Gottvertrauen, hier Schlüsse, zu denen wir durch Wissen, Induktion und Deduktion gelangt sind.

Es erübrigt noch, einen sehr wichtigen Punkt zu erörtern. Der Theologe, sofern er nicht auf dem Standpunkt steht, dass unsere Erde der Mittelpunkt des Alls, der Schemel der Füße Gottes und nur der einzige von Geschöpfen bewohnte Planet ist — und das

glauben heute wohl nur noch die wenigsten — muss nach diesen Betrachtungen unbedingt die Frage aufwerfen: Hat Gott auch den Bewohnern anderer Planeten einen Heiland zu ihrer Erlösung gesandt? Theologen werden diese Frage unbedingt bejahen müssen, denn es ist doch nicht anzunehmen, dass Gott sich nur die Bewohner unserer Erde zur Erlösung ausgesucht haben sollte. Für uns haben indessen rein theologische Argumente keine Gültigkeit, trotzdem bejahen auch wir diese Frage, aber aus völlig anderen Gründen, was schon dadurch erklärlich wird, dass wir Christus nur für einen Sohn Gottes wie jeden anderen Menschen halten. Es leitet uns hierbei folgender Gedanke: Nach der Einheitlichkeit der Naturgesetze zu schliessen, muss die Geistesentwicklung der Menschen, auf welchem Planeten sie auch immer leben mögen, immer und überall dieselbe sein, und so wird auch in einem gewissen Stadium der Entwicklung überall in gleicher Weise die Erlösungsbedürftigkeit eintreten, und es wird sich stets zur rechten Zeit auch der rechte Mann einstellen, ähnlich wie sich, nachdem Deutschland soweit gereift war, ein Bismarck fand, die Einigung herzustellen. So stellte sich bereits 600 Jahre vor Christus in Indien Buddha ein, alsdann Christus und später Luther. 13

Wieder stehen wir an einem Wendepunkte. Denkende Menschen können in irgend einer der bestehenden Religionen keine Befriedigung mehr finden. Sie finden sie schon längst nicht mehr, wie dies auch der bekannte, hochangesehene Theologe Professor Dr. Beyschlag im Neujahrsvorwort zur ersten Nummer (1893) seiner „Deutsch-evangelischen Blätter“ bei Betrachtung unserer kirchlichen Zustände offen ausspricht. Er sagt daselbst u. a.: „Die evangelische Kirche, zu der sich die grosse Mehrheit der Menschheit äusserlich bekennt, ist in Wahrheit die deutsche Volkskirche nicht mehr. — — — Unter den gebildeten Ständen gehören viele, und mitunter die menschlich Besten, zu denen, die ausserhalb des Schattens der Kirche leben.“

Es ist dies doch eine direkte Bestätigung des von uns hier Ausgesprochenen. Andererseits fehlt aber doch der grossen Masse der Mut, sich energisch aufzuraffen, abzuschütteln und fallen zu lassen, was einmal nicht mehr zu halten ist, was vor dem Wissen und Denken einmal nicht mehr bestehen kann. Es ist eben ein zu schönes „Faulpelzkissen“ das „Glauben ohne Wissen!“ —

Wie nun der kommende Mann auch heissen möge, thut nichts zur Sache; aber er wird und muss kommen, sobald das Volk dazu

reif ist. Genau ebenso musste gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Amerika entdeckt werden, und geschah es nicht durch Columbus, so wäre es sehr bald darauf durch einen anderen mutigen Mann geschehen. So wird die geistige Entwicklung der Menschheit auf jedem Punkte des Weltalls, auf jedem Planeten, der organisches Leben trägt, dieselbe sein, weil die Naturgesetze überall dieselben sind. Ueberall werden die Wesen, sobald sie bis zum Menschen entwickelt sind, aus Herren und Dienern, aus Häuptlingen und Volk, aus Armen und Reichen bestehen; überall werden sie ihren Buddha, Christus und Luther gehabt haben oder noch erhalten; überall wird derselbe Kampf ums Dasein gekämpft werden; überall dasselbe Ringen zwischen arm und reich; überall dieselben Auswüchse wie unsere Sozialdemokratie, unser Antisemitismus und — auf geistigem Gebiete — der Spiritismus; überall wird sich zu einer gewissen Zeit irgend ein Zweig der Wissenschaft mit Betrügern, Betrogenen und betrogenen Betrügern, wie sie der Spiritismus in seinen Reihen zählt, beschäftigen und überall wird man auch zu solcher Zeit einen du Prel — den wir selbstverständlich nur zu den Betrogenen zählen — ernsthaft nehmen und Abhandlungen über diese „philosophische Richtung“ schreiben.

Wir behaupteten weiter oben, unsere Erde werde sich erst dann mit einem anderen Weltkörper verbinden oder — wie wir es mit einem landläufigeren Worte bezeichnen wollen — sie werde erst dann „untergehen“, wenn die Menschheit zur Vollkommenheit herangereift sein wird. Hier wird man sehr leicht geneigt sein einzuwenden: „Wie kann eine vollkommene Intelligenz, wie kann Gott die Wesen Jahrtausende, ja, Jahrmillionen kämpfen und dulden lassen, damit die Endgeneration — oder die Endgenerationen sich eine relativ kurze Zeit hindurch eines wahrhaft und vollkommenen glücklichen Daseins erfreuen können!“ Wer so argumentiert, vergisst eben auch hier wieder das Naturgesetz: Das Streben zum Vollkommenen — und die Konsequenz: Der Vollkommenere wird glücklicher sein als der Unvollkommenere. Mit anderen Worten: Wir selbst stehen auf den Schultern unserer Vorfahren, wir selbst sind glücklicher als sie, warum also sollen wir es künftigen Generationen nicht gönnen, glücklicher zu sein als wir? Kämpften doch unsere Vorfahren für uns — warum denn sollen wir nicht für unsere Nachkommen kämpfen? Will sich nicht jeder gern sorgen und mühen, um es seinen Kindern zu ermöglichen, ein sorgenfreieres und

behaglicheres Dasein fristen zu können, sie soviel wie möglich vor den Stürmen des Lebens zu schützen?

Summieren wir also diese Wünsche, dies Bestreben des Einzelnen, so liegt doch klar zu Tage, dass jede Generation den Hauptzweck ihres Daseins darin erblickt, die kommende Generation glücklicher zu wissen als sie selbst es war. Völlig rätselhaft ist für uns Hermann Pachnicke in seinem Aufsatz: „Der Traum der Weltverbesserer“ (1895). Nachdem er erzählt, dass es zu allen Zeiten Menschen gegeben, die von einer besseren Zukunft überzeugt waren, nennt er sie allsamt Thoren. Darauf fährt er fort: „In der That, wir haben sittliche Fortschritte gemacht.“ Nachdem er diese — das Abschaffen der Sklaverei, das Humanisieren der Kriege etc. — aufgeführt, muss er selbst zugeben: „Dies bedeutet einen gewaltigen moralischen Vorsprung. Ist aber der gegenwärtige Sittlichkeitsgrad im Vergleich zur Vergangenheit ein höherer, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach der zukünftige Sittlichkeitsgrad im Vergleich zur Gegenwart eine weitere Erhöhung aufweisen: Es giebt eine Entwicklungsfähigkeit!“ Wenige Zeilen später leugnet er diese Entwicklungsfähigkeit wieder. Weiterhin heisst es: „Herbert Spencer will bemerkt haben, dass die egoistischen Instinkte im Laufe der Geschichte immer mehr hinter die sozialen zurücktreten, dass also der Mensch allmählich nicht nur an sich, sondern mehr und mehr an andere zu denken lerne. Danach würde also die Grundanschauung des Helvetius, dass die Eigenliebe die Triebfeder aller Handlungen sei und bleibe, nicht, wenigstens nicht für alle Zukunft richtig sein!“

Wenn Pachnicke trotzdem zu dem Resultat gelangt, dass die Weltverbesserer Träumer seien, so ist das unserer Ansicht nach ein nicht ganz logischer Schluss. Jedenfalls ist es für uns nicht weiter von nöten, auf diesen Aufsatz einzugehen, selbst auf die Gefahr hin, vom Verfasser desselben als „Thoren“ und „Träumer“ bezeichnet zu werden. —

Kehren wir zu unserem Thema zurück:

Die bisherigen Untersuchungen haben festgestellt, dass die notwendigerweise vorhandene höhere Intelligenz nur die eines vollkommen guten Geistes sein kann; daraus aber muss wieder gefolgert werden, dass die Geschöpfe derselben, als von deren Geist ausgehend, auch von und durch deren Kraft gebildet, somit not-

wendigerweise ein Stück der Kraft dieser Intelligenz sind, zu der sie auch dereinst zurückkehren müssen, nicht im Sinne der Religion, sich eines friedlichen, ungetrübten, heiteren Daseins in Ewigkeit zu erfreuen — auch nicht im Sinne der modernen Philosophie, um ihre Stoffatome mit der ihnen innewohnenden Kraft — selbst unbewusst — dem unbewussten All zurückzugeben, sie werden vielmehr zurückkehren zu dem sich seiner selbst bewussten Geist als selbstbewusste Wesen. Dies nachzuweisen, wird die Aufgabe des nächsten Kapitels sein.

Seligkeit.

Wir haben uns bis jetzt mit der Beantwortung der Frage beschäftigt: Ist ein Gott? und die zweite, hierauf naturgemäss folgende Frage: Giebt es eine unsterbliche Seele? bisher ausser acht gelassen.

Recht viele gottgläubige Menschen bejahen erstere Frage und verneinen die letztere, ja, sie begreifen nicht, wie ein verständiger Mensch zweifeln kann, dass die Auflösung des Körpers auch das Ende des geistigen Lebens sei. Der Spiritist irrt sehr, wenn er denkt, uns glauben machen zu können, dass polternde Stühle und Tische die Art und Weise der Verständigung zwischen Verstorbenen und Lebenden sein könnten, und er irrt noch mehr, wenn er das An-den-Kopf-fliegen von Bratpfannen und Kartoffeln als Rache uns feindlich gesinnter Verstorbener darstellen will. Dass dies unmöglich ist, geht genügend aus dem Besprochenen hervor: Der Geist als Teil der göttlichen Macht kann nach dem Verlassen des Körpers keine irdischen Bedürfnisse und keine irdischen Schwächen — wie es Rache und Zorn sind — besitzen. Thatsächlich wäre doch das Empfinden von Rache nach dem Ableben eine böse That, also nach dem Vorhergesagten die That eines bösen Geistes, der nunmehr wieder ein direkter Teil von Gott geworden, demnach die That eines bösen Gottes, was nach dem Bewiesenen — soweit menschliches Denken geht — wiederum unmöglich ist, da Gott nur ein vollkommen guter Geist sein kann. Uebrigens scheinen auch die Spiritisten durchaus nicht das Gegenteil beweisen zu wollen, trotzdem sie solches unwissentlich damit bewiesen haben würden.

Wir haben nachgewiesen, dass Gott ist, haben nachgewiesen, dass er nur als selbstbewusster, vollkommener Geist und als voll-

kommen guter Geist zu denken ist, haben die Entwicklung des Organischen verfolgt bis zum Menschen hinauf, haben gesehen, wie mit der Entwicklung des Körpers die Entwicklung des Geistes Hand in Hand ging, und werden nun Stellung nehmen müssen zu der Frage: Fällt dieser Geist, den sich Gott bis zu jener Höhe, auf der er im Menschen angelangt ist, entwickeln liess, mit der Vernichtung des menschlichen Körpers ebenfalls der Vernichtung anheim, oder ist er unsterblich? Ferner: Wenn wir ihn für unsterblich halten, wie haben wir uns dann diese Unsterblichkeit vorzustellen?

Wir haben früher gezeigt, dass das, was ist, notwendig und zweckmässig ist, dass somit also auch das Böse gut ist. Hieran anknüpfend wird es möglich sein, einen Weg zu finden, um uns über die Seligkeit klar zu werden.

Betreffs der Unsterblichkeit böser Menschen nimmt die orthodoxe Religion eine Hölle an. Wie aber nun, wenn das Böse ohne Erkennen des Bösen geschah? Wie mancher angeblich schlechte Mensch wird seiner Thaten wegen verdammt und hernach stellt sich heraus, dass er schon bei Begehung derselben während einer langen Reihe von Jahren unzurechnungsfähig, sich also des Bösen nicht bewusst war. Bei wie vielen bösen Menschen kommt dies aber nicht einmal ans Tageslicht! Der sich des Bösen nicht bewusste Mensch hat selbstverständlich auch keine Furcht vor einer einstigen Strafe; der sich des Bösen bewusste aber wird auch bei vollem Bewusstsein der bösen That — jedoch bei einer Verrohung, die ihn dagegen gleichgültig sein lässt — ebenfalls keine Furcht vor etwaiger Strafe empfinden. Endlich aber wird der sich des Bösen bewusste und hierüber sich nachträglich klar werdende und Reue empfindende Mensch einer zukünftigen Hölle nicht bedürfen — er hat sie voll und ganz bereits auf Erden. Oft sehen wir, dass Menschen, die vor längerer Zeit etwas Böses begangen haben, sich freiwillig den Gerichten stellen und erst nach verbüsster Strafe ihre Ruhe wiederfinden. Also nur der wirklich schlechte und das vollführte Böse nicht bereuende Mensch wird, wenn wir die Fortexistenz des Geistes verneinen, glücklich sein und jede neue Gelegenheit zur Vollführung weiterer böser Thaten als neuen Glücksumstand betrachten, besonders wenn es ihm gelingt, sich durch Schlaueit und List den Armen der irdischen Gerechtigkeit zu entziehen — Zustände, die mit einer zweckmässig wirkenden und zum

Vollkommenen strebenden Natur absolut unvereinbar sind. Es kann demnach nicht anders angenommen, muss vielmehr sowohl aus dem früher Besprochenen hergeleitet werden — und es wird dies besonders aus den nachfolgenden Ausführungen noch wesentlich deutlicher werden — dass der von irdischen Fesseln befreite Geist sich zunächst voll und ganz des Guten und Bösen bewusst wird, dass er das vollführte Böse erkennt und bereut, dass er aber auch gleichzeitig erkennt, dass es nur für irdisches Denken böse war, in Wahrheit aber aus Notwendigkeit und zum Besten für den scheinbar Geschädigten geschah, und dies wird dem Geist mit der Reue auch den Frieden bringen, seine Rückkehr zu Gott, seine Vereinigung mit dem alles durchdringenden Geist Gottes ermöglichen.

So auch wird der Geist des Irren, der doch nur deshalb für krank gilt, weil er in einem kranken Körper wohnt, von eben diesen Fesseln befreit, wohl erkennen, dass sein irdisches Denken krankhaft war, ohne dass er darüber Reue empfinden wird. Der Zustand kann nur ähnlich demjenigen sein, in welchem wir uns befinden, wenn wir aus einem bösen Traume erwachen. Am reinsten und vollkommensten aber wird der Geist des Kindes sein — weil absolut schuldlos, wodurch jede Reue ausgeschlossen! Somit hätte auch der Glaube an Engel gewissermassen seine Berechtigung. Von einem Geiste kleinster Kinder darf indessen wohl nicht gesprochen werden, ebensowenig wie von dessen Aufgehen in den Geist Gottes. Die Grenze ist eben da, wo das Denken beginnt, denn anderenfalls müssten wir bis zum Tier hinabsteigen und nach der Seligkeit desselben forschen.

Betrachten wir die Entwicklung des Menschen an der Hand der Descendenztheorie, so finden wir, dass der unvollkommenste Mensch von einem noch unvollkommeneren Wesen abstammt, dass also mit anderen Worten auch Wesen vorhanden gewesen sein müssen, die den vollkommeneren Affen sehr nahe gestanden haben und sehr ähnlich gewesen sein werden. Haeckel nennt sie Affenmenschen. Diese werden wiederum von Wesen abstammen, die den Affen noch näher gestanden haben; nach Haeckel „Menschaffen“, und diese wiederum stammen von den anthropomorphen Affen ab.

Es kann für uns keinem Zweifel unterliegen, dass nur denkende Wesen zu einer Seligkeit gelangen können, d. h. dass wir uns nur den Geist, durch den ein Wesen denkt, als etwas vom Körper

Losgelöstes vorstellen können. Wo aber beginnt das Denken bei einem Wesen? Nach Descartes, Spinoza und anderen Philosophen gehören die Gefühle, besonders die durch die Zustände des Körpers veranlassten, nicht zum Denken. Das zugegeben, wird es noch immer ungemein schwer sein, die Grenze zu finden, wo das Denken beginnt. Die Raupe geht in die Erde, weil es ihrem Körper Wohlbefinden verursacht. Ginge sie nicht in die Erde, so würde ihre Art zu Grunde gehen; nicht aber denkt sie: Du musst, wenn auch mit Widerwillen jetzt in die Erde gehen, um deine Art zu erhalten. Ebenso verhält es sich mit dem Zugvogel, dem ein gemässigttes Klima Behagen verursacht, und er muss aus diesem Grunde dorthin gehen, wo er ein solches Klima und besonders gleichzeitig die nötige Nahrung findet. Allerdings war das nicht immer so, denn in sehr früher Zeit war das nordische Klima wesentlich wärmer, bis dann langsam und allmählich eine Periode grösserer Kälte hereinbrach, vor der die Vögel mit bisher festem Wohnsitz immer mehr nach Süden geflohen sind, immer wieder zu ihrer ursprünglichen Heimat zurückkehrend, sobald es das Klima irgend erlaubte. Der Hund ist treu, nicht weil er über den moralischen Wert der Treue nachgedacht hat, sondern weil er seiner Natur nach treu sein muss, und je schlechter er von seinem Herrn behandelt wird, desto treuer ist er gewöhnlich; gewiss ein sicherer Beweis, dass jeder Schimmer eines Denkens ausgeschlossen ist.

Gewöhnlich blickt der Mensch verächtlich auf das Tier hernieder; ihm erscheint zwar die ohne Nachdenken vollzogene und doch meist richtige Handlungsweise des Tieres unbegreiflich, und er glaubt, sie am besten mit den Worten abfertigen zu können, das Tier handle nur aus Instinkt, und noch Brehm sagt in seinem berühmten Werke „Tierleben“: „Den Tieren mangelt das Denken. Da es nun des eigenen Verstandes entbehrt, denkt Gott für dasselbe und leitet seine Handlungsweise.“ Ja, wenn es sich so verhielte, dann wäre das Tier in einer höchst beneidenswerten Lage, und wir Menschen könnten nur von ganzem Herzen wünschen, Gott nähme auch uns das Denken und dächte für uns ebenfalls, was uns nur von Vorteil sein könnte.

Es ist unmöglich hier das Wesen und die Entstehung des Instinktes weiter auszuführen; es sei mithin auf das Werk von Georg Heinrich Schneider hingewiesen: „Der tierische Wille. Systematische Darstellung und Erklärung der tierischen Triebe und deren

Entstehung, Entwicklung und Verbreitung im Tierreiche als Grundlage zu einer vergleichenden Willenslehre.“

Dass also der Instinkt ein Denken nicht ist, steht wissenschaftlich fest und ebenso wissenschaftlich fest steht, dass Instinkt nicht ein Denken Gottes an Stelle des tierischen Denkens ist, sonst wäre es einzig dem Menschen vorbehalten geblieben, in eine Falle zu gehen; niemals aber würde ein Tier in eine solche gehen, niemals eine Fliege in ein Spinnennetz, eine Motte zum Licht, ein Vogel in den Rachen einer Schlange hineinfliegen, eine Hammelherde in einen Eisenbahnzug hineinrennen, niemals ein Schaf thaufrischen Klee fressen, den es zwar am liebsten frisst, an dessen Genuss es aber sofort zu Grunde geht. Niemals würden die Oleanderschwärmer in einer lauen Sommernacht von Italien bis Dorpat fliegen, um den Verbreitungsbezirk ihrer Art zu vergrössern — und keine einzige Puppe bleibt bis zum nächsten Frühjahr — im Freien — am Leben; niemals würden die Distelfalter, die Kohlweisslinge, die vierfleckigen Libellen u. a. m. in Scharen über Berg und Thal, Wald und Feld bis auf das weite Meer hinausfliegen, wo alle ihren sicheren Untergang finden. Wie jedes Naturgeschichtsbuch nachweist, liessen sich diese Beispiele noch durch unzählige andere vermehren. Haeckel benutzt alle solche Beispiele, um gerade die Unzweckmässigkeit in der Natur nachzuweisen. So erwähnt er den Umstand, dass dem Auerhahn während der Balzzeit ein Läppchen im Ohr derartig anschwillt, dass er fast nichts mehr hört, nicht einmal die Fehlschüsse des Jägers, und nennt solche Eigenschaften, die ihrem Besitzer Nachteil bringen, dysteleologische d. h. unzweckmässige; er vergisst aber, dass es sich im Erkennen der Zweckmässigkeit durchaus nicht nur um die Wohlfahrt des Individuums selbst handelt, sondern um die Notwendigkeit für die Allgemeinheit, und so ist es für uns ganz zweifellos, dass alle hier angeführten Erscheinungen sicherlich einen ganz bedeutenden Zweck erfüllen. —

Ganz gewiss falsch ist es aber auch, wenn die Atheisten behaupten, die Instinkte des Tieres und die durch die Zustände des tierischen Körpers veranlassten Gefühle und Empfindungen — also das tierische Denken — sei nur quantitativ verschieden von dem Denken des Menschen, nicht aber qualitativ. Es ist doch wohl unschwer, den gewaltigen Unterschied zu erkennen, der darin liegt, ob ich denke, „ich empfinde Hunger“, oder ich denke, „ich

empfinde merkwürdigerweise keinen Hunger — da wird wohl eine Krankheit im Anzuge sein“, oder wenn ich andererseits denke, „ich empfinde keinen Hunger“ oder „ich empfinde keinen Hunger, weil ich gestern zu viel gegessen habe“.

Die Vordersätze stellen das Denken des Tieres dar, die Nachsätze das dem Menschen allein mögliche Denken. Es ist demnach ein Irrtum zu behaupten, das Denken des Tieres sei nur quantitativ von dem des Menschen verschieden. Es wäre dies etwa das nämliche wie die Behauptung, ein Maulwurfshaufen, ein Fuchsbau, ein Vogelnest sei nur quantitativ verschieden von einem Bau von Menschenhänden.

Was aber ist nun das Denken?

Die Bibel sagt: Gott blies einem Erdenkloss lebendigen Odem ein. Es ist dies als Legende ganz wundervoll erdacht, während es vor der Wissenschaft aus doppelten Gründen nicht bestehen kann.

Wir müssen, wie wir bereits bei Besprechung des Gebets gesehen haben, zunächst einen persönlichen Eingriff Gottes in dieser Weise für ganz ausgeschlossen halten; dann aber — und das ist der Hauptgrund — könnte der einem Organismus von Gott eingehauchte Odem nur das Gute und Vollkommene sein, so dass eine weitere und selbständige Entwicklung nicht mehr gedacht werden kann, während wir doch gerade Entwicklung und Streben zum Vollkommenen als göttliches Prinzip erkannt haben. —

Demnach ist das Entstehen des Denkens jedenfalls nicht so aufzufassen, als sei das Denken plötzlich über einen Menschen gekommen, denn die Natur macht niemals einen Sprung, es hat sich vielmehr allmählich, wie alles in der Welt, herausgebildet, und zwar im Kampfe ums Dasein, der bei den Urvölkern jedenfalls, wie noch heute bei allen wilden Völkern, äussert rücksichtslos geführt wurde. Somit wird das erste Denken wahrscheinlich auch nur auf das Schlechte gerichtet gewesen sein, indem ihm der Kampf ums Dasein den Weg der Entwicklung gewissermassen vorschrieb. Also auch hier sehen wir das völlig parteilose Wirken und Walten Gottes; überall dasselbe Prinzip: „Der Freiheit entzückende Erscheinung nicht zu stören, lässt er des Uebels grauenvolles Heer in seinem Weltall lieber toben! Ihn, den grossen Schöpfer, wird man nicht gewahr!“ (Schiller, Don Carlos).

Das wilde Tier und der wilde Mensch, beide kämpfen um ihr Dasein, wenn sie auf Raub ausgehen, aber von einem Denken

kann bei beiden noch keine Rede sein, ebensowenig bei den Kannibalen; und wollten wir einem solchen die Seligkeit zusprechen, so müssten wir sie auch dem Tiere zuerkennen.

Es gab nicht nur in grauer Vorzeit Menschen, die gedankenlos wie das Tier hinlebten, sondern wir finden sie noch heute auf unserem Erdball, und noch heute können wir ziemlich genau verfolgen, bei welchen sich das Denken im Anfangsstadium befindet. Es sind neuerdings wieder Völkerschaften in Afrika aufgefunden, bei denen ein Vater für ein paar bunte Lappen oder Glasscherben freudig seine Frau und seine Kinder hingiebt, Völkerschaften, die sich nur mit ganz wenigen Zeichen und Lauten im Verkehr behelfen — ein Hund hat deren etwa fünfzehn — also auch hier ist absolut kein denkender Geist vorhanden, der beim Tode in den Weltengeist aufgehen und etwa mit Reue oder Befriedigung auf sein Leben zurückblicken könnte.

Wir sehen, dass keineswegs der Mensch im allgemeinen das höchststehende Wesen ist, sondern erst der denkende Mensch, und zwar selbst dann, wenn dieses Denken zunächst auf das Böse gerichtet war. Das erste Denken des Urmenschen ist höchstens zu vergleichen mit dem Denken des heranwachsenden Kindes, das doch nur auf Ungezogenheiten hinausgeht. So steckt auch der heutige Wilde mit seinem Denken noch vollständig in der Kindheit, und er wird damit beginnen, allen seinen Lüsten und Begierden Thür und Thor zu öffnen. Er wird nicht nur seinen Feind erschlagen aus Notwehr, sondern auch mit völliger Ueberlegung den bisherigen Freund, im vollen Bewusstsein der schlechten That, nur um durch dessen Beseitigung für sich Vorteil zu erlangen, sei es durch Stillung der Begierde nach dessen Weib oder nach dessen gemachter Beute, sei es, um sich bei künftigen Raubzügen seiner entledigt zu haben. Hier tritt an die Stelle des Instinktes die Ueberlegung, das Denken, das dann auch bald dahin führen wird, nicht allein für den täglichen Bedarf Beute zu erjagen, sondern auch Vorrat zu sammeln, alsdann sich Vieh lebend einzufangen und schliesslich Dinge, an denen er Ueberfluss hat, mit anderen auszutauschen gegen solche Dinge, die ihm fehlen. So ungefähr würden wir uns die Uranfänge des Denkens, wie sich solches aus dem Instinkt heraus entwickelt hat, vorzustellen haben, und hier würden wir zum ersten Male von einem „menschlichen Geiste“ sprechen können, gegenüber dem, ausschliesslich aus den Bedürf-

nissen des Körpers hervorgehenden „Instinkt“ des Tieres; hier hätten wir zum ersten Male einen Teil des Geistes Gottes vor uns, ein Denken, das schliesslich in seiner höchsten Vollkommenheit, in seiner Quintessenz, beim Tode vom Körper losgelöst, seiner Fesseln befreit, als reiner Geist, als Geist-an-sich seine Vereinigung mit dem unendlichen Weltengeist vollzieht, aber keineswegs unbewusst, sondern recht wohl sich seiner selbst bewusst — wie wir uns den Weltengeist überhaupt nicht als Unbewusstes vorzustellen vermögen. Dieses Denken, was den Menschen erst zum seelischen Wesen macht, war also nicht eingeblasen, es hatte sich vielmehr entwickelt zu dem, was es nunmehr geworden, zu jenem göttlichen Funken, der im Keime bereits im einzelligen Organismus vorhanden war, dem die Natur alsbald den Stempel aufgedrückt, sich zu vermehren, zu vervollkommenen körperlich und geistig; und dieser göttliche Funke hat sich im Laufe der Jahr-millionen zur hellen Flamme angefacht, die die höchsten Tugenden im Menschen entfacht, die uns eine noch vor wenigen Jahrhunderten ungeahnte Erkenntnis, eine Fülle des Wissens gebracht, die wir uns heute kaum noch als steigerungsfähig vorzustellen vermögen, vor der wir staunend stille stehen und uns unwillkürlich fragen: Wohin soll das führen, wo ist eine Grenze? Thörichte Frage! Wie ist je in der Unendlichkeit ein Endpunkt des Erkennens und Wissens möglich! Nur menschliche Schwäche kann wähnen, dass unser Wissen bereits zu einer Höhe gelangt sei, die nicht mehr wesentlich überschritten werden kann.

Es darf hierbei nicht vergessen werden, dass mit der zunehmenden Erkenntnis nicht auch gleichzeitig etwa das Böse aus der Welt verschwinden wird. Im Gegenteil, der Kampf ums Dasein wird einstweilen heftiger und rücksichtsloser geführt werden, und infolge des schärferen und vollkommeneren logischen Denkens werden auch die Mittel, mit deren Hülfe dieser Kampf geführt wird, stets vollkommener und raffinierter werden, daher wird es Hauptaufgabe der Kulturvölker bleiben, durch Bildung, Aufklärung und Wissen — nicht durch Vielwisserei — die Menschen sittlich zu heben, den Charakter zu veredeln; dies aber ist wiederum nur zu erlangen, wenn jeder Einzelne, selbst der Höchststehende, tief durchdrungen ist von der Ueberzeugung, dass auch der Arme und Elende desselben Fleisches und Blutes ist, wie er selbst, dass wir

alle Brüder sind, auch der — sei es an Leib, sei es an Seele — Kranke, also auch der tief Seelenkranke, der Verbrecher!

Darum soll auch die Strafe, die das Gesetz über den Verbrecher verhängt, durchaus keine Rache sein, die die Gesellschaft ausübt, sondern nur das Mittel, einmal die Gesellschaft vor ihm zu schützen, dann aber ihn von weiteren Verbrechen abzuhalten, den Verbrecher zu bessern. Selbst die Todesstrafe wird nur ausgeübt, um den Verbrecher, der auf seiner Erdenwanderung ein Geächteter und Gezeichneter sein würde, der vor sich selbst, vor seinem eigenen Gewissen die Flucht ergreifen müsste, diese Qualen abzukürzen, ihn zu befreien von Fesseln, von denen ihn sonst auf Erden niemand zu befreien imstande ist. So sagt Hegel, indem er die Todesstrafe verteidigt: „Die Strafe, die am Verbrecher vollzogen wird, ist sein Recht, seine Vernünftigkeit, sein Gesetz, unter das er subsumiert werden darf. Seine Handlung fällt auf ihn selbst zurück“.

Das Böse wird so bald nicht aus der Welt verschwinden, ebensowenig wie etwa beschränkte und wenig begabte Menschen. Es ist eine grosse Thorheit, wenn ein hochgebildeter, gescheiter, vielwissender Mensch über einen beschränkten spottet. Er vergisst dann, dass sie alle beide ihr Wissen und Nichtwissen der Notwendigkeit verdanken, und dass, wenn es nicht minder begabte und weniger gescheite Menschen gäbe, er, der bisher für begabt gegoltene, dann keinerlei Vorzug mehr vor dem anderen haben würde, so dass also der Gescheite es direkt dem Beschränkten verdankt, wenn er selbst für klug gilt! — Die Hochachtung, die man einem gescheiten Menschen zollt, will also weiter nichts besagen, als „danke dem Schicksal, dass deine Umgebung und deine Mitarbeiter weniger gescheit sind als du!“ Uebrigens sind Intelligenz und Beschränktheit Gaben ein und desselben Gottes. Im gleichen Sinne schreibt man auch dem „unfehlbaren“ Greise in Rom eine „ungeheure Macht“ zu, vergisst aber, dass diese Macht nur in der Machtlosigkeit seiner „Gläubigen“ liegt, und dass mit dem Moment, in welchem jene die Irrtümer der katholischen Religionslehre nicht nur erkennen — und die grosse Mehrzahl hat sie bereits erkannt — sondern auch offen auszusprechen wagen, ohne den Bannstrahl des Papstes zu fürchten, auch die volle Ohnmacht des Papsttums zu Tage treten wird. —

Gerade aus derselben Notwendigkeit heraus, die das Wissen und das Nichtwissen, die eingebildete Macht und die Ohnmacht erzeugt, ist das Böse in der Welt. Solange die ersten denkenden Menschen nur das — nach dem Begriff des Kulturmenschen — Böse übten, galt es für sie nicht für böse, weil jeder Vergleich mit dem Guten fehlte, und erst die später entstehenden guten Gedanken und Thaten konnten den Unterschied zwischen gut und böse vor Augen führen, so dass hier dasselbe wie beim Wissen stattfindet — ohne das Böse wäre das Gute undenkbar! Aehnlich nun wie die Urmenschen nur das Böse übten, ohne das Gute zu kennen, so werden zur Zeit ihrer höchsten Vollkommenheit die Menschen nur das Gute üben, ohne das Böse zu kennen.

Wenn wir uns des Bösen so lange wie möglich erwehren, so ist das unsere Pflicht im Kampfe um die Selbstexistenz; wenn wir die Bösen zu bessern trachten, so ist das unsere Pflicht als denkende Menschen; aber an eine Ausrottung des Bösen kann — auf absehbare Zeit — nicht gedacht werden. Die Strafe für eine böse That, d. h. für die wissentlich böse That, trägt jeder Mensch in sich, teils durch die Reue in diesem Leben, teils durch die Reue nach dem Erkennen der Wahrheit, also nach dem Tode; aber das Schreckgespenst der Theologen, die Hölle, ist ein höchst unglaubliches und somit höchst überflüssiges Dogma. Was wir im Leben — in dieser Sekunde der Ewigkeit, Böses gethan, soll der Weltengeist durch eine Ewigkeit an Qualen vergelten! Es stände dies mit dem Vorhandensein eines, wie wir nachgewiesen haben, guten Geistes in absolutem Widerspruch; denn ein guter Geist kann wohl schwerlich mit einer so hässlichen menschlichen Schwäche, wie es die Rache ist, behaftet sein. Aehnlich, wie Friedrich II. vom Spion sagte: „Er ist notwendig, aber man verachtet ihn“, kann man, allerdings mit einer sehr wesentlichen Abänderung, vom Bösen sagen: Es ist notwendig, doch sollen wir denjenigen, der es ausübt, bedauern, bemitleiden und zu bessern suchen. Dies war auch jedenfalls schon die Auffassung Christi, durch dessen ganze Lehre sich das „Vergebet euern Feinden, vergebet denen, die euch Böses zufügen“, gewissermassen wie ein roter Faden hindurchzieht.

Die Lehre von der Hölle muss also durchaus, und zwar aus Vernunftgründen und als mit den Naturgesetzen im Widerspruch stehend, verworfen werden. Doch aber giebt es eine Hölle, die vielleicht nicht minder heftig im Busen des bösen Menschen brennt,

als jenes lebendige Feuer, und die dem Bösen sicherlich dereinst nicht minder Pein bereiten wird als dieses.

Wir haben weiter oben gezeigt, dass ein Unterschied gemacht werden muss einerseits zwischen dem bewussten und unbewussten Bösen und andererseits zwischen dem bereuten und nicht bereuten Bösen. Es bedarf keines Beweises, dass wegen einer unbewusst bösen That niemand Reue empfinden oder Strafe fürchten kann, weder der des Verstandes Beraubte, der ein Haus in Brand steckt, noch der Tobsüchtige, der einen Menschen erschlägt. Derjenige, der eine böse That bereut und, soweit es in seiner Kraft steht, sie sühnt, wird während seines Lebens bereits Höllenqualen empfinden, die sich aber auch schon während seines Erdenwallens mit der Zeit in dem Verhältniss vermindern werden, als er lange und ernstlich bereut. Danach müssten wir denn also annehmen, wie bereits betont, dass nur der völlig verstockte und tierisch verrohte Mensch allein der Glückliche ist, der zunächst nur den irdischen Richter fürchtet; sobald er aber diesem entronnen und er sich vor jeder Strafe sicher weiss — da er eben darüber keinerlei Reue empfindet, dass er einen Menschen totgeschlagen und beraubt hat, wenn er nur das geraubte Gut in Sicherheit weiss und es in Frieden verzehren kann — so fürchtet er weder Gott noch die Menschen. — Wir dürfen trotzdem nicht vergessen, dass solch ein Mensch auf jeden Fall ein bemitleidenswerter ist; bemitleidenswert deshalb, weil sein Denken und sein Begriff von gut und recht, sowie von böse und schlecht durch eigenen Leichtsinn oder schlechte Erziehung nicht in die Bahnen gelenkt werden konnte, ihn zu einem nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft zu machen — weil ihm jeder Begriff von Moral so gänzlich abhanden kommen konnte, dass er die Bahn des Verbrechens beschritten, von der es leider so selten und nur für starke Charaktere eine Umkehr giebt.

Damit könnte die Sache für den logisch denkenden Menschen erledigt sein — denn Rache soll uns ja fern liegen — nicht aber für den Verbrecher selbst.

Wir wissen, dass alles aus Notwendigkeit geschieht und zweckmässig wirkt. Wir behaupten ferner und werden es in dem Artikel „Gut und Leben“ näher begründen, dass auch der Räuber und Mörder dem Beraubten und Ermordeten keinen Schaden zugefügt hat, wenigstens sobald wir den Blick von unseren irdischen Verhältnissen abwenden und uns freizumachen suchen von menschlichen

Schwächen, was allein nur — in Verbindung mit dem Streben nach Erkenntnis und Wahrheit und in Vollführung der gesamten Menschheit zugute kommender Arbeit — die wahre Glückseligkeit verleiht.

Alles das kann den Verbrecher nicht freisprechen, wenngleich die Gesetze aller Länder einen Unterschied machen zwischen einem Verbrecher aus Eigennutz und einem solchen, der angeblich im Interesse der Menschheit, gleichsam als Arm der göttlichen Gerechtigkeit handelt. Es kann nicht geleugnet werden, dass letzterer, der politische Verbrecher, mit dem Verbrecher aus Eigennutz nicht auf eine Stufe zu stellen ist; denn jener bringt unter Umständen selbstlos ein schweres Opfer, während dieser aus gemeiner, niedriger Gesinnung handelt; doch aber hat er sich mit seinem Gewissen darüber abzufinden, ob es möglich ist, mit einem Morde belastet auf Erden den Seelenfrieden wieder zu gewinnen.

Wie kann nun je eine That, wie die eines gemeinen Verbrechers, gesühnt werden, wenn Furcht vor dem ewigen Richter, der doch nur als menschenähnliche Person gedacht werden könnte, was aber weder wissenschaftlich noch philosophisch haltbar ist — ausgeschlossen ist? Wie kann umgekehrt eine künftige Befriedigung über vollbrachte gute Thaten stattfinden? Mit anderen Worten: Wie haben wir uns die Seligkeit zu denken?

Niemand aus Fleisch und Blut kann behaupten, er besitze die Wahrheit. Kein Philosoph kann behaupten, es vollzieht sich dies und jenes in dieser und jener Weise. Nicht allein Atheisten sind es, die mit der Beantwortung obiger Frage sehr schnell fertig sind, indem sie erklären: Es giebt keine Fortexistenz des Geistes. Stirbt der Körper, so stirbt auch der Geist, ja, bei dem Irren stirbt der Geist sogar noch vor dem Körper.

Auch viele Philosophen der neueren Richtung, die recht wohl einen Gott erkennen, sind es, die eine Fortexistenz des Geistes nach dem Tode glauben verneinen zu müssen. So schreibt v. Kirchmann in einem Aufsatz (1888) „Was ist der Tod?“

„Der Tod ist keine Trennung der Seele von dem Leibe; es folgt ihm keine Fortdauer der Seele in anderen Formen und Orten, kein Aufgehen der Seele in den Geist Gottes, kein philosophisches Wiedezurücktauchen in den allgemeinen, immanenten, absoluten Weltgeist; aber der Tod ist auch kein Verschwinden der Seele in ein Nichts oder in ein Nirwana, um dem Elend des Daseins zu entgehen, sondern der Tod ist für den Körper eine fortschreitende

Auflösung, ein allmähliches Zerfallen des organischen Stoffes in seine Moleküle und Atome und ebenso für die Seele ein gleichzeitiges Zerfallen in die organischen und weiter in die elementaren Kräfte jener Atome, welche ihren Körper gebildet haben. So wie Körper und Seele gleichzeitig, und zwar jener aus einer Verbindung dieser Atome und diese aus einer Verbindung derer Kräfte hervorgegangen sind, so fallen auch beide beim Tode wieder in diese Atome und deren elementare Kräfte zurück. Nur mit dieser Annahme erhält das grosse Gesetz der modernen Naturwissenschaft von der Erhaltung der Kraft erst seine volle Bestätigung und Wahrheit; nur dann kann die Summe aller in der Welt vorhandenen Kräfte für alle Zeiten dieselbe bleiben. Es ist deshalb auch anzunehmen, dass die Seele nicht schneller als der Körper vollständig zerfällt; beides kann nur gleichzeitig geschehen, wobei zunächst das Bewusstsein und die Fähigkeit, die Glieder zu bewegen, mit der Stockung des Blutumschlages und des Atmens verloren geht. Damit entschwindet auch das Grausige eines solchen Seelenzustandes. Vielleicht erklärt sich daraus auch die instinktive Abneigung so vieler Menschen gegen die moderne Leichenverbrennung. Indem der Körper hier unnatürlich schnell in seine Atome aufgelöst wird, wird auch der Bestand der Seele gleichsam gewaltsam in unnatürlicher Weise verkürzt. Dagegen dürfte das hier dargelegte natürliche Zerfallen der Seele in ihre Elemente für den einigermaassen besonnenen Menschen nichts Abschreckendes enthalten. Je länger man lebt, desto mehr verliert sich die Empfänglichkeit für die Lust am Leben; die Rückgabe desselben an die Elemente der Natur ist etwas so Natürliches, so Beruhigendes, dass selbst der Glückliche diesen Ausgang aus den Kämpfen des Lebens, die auch ihm nicht erspart bleiben, mit Gleichmut erwarten kann. Die Ausmalung eines jenseitigen Lebens mit dem Wiedersehen der Lieben, mit dem Lohne für die hier geübte Tugend, mit einem endlosen Fortschreiten des Wissens führt bei einiger Besonnenheit zu so viel Widersprüchen und Unmöglichkeiten, dass der Glaube an ein solches Leben nach dem Tode von den Gebildeten kaum noch festzuhalten ist. Selbst die Mitglieder des Protestantenvereins glauben nicht mehr daran, wie aus ihren Leichenpredigten erhellt. Ebenso kann bei der von der Philosophie gepredigten Rückkehr des menschlichen Geistes in den allgemeinen absoluten Geist kaum noch von Unsterblichkeit gesprochen werden, da diese für den Menschen nur Wert hat, wenn seine Persönlichkeit und die Erinnerung an sein irdisches Leben

ihm erhalten bleibt; gerade diese werden aber in jenem Satze verneint.“

Wir wollen an dieser Stelle auch gleichzeitig den Schluss dieses Aufsatzes wiedergeben. Er lautet:

„Jede höhere und edlere, körperliche und geistige Gestaltung kann sich nur da aufbauen, wo schon eine niedere Verbindung solcher Elemente ihr vorhergeht. Jede höhere Komplikation ist deshalb eine bedingtere und vergänglichere. Nur die Elemente, also die Atome und deren Kraft, d. h. das Niedrigste und Unvollkommenste, sind ewig und unveränderlich; je höher ihre Verbindung zu Körpern und Seelen steigt, desto vollkommener und edler ist das Ganze, aber auch um so vergänglicher. Wenn daher ein höchstes vollkommenes Wesen angenommen wird, so kann es doch nach dem hier dargelegten Gesetz nicht im Anfang, sondern erst am Ende der Welt als deren höchste Bildung zum Dasein gelangen, und der Satz der Bibel, dass Gott die Welt geschaffen habe, dreht sich für den Naturforscher in den Satz um, dass die Welt ihren Gott erschafft.“

Im gleichen Sinne schreibt Th. Ziegler, Professor der Philosophie in Strassburg in einem Aufsatz: „Die soziale Frage, eine sittliche Frage“:

„Mit einer Religion der Jenseitigkeit ist bei der Masse unserer Fabrikarbeiterbevölkerung nichts mehr auszurichten. Den Glauben an dieses Jenseits haben auch von uns Gebildeten die meisten verloren; wir haben also, wollen wir uns nicht der schlimmsten Heuchelei schuldig machen, kein Recht mehr, ihn den Ungebildeten aufzureden. Aber wenn wir auch wissen, dass aus dieser Erde unsere Freuden quellen und diese Sonne unseren Leiden scheint, so bleiben uns darum doch Glaube — der Glaube an das Ideal, — Liebe — die Liebe zum Nächsten, — Hoffnung — die Hoffnung auf den Sieg des Guten in der Welt, — diese drei; aber die Liebe ist die grösste unter ihnen. Sie zu pflegen heisse dann der Eine auch weiterhin noch christlich, der Andere sittlich, darauf kommt wirklich nichts an.“

Es soll gewiss niemandem benommen werden, eine wissenschaftlich begründete Ansicht auszusprechen, allein man soll sich doch hüten, sie so als durchaus unumstösslich und unbedingt wahr hinzustellen, wie das hier geschehen ist, und noch mehr sollten sich die Tagesblätter hüten, derartige Artikel wiederzugeben wie die vor-

stehenden, von denen der erstere sich in der Nationalzeitung (1888) und der letztere im Berliner Tageblatt (Juni 1891) befindet, nicht etwa weil das grosse Publikum für gewisse Wahrheiten noch nicht reif wäre, denn für feststehende Wahrheiten ist jeder Mensch reif, sondern weil dies eben noch keine feststehenden Wahrheiten sind, sondern einzig und allein persönliche Betrachtungen zweier Philosophen ohne den geringsten Versuch eines induktiven Beweises. Das grosse zeitunglesende Publikum nimmt dergleichen vielfach als Wahrheit hin, ohne selbstständig nachzudenken. Descartes sagt darüber im Vorwort seiner „Untersuchungen über die Grundlagen der Philosophie“, indem er von zwei Aufsätzen seiner Gegner spricht: „Es wurden darin weniger meine Gründe über diese Fragen, als meine Schlussfolgerungen mit Beweisen angegriffen, die den Gemeinplätzen der Atheisten entlehnt sind. Da solche Beweise für die keine Kraft haben, welche meine Gründe verstehen, und die Urteilskraft bei vielen so verkehrt und schwach ist, dass sie sich mehr von dem überzeugen lassen, was sie zuerst hören, sei es auch noch so falsch und unvernünftig, als von der Widerlegung, die später kommt, sei sie noch so wahr und sicher, so mag ich darauf nicht antworten.“

Jedenfalls ist nichts leichter für einen Fachmann, als einen Laien zu überzeugen; dies gilt von der Naturwissenschaft ebenso wie von der Philosophie und jedem anderen Studium. Dadurch erklärt es sich sehr leicht, dass ein Werk wie Büchners „Kraft und Stoff“ so viele Materialisten schaffen konnte, was ja an sich nichts zu sagen haben würde, wenn es nur wissenschaftliche Materialisten, Materialisten des Kopfes geschaffen hätte; aus ihnen sind aber dann leider in Fülle die Materialisten des Herzens hervorgegangen. Was Büchner ausgesprochen, wird als wahr hingenommen, dazu auch meistens falsch verstanden, und aus diesem falschen Verständnis heraus die Logik gewonnen, „Lasset uns essen und trinken, morgen sind wir vielleicht tot.“ Büchner selbst verwahrt sich zwar sehr energisch — und mit Recht — gegen diese Folgerung; das aber ändert nichts daran, dass die grosse Masse, die teils nicht selbst zu denken imstande ist, teils auch garnicht selbst denken will, dies doch als das A und O seiner Philosophie glaubt betrachten zu müssen.

Am widerlichsten nimmt sich der Atheismus unserer Sozialdemokratie aus, die mit einer wahren Wollust darauf ausgeht, noch

unreifen Kindern bereits jede Religion aus der Brust zu reissen und ihnen den krassen Materialismus des Herzens zu predigen, lediglich um eine Generation heranzuziehen, die seiner Zeit bereit sein soll, bei dem „grossen Zusammenbruch der Gesellschaft“ für die Führer die Kastanien aus dem Feuer zu holen — wobei sie sich allerdings gründlich die Finger verbrennen werden. Der bereits vorhin erwähnte Th. Ziegler sagt hierauf bezüglich (Gegenwart. 12. 12. 1874. Nr. 50): „Die Sozialdemokratie glaubt ihren Atheismus ebenso gut, ebenso blind wie die Infallibilisten ihr Unfehlbarkeits-Dogma, während umgekehrt die reichstreuen Irreligiösen ihren Unglauben erworben, müssen erworben haben, und darum glauben an die Grösse und an die Höhe des Gedankens, glauben an die Würde der aristokratischen Wissenschaft, glauben an die sittlichen Pflichten gegen den Staat, diesen Gott auf Erden!“

Wenn nun jemand, sei er Laie, sei er Professor der Philosophie, überzeugt ist, dass eine Seligkeit, ein Fortleben des Geistes nach dem Tode wissenschaftlich nicht denkbar ist, so vergisst er zunächst die unendlich vielen Dinge, die alle einmal „wissenschaftlich nicht haltbar“ waren und sich schliesslich doch als wahr herausgestellt haben. Er vergisst, dass es „wissenschaftlich feststeht“, dass alles, was existiert, einen Anfang haben, dass alles, was besteht, zu Grunde gehen muss, und doch ist die Welt anfangslos und ewig. Es konnte noch ein Luther sagen: „Nachdem es einmal wissenschaftlich feststeht, dass sich die Sonne um die Erde bewegt, kann nur ein Narr das Gegenteil behaupten.“ Für „wissenschaftlich feststehend“ wurde es bei Eröffnung der ersten Eisenbahn in Deutschland gehalten, dass Menschen, die in einem Wagen sitzend mit der angegebenen Schnelligkeit fortbewegt würden, verrückt werden müssten, und nicht nur diese allein, sondern auch jene, die einen solchen Zug an sich vorüberfahren sehen würden.

Aber selbst davon abgesehen, kann garnicht einmal behauptet werden, dass der Gedanke an eine Seligkeit wissenschaftlich unhaltbar sei, und es wird unsere Hauptaufgabe sein, gewissermaassen durch einen Indicienbeweis darzulegen, dass solche gar nicht von der Hand zu weisen ist. Allerdings erfordert dies angespanntestes Denken, wie überhaupt das philosophische Denken für den Laien seine ausserordentliche Schwierigkeit hat.

Jeder anderen Wissenschaft ist das Forschen insofern bedeutend erleichtert, als sie — wie Alb. Schweigler sagt, dessen

Worte wir bereits in der Vorrede angeführt, wir indessen hier noch einmal wiederholen wollen — „ihren Stoff unmittelbar aus der Erfahrung aufnimmt; sie findet ihn vor und nimmt ihn auf, wie sie ihn vorfindet. Anders bei der Philosophie, deren Aufgabe es ist, aus dem Meere der empirischen Einzelheiten das Allgemeine, aus der unendlichen ordnungslosen Menge des Zufälligen das Notwendige, die allgemeinen Gesetze herauszustellen, oder kurz ausgedrückt: Die Philosophie betrachtet die Totalität des Empirischen in der Form eines gegliederten, gedankenmässigen Systems.“ So soll auch hier weiter nichts geschehen, als auf Grund empirischer Einzelheiten weiter geschlossen werden, aber nur soweit es logisches Denken zulässt.

Wir haben gesehen, dass eine Hölle, wie solche die Religion lehrt, schlechterdings nicht existieren kann, und aus Furcht vor einer solchen wird noch nie eine einzige beabsichtigte schlechte That eines einzigen schlechten Menschen unterblieben sein. Ebenso ist aber auch die Belohnung einer guten That nach dem Tode undenkbar, und wer eine gute That nur auf eine zu erhoffende Belohnung hin vollbringt und nicht um des Guten willen, nicht um seine eigene innere Befriedigung dadurch zu finden, der sollte sie getrost unterlassen.

Der Grund, weshalb nach dem Tode weder auf Strafe noch auf Belohnung zu rechnen ist, ist folgender: Gott, der selbstbewusste Geist, dessen Körper die Welt, ist die Vollkommenheit selbst, somit schliesst sein Sein menschliche Schwächen aus. Er liess sich die Welt unter dem Drucke der Naturgesetze bilden, verlieh indessen dem Individuum volle Freiheit betreffs seiner körperlichen und geistigen Entwicklung. Es kann nun nicht anders angenommen werden, als dass mit dem Absterben des Tierkörpers auch die durch diesen seinen Körper bedingten geistigen Funktionen erlöschen. Anders beim Menschen, dessen Denken, wie wir weiter oben gesehen haben, ein absolut anderes ist als das des Tieres. Der einfache Gedanke: „Werde ich heute abend noch leben“? schliesst einen Dualismus in sich und stellt mein Ich dem Körper gegenüber; ja, sogar der Gedanke: „Ich denke“ wird von einem Tier nie gefasst werden können, geschweige der Gedanke des Descartes „Cogito ergo sum.“ Jedenfalls ist mein Ich etwas dem Körper Gegenüberstehendes, wenn auch an den Körper Gebundenes. Zweifellos ist es vorhanden. Wenn indessen mit der Vernichtung des Körpers

nicht nur das durch dessen bisherige Bedürfnisse bedingte Denken, sondern auch dasjenige Denken, welches stofflich an ihn gebunden war, schwinden muss, so muss ebenso zweifellos mein Ich mit seinem absoluten Denken — dem Denken an sich — der vorhin erwähnten Quintessenz des Denkens, eines Denkens, das in keiner Weise durch die Bedürfnisse des Körpers bedingt wird: Das ist die Liebe zu Kunst und Wissenschaft, zur Erkenntnis, zur Wahrheit, zur Tugend, zum absolut Guten, und endlich in letzter Konsequenz — die Liebe selbst — nach der Vernichtung des Körpers vorhanden sein und bleiben.

Was heisst nun: Vernichtung des Körpers? Zunächst doch weiter nichts, als das Sich-Auflösen des Körpers in seine einzelnen Bestandteile, und späterhin, dieser Bestandteile Eingehen anderer Verbindungen. Von Kirchmann schliesst, dass nach dem Gesetze der Erhaltung der Kraft diese aufgelöste oder von neuem anderweitig verbundene Materie auch die innewohnende Kraft nach wie vor besitzen müsse, doch sei, je kleiner der Atomenkomplex, dem entsprechend desto unbedeutender die Kraftäusserung. Hiermit müsse man sich zufrieden geben; überdem sei dieser Gedanke der Unsterblichkeit kaum noch verschieden von dem der meisten Philosophen, die da behaupten, die Seele ginge nach dem Tode in Gott auf, was ohnehin ein höchst unklarer Begriff sei. Ausserdem kann es auch keine Fortdauer der Seele im eigentlichen Sinne genannt werden, wenn das Bewusstsein einer früheren irdischen Existenz nicht mehr vorhanden wäre. — So ungefähr von Kirchmann. Es ist dies, gerade heraus gesagt, rein materialistische Weltanschauung, denn auch Büchner behauptet nichts anderes. Dagegen muss aber Verwahrung eingelegt werden, dass so häufig von Naturforschern wie von Philosophen, die die obige Ansicht vertreten, bei derartigen Auseinandersetzungen Redewendungen — wie in diesem Falle von von Kirchmann — angewandt werden, wie: „Man muss sich damit zufrieden geben“, oder: „Leider muss es ausgesprochen werden“, oder: „Es ist allerdings wenig tröstlich zu wissen“ u. s. w. Es sind für den ernsten Menschen — und jene Betrachtungen dürften doch wohl nur für solche bestimmt sein — wirklich recht hässlich, stets derartigen Bemerkungen zu begegnen. Es gilt doch zunächst zu bekennen: Giebt es einen Gott, oder giebt es keinen! Giebt es keinen, so ist Welt, Leben, Sein ursachlos und zwecklos; wir werden dann — oder sollen doch leben und wirken zum Heile unserer

Mitmenschen so gut wir können, unsere Glückseligkeit in der Arbeit, im Erkennen der Natur, im Erforschen der Wahrheit suchen, um uns nach Erfüllung dieses einzigen Zweckes — den auch der Atheist anerkennt — weiterlebend in unseren Kindern und in unseren Werken, in unsere ursprünglichen Bestandteile aufzulösen. Das ist, immer vorausgesetzt, dass es keinen Gott giebt, so klar und verständlich, dass es keiner weiteren Erklärung bedarf und hat gewiss für keinen verständigen Menschen, sobald er eben diese Wahrheit erkannt zu haben glaubt, etwas Trostloses oder Abschreckendes. Das Nichtgenügen einer solchen Auffassung der Seligkeit ist es gewiss nicht gewesen, was die Menschheit gedrängt hat, weiter zu forschen¹⁾.

Was man mit Klarheit als wahr erkennt oder zu erkennen glaubt, kann niemals etwas Schreckliches oder Zufürchtendes an sich haben; wäre also die oben dargelegte Form der Seligkeit, sofern solcher Zustand diesen Namen noch verdient, die allgemein als richtig erkannte, so gehörte weder „Mut“ dazu, dies auszusprechen, noch wäre es „trostlos“ für die Menschheit. Da indessen jene Redewendungen immer wieder gebraucht werden, so kann daraus nur das Eine geschlossen werden, dass man vermutet, die Menschheit sei thatsächlich — wie schon vorhin bemerkt — noch immer in dem Wahne befangen, die Seligkeit bestehe darin, dereinst als Geist, enthoben aller irdischen Schmerzen, im Kreise seiner vorausgegangenen Lieben, sich eines beschaulichen, vergnügten ewigen Lebens, zu Füßen eines persönlichen, menschenähnlichen Gottes zu erfreuen. Es mag ja die grosse Masse eine derartige naive Anschauung von der Seligkeit besitzen, diese dürfte dann auch schwerlich philosophischen Auseinandersetzungen zugänglich sein; wo sie aber zugänglich ist, ist es gewiss angebracht, sie aufzuklären über ihre unhaltbare Ansicht, sie zu überzeugen, dass wahre Glückseligkeit nicht ein unmöglicher Himmel zu bieten vermag, sondern dass die Erde schon solche zu geben imstande ist, sobald sie in ihrem Lebenswandel ernsthaft danach strebt — sie also garnichts ver-

1) Verfasser dieses hat selbst dieser Ansicht ein Menschenalter hindurch gehuldigt und sich sehr wohl dabei befunden, und wenn er heute zu einem anderen Resultat gelangt ist, so war eigenes, selbstständiges Denken die Ursache und nicht gewaltsames Suchen nach einem beruhigenden Gedanken, weil ihm Tod und Vernichtung etwa zu trostlos erschienen, oder weil er die Drohungen der Theologie gefürchtet.

liert, nichts zu bedauern hat, wenn sich das Jenseits anders gestaltet, als sie die Religion gelehrt hat.

Eine solche Lehre würde viel wirksamer, viel erziehlicher sein, als der Einwand, dass man „leider“ und als „wenig tröstlich“ erklären müsse, die Seligkeit sei eine andere als die erhoffte.

Dies also für Diejenigen, die aus wissenschaftlichen Gründen das Vorhandensein eines Gottes glauben verneinen zu müssen. — Bin ich andererseits aus wissenschaftlichen Gründen zu dem Resultat gelangt, dass es einen Gott giebt, der der Welt die Naturgesetze vorgezeichnet, so bleibt es bei längerem Nachdenken ganz unverständlich, die Seligkeit zu leugnen oder doch so darzustellen, wie wir es vorhin bei von Kirchmann gesehen haben.

Der Dualismus zwischen Geist und Körper ist vorhanden. Der grosse und einzig mögliche Zweck Gottes, Welten und Organismen zu schaffen und letztere sich bis zum Menschen hinauf entwickeln zu lassen, liegt für uns klar zu Tage. Wäre es nun wahr, dass mit der Vernichtung des Körpers gleichzeitig die Seele — das Ich — zu Grunde ginge, so wäre auch damit jener höchste Zweck, den Gott unserer Idee nach mit den Menschen einzig und allein verfolgt haben kann, direkt vereitelt, indem sie, wie vorhin erwähnt, ihre Glückseligkeit wohl in der Arbeit, im Erkennen der Natur und im Erforschen der Wahrheit finden werden, im übrigen aber nur gelebt hätten, um zu dulden, zu kämpfen, zu leiden, zu klagen und wieder in das Nichts zurückzusinken. Ausgenommen hiervon wären nur diejenigen wenigen, von der Natur besonders Bevorzugten, denen es vergönnt war, jene moralische Höhe zu erklimmen, sich auf Erden eine höhere Glückseligkeit zu schaffen. Freilich soll dies das Streben eines jeden Menschen sein; wie fern ist aber in Wirklichkeit die Menschheit noch jenem Ziele! Einstweilen kommt wohl kaum Einer auf eine Million. Meistens waren es nur Philosophen, die dahin gelangten. Von allgemein bekannten Persönlichkeiten seien hier genannt: Prinz Gautama-Siddartha (Buddha), Laotse, Sokrates, Plato, Aristoteles, Seneca, Christus, Luther, Spinoza, Darwin und Montefiore. Hier würden *z. L. Günter Schneider* allerdings einige zur Zeit noch lebende Personen hinzutreten.

Diese hier Genannten beweisen jedenfalls schlagend, dass es zu allen Zeiten Menschen gegeben hat, die trotz der unvollkommenen Ausbildung des Gehirnes — bereits auf Erden die Glückseligkeit erlangt hatten. Damit ist aber auch erwiesen, dass

es Thorheit ist, mit Gott zu hadern, wenn nicht alle Menschen — und zu jeder Zeit — dahin gelangten und gelangen; denn was Einigen möglich war, muss auch unbedingt Allen möglich sein! Weshalb Gott die Schuld beimessen, wenn es nicht so ist? Kann Gott dafür, wenn sich die Menschen gegenseitig durch Hass, Neid, Hochmut, Habsucht, Missgunst, Eifersucht etc. — täglich, stündlich das Leben verbittern, ja, sich nach dem Leben trachten? Kann Gott dafür, dass niemand im Frieden leben kann, weil „es dem bösen Nachbar nicht gefällt“?! Es ist das doch nur die natürliche Folge unseres unvollkommenen Denkens, und solange eine Sache, ein Organ noch entwicklungsfähig ist, solange ist es noch nicht vollkommen, und zur Vollkommenheit sollen wir doch erst gelangen! Das ist eben gewissermaassen der Zirkel, in dem wir uns bewegen! Entweder: Unvollkommenheit — mit allen Schwächen und Fehlern im Gefolge — damit aber auch die Gewissheit der weiteren Existenz, der weiteren Vervollkommnung, oder aber: Höchste Stufe der Vollkommenheit, irdische Glückseligkeit und — wie wir es jetzt zu bezeichnen pflegen — Untergang, in Wahrheit: Aufgang!

Nach unseren bisherigen Ausführungen werden zweifellos — da wir eben einen Endzweck annehmen — in einer fernen Zukunft die Menschen zu dieser irdischen Glückseligkeit gelangen. Wieviele Milliarden sind aber inzwischen versunken, ohne wenig mehr als eine Spur von ihrem Erdenleben zu hinterlassen. Ist nun Gott die Vollkommenheit und die Liebe, die Vernunft und Weisheit, ist er der, der sich in seinen Wesen liebt, ist er die höchste Intelligenz, die sich in seinen Wesen widerspiegelt, so ist schlechterdings jenes Versinken des Geistes in Nichts — nur weil der Körper vernichtet — ein Unding.

Die älteren Philosophen haben sich mit der Seligkeit verhältnissmäßig wenig beschäftigt, und der erste, der ihr eine eingehende Untersuchung widmete, war Christian Wolff (geb. 1679 in Halle). Nach ihm „sind die Seelen als einfache Wesen unteilbar, also unverweslich; die Tierseelen jedoch haben keinen Verstand, sie können sich also nach dem Tode ihres vorhergehenden Zustandes nicht besinnen. Dies kann nur die menschliche Seele; daher ist nur die menschliche Seele unsterblich!“

Es deckt sich dies ungefähr mit dem von uns Ausgesprochenen, nur fehlt hier noch der Nachweis, weshalb die Tierseele

nicht unsterblich sein kann; nämlich, wie wir gesehen haben, deshalb nicht, weil das tierische Denken lediglich durch die Funktionen des Körpers bedingt wird.

Kant leitet die Seligkeit aus der praktischen Vernunft her durch synthetische Erkenntnis a priori und sagt darüber im IV. Teil seiner Kritik der praktischen Vernunft: „Die Bewirkung des höchsten Guts in der Welt ist das notwendige Objekt eines durchs moralische Gesetz bestimmbaren Willens. In diesem ist die völlige Angemessenheit der Gesinnungen zum moralischen Gesetze die oberste Bedingung des höchsten Guts. Sie muss also ebensowohl möglich sein als ihr Objekt, weil sie in demselben Gebote dieses zu befördern enthalten ist. Die völlige Angemessenheit des Willens aber zum moralischen Gesetze ist Heiligkeit, eine Vollkommenheit, deren kein vernünftiges Wesen der Sinnenwelt in keinem Zeitpunkte seines Daseins fähig ist. Da sie indessen gleichwohl als praktisch notwendig gefordert wird, so kann sie nur in einem ins Unendliche gehenden Progressus zu jener völligen Angemessenheit angetroffen werden, und es ist nach Prinzipien der reinen praktischen Vernunft notwendig, eine solche praktische Fortschreitung als das reale Objekt unseres Willens anzunehmen. Dieser unendliche Progressus ist aber nur unter Voraussetzung einer ins Unendliche fortdauernden Existenz und Persönlichkeit desselben vernünftigen Wesens (welche man die Unsterblichkeit der Seele nennt) möglich. Also ist das höchste Gut praktisch, nur unter der Voraussetzung der Unsterblichkeit der Seele möglich“.

Hiernach scheint doch Kant als Seligkeit eine selbstbewusste Fortdauer der Existenz und der Persönlichkeit anzunehmen.

Schwer definierbar ist der Begriff der Seligkeit — des Nirwana — in der Lehre Buddhas. Diese Lehre ist zu interessant, als dass wir sie hier nicht erwähnen sollten. Die allgemeine Ansicht vom Nirwana geht dahin, es sei darunter das bewusstlose Nichts zu verstehen, etwa wie von Kirchmann das Aufgehen in Gott ohne jede Erinnerung an das Leben darstellt. Die im Nirwana herrschende Ruhe und der ewige Frieden wäre nur die Folge der Empfindungslosigkeit des Nichtseins. Es ist diese Annahme indessen ein Irrtum, und der beste Kenner des Buddhismus, der früher schon erwähnte Edwin Arnold schildert uns das Nirwana in der „Leuchte Asiens“, übersetzt von Arthur Pfungst, wie folgt:

„Wie könnt' besser sein ein Mensch, denn Karma-Kand,
Der zeigt, wie Leidenschaft man abstreift, und die
Thätigkeit, wie man befreit sich von
Des Selbstes Banden, und aus unsrer Bahn
Gerissen nicht, zum Gotte wird, verschmolzen
Ins weite Göttliche. Fliehend vom Falschen
Zur Wahrheit, von dem Streit der Sinne zu
Dem ew'gen Frieden, wo das Schweigen wohnt.“

„Nie wird der Gram ihn quälen, oder Sünde
Beflecken ihn; sein ew'ges Glück umweht
Nicht Erden-Leid und Freud! Nicht Tod nicht Leben
Kehrt je zurück, er geht
Ein ins Nirwana, seiend und nicht lebend,
Er ist gesegnet und hört auf zu sein,
Der Thautropf gleitet
Ins prächtige Meer hinein.“

„Nichts suchend, wird ihm alles.
Verzicht aufs Selbst, zum „Ich“ das All sich fügt.
Lehrt Einer, dass Nirwana enden wird,
Dann sag' ihm, dass er lügt.
Lehrt Einer, dass zu leben ist Nirwana,
Sag' ihm, er irrt in der Unwissenheit,
Nicht kennend's Licht, das scheint, wenn hin die Lampe,
Noch Glück ohn' Sein und Zeit.“

Diese ganz eigenartige Vorstellung des Nirwana, dieses „Sein“ ohne „Sein“ ist allerdings zunächst nicht leicht verständlich; allein wir werden sehen, dass sie sich annähernd mit unserer Auffassung von der Seligkeit deckt.

Von den neueren philosophischen Ansichten über die Unsterblichkeit der Seele ist die Uhthoffs eine zu merkwürdige, als dass wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten. Er sagt darüber in seiner ebenfalls schon erwähnten Schrift: „Der Hypnotismus, Darwinismus und die Gottesidee“ S. 14: „Wenn wir den menschlichen Begriff von Gott fortnehmen und nur noch aus seinen Werken auf ihn schliessen, so kommen wir zu der Einsicht, dass er unerbittlich, unkäuflich, wie die Natur selbst sein müsse, und dass es uns, analog der Natur, im Jenseits genau in dem Verhältnis, wie wir hier unseren inneren Menschen, unseren Charakter veredelt oder vernachlässigt haben, dort angenehm oder behaglich vorkommen müsse. Diese Ansicht wird durch die Naturgesetze unterstützt, in-

dem wir ein Wachstum bis in die andere Welt hinein sehr wohl annehmen dürfen; und wie sich hier alle Tiere bei plötzlicher Veränderung ihrer Umgebung wohler oder unbehaglicher fühlen, uns vergleichsweise vorstellen können, dass es auch auf uns so zu wirken vermöge.“

Das ist doch etwas sehr schwer verständlich. Wir sehen hier den vernichteten Körper, sollen aber doch beim Tode nur gewissermaßen in andere Verhältnisse hineinwachsen, die dem bereits auf Erden Guten behaglich erscheinen werden, in welchen sich aber der auf Erden Böse unbehaglich fühlen wird. Es gestaltet sich sonach das zukünftige Leben keineswegs als ein reines Geistesleben, sondern es spinnt sich einfach wie hier auf Erden — mit allen seinen menschlichen Schwächen, Tugenden und Untugenden, Freuden und Leiden — im Jenseits weiter, indem es allmählich geläutert wird und, ganz wie auf Erden, ebenfalls allmählich einer weiteren Vervollkommnung entgegengeht; und das alles ohne Körper, der doch einzig und allein Träger unserer irdischen Gebrechen und Schwächen war. Nein, es ist unmöglich nur einen Augenblick im Zweifel zu sein, dass eine derartige Seligkeit mit allem, was wir bis jetzt wissen und erkannt haben, im Widerspruch steht, indem wir unbedingt daran festhalten müssen, dass kein Stoff ohne Kraft und keine Kraft ohne Stoff ist.

Ebenso haben wir erkannt, dass der Geist des Menschen keineswegs nur quantitativ, sondern auch qualitativ verschieden ist von dem des Tieres bis hinauf zum Affenmenschen, ja, wahrscheinlich wird die Kluft, die den Affenmenschen vom Menschen trennt, wesentlich geistiger Natur sein, und der Unterschied sich fast nur in der Bildung des Gehirns, vielleicht auch nur in der Zusammensetzung der Gehirnssubstanz äussern, so dass die Archäologen und die Anthropologen ganz vergeblich in der Erde nach einem Affenmenschen suchen werden, während der Menschaffe im Neanderthaler Schädel oder im Manne von Engis höchst wahrscheinlich bereits gefunden ist. Ferner berichtet Ende Dezember 1893 eine Korrespondenz aus Mailand folgendes: „In den ersten Tagen des März wurden nahe bei Mentone, aber auf italienischem Grund und Boden, drei menschliche Skelette aufgefunden, von denen sich mit Sicherheit feststellen liess, dass sie aus der Steinzeit herkommen. Die Skelette lagen in einer Grotte, unweit der Meeresküste, etwa 11 Meter unter der Erdoberfläche. Man entdeckte sie bei der Ausführung von Kellerarbeiten in dem Landhause des Kaufmanns Abbo. Auf die Nachricht vom

Funde haben sich Gelehrte aus Genua, Paris und Riga nach Mentone begeben, um die Skelette zu untersuchen. Zwei der letzteren sind von normaler Länge, das dritte aber misst 2,15 Meter. Von den Gelehrten wurde festgestellt, dass man in jenen beiden die Skelette zweier Jünglinge vor sich habe, während das dritte einem Manne von etwa 60 Jahren angehörte. Auffällig ist bei allen Dreien die ausserordentliche Grösse der Schädel mit dem kleinen zurückweichenden Stirnknochen und den fast viereckigen Schläfbeinen. Die Stirn der Skelette ist mit auf einer Schnur aneinander gereihten Knochen und Tierzähnen geschmückt, um den Hals tragen sie Schmuck aus Fischgräten. Das grosse Skelett hält in seiner Linken eine Steinwaffe, eine ähnliche liegt bei seinem Schädel, während sich bei seinen Füßen der Kinnbacken eines prähistorischen Tieres vorfand. Auch die anderen beiden Skelette halten Steinwaffen in den Händen.“

Endlich hat im April 1894 der niederländische Militärarzt Dr. Dubois bei Trinil auf Java in verschiedenen Tiefen und in verschiedenen Entfernungen voneinander drei Knochen aufgefunden, von denen er annahm, dass sie einem und demselben Individuum angehört hätten, und dass dieses Individuum von einer bis dahin noch unbekannten, am nächsten dem Gibbon (*Hylobates*) verwandten Affenart herstamme. Da diese Art nach den vorliegenden Knochen eine weit über die gewöhnlichen anthropoiden Affen hinausreichende Entwicklung erreicht haben musste, so hielt der Finder sich für berechtigt, in ihr die gesuchte Uebergangsform zwischen Affe und Mensch zu vermuten und durch sie die Stufenleiter der Descendenz tierischer Wesen bis zum Menschen hin vervollständigt zu sehen. Das wäre in Wirklichkeit der Schlussstein in der Kette der Darwinistischen Hypothese. Der interessante Fund bildete denn auch den bei weitem wichtigsten Diskussionsgegenstand auf dem kürzlich in Leyden zusammengetretenen internationalen Kongresse für Zoologie.

Virchow stellt — als Gegner der Descendenztheorie — natürlich stets Schädel wie die vorherbesprochenen als „Idioten“ angehörend dar. Betreffs des zuletzt erwähnten Java-Schädels hat er den — von ihm allerdings nicht überraschenden, indessen immerhin unglaublichen Ausspruch gethan: „Der gefundene Schädel scheint doch wohl der eines Affen zu sein.“ — — — — „Gewiss ist dieser Fund seit langer Zeit der am meisten bemerkenswerte, ja überraschende, aber er löst das Rätsel der Descendenztheorie noch

nicht, auch wenn man jedes Stück desselben mit dem grössten Wohlwollen betrachtet.

Virchow hat hier also einen Schädel vor sich, den er nicht zu klassifizieren vermag — er „scheint“ ihm indessen der eines Affen zu sein! Wie muss denn nun der Schädel beschaffen sein, bei welchem dieser Gelehrte das „Heureka“ ausruft?!

Nach ihm kann danach der Menschaffe überhaupt niemals gefunden werden. Ausserdem aber ist es auch garnicht so unwahrscheinlich, dass im Laufe der Millionen Jahre die Ueberreste des Menschaffen bereits derartig vernichtet sein werden, dass nicht mehr viel davon aufgefunden werden kann. Endlich aber wird voraussichtlich die Heimat desselben zum grossen Teil längst vom Meere überflutet sein, so dass auch aus diesem Grunde ein Auffinden wesentlicher Ueberreste desselben unmöglich sein dürfte.

Ist nun der qualitative Unterschied des menschlichen Denkens von dem des Tieres zugegeben, so muss auch der Dualismus zwischen Geist und Materie zugegeben werden, wenn auch einstweilen die Materie den Geist bindet.

Vergegenwärtigen wir uns dies alles im Zusammenhange mit der Weltursache und dem Weltzweck, so muss auch dieser Geist als solcher, als absoluter Geist erhalten bleiben. Das allerdings glaubt wohl kaum ein verständiger Mensch, dass er dereinst, wie bereits erwähnt, in einem Himmel, glücklich und zufrieden, ein ähnliches Dasein schmerzlos und sorglos weiterführen wird wie hier auf Erden, und zwar mit voller Erinnerung seines Erdenlebens. Dass dies nicht möglich sein kann, wird dadurch klar, dass ja der Körper vernichtet ist, also muss auch mit ihm das schwinden, was durch ihn bedingt war, und das ist zunächst das, was wir das tierische Denken nannten.

Aber auch ausser diesem Denken haften dem menschlichen Körper noch weitere geistige Eigenschaften an, die ebenfalls durch seinen, wenn auch wesentlich vollkommeneren Körper bedingt werden: Die Sorge ums tägliche Brot für sich und die Seinen, die das Tier allerdings ebenfalls empfindet aber doch nur für die Gegenwart oder die nächste Jahreszeit und ohne sich um die fernere Zukunft zu bekümmern. Ferner das Bedürfnis, Ersparnisse zu machen, das Bestreben, sich das Leben materiell stets angenehmer zu machen, seinen Körper zu pflegen, die Sorge für sich und die Seinen in Krankheitsfällen, der Gram beim Tode eines Angehörigen, das Mit-

leid mit Duldenden — das alles sind geistige Eigenschaften, die begründet sind in der Unvollkommenheit des menschlichen Körpers; es sind direkte irdische Schwächen, die mit der Vernichtung des Körpers ebenfalls zu Grunde gehen müssen, so dass auch jede Erinnerung an das einstige und unvollkommene Dasein ausgeschlossen ist.

Wann aber schwindet das Bewusstsein? Das ist die grosse Frage, die unmittelbar zusammenhängt mit der Frage: Wann ist der Mensch tot?

Etwa um das Jahr 1880 setzte die französische Regierung einen Preis auf die Lösung dieser letzteren Frage, und trotzdem blieb sie ungelöst; eine gewisse Anerkennung erzielte nur die verhältnismässig beste Lösung eines Physikers, der die Behauptung aufstellte und sie auch mit Beweisen belegte, dass der Mensch dann sicher tot sei, wenn ein ihm in die Achselhöhle gelegtes Thermometer eine Temperatur von unter 10° C. Wärme aufwies.

In unmittelbarem Zusammenhange hiermit steht eine bei der grossen Masse aus Aberglauben geübte Sitte, in Gegenwart Toter nicht zu sprechen, möglichst auch nicht zu klagen und zu weinen. Ueber den Grund und Ursprung dieser Sitte weiss niemand Auskunft zu erteilen, so dass sie sich wohl nur instinktiv beim Menschen herausgebildet hat. Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir annehmen, dass dieses instinktmässige Schweigen an einer Leiche deshalb gepflegt wird, weil die Menschen sich einer dunklen Ahnung nicht erwehren können, dass bei dem Fürtotgehaltenen doch noch nicht alle Funktionen der Nerven erloschen sein könnten. Das Herz steht zwar still, der Atem ist erloschen, das Auge gebrochen oder geschlossen; wie aber steht es mit dem Ohr und dem ihm zunächst gelegenen Hauptorgane, dem Gehirn? Ist es so schwer zu denken, dass hier möglicherweise Organe noch eine Zeit lang funktionieren, während andere bereits ihre Thätigkeit eingestellt haben? Ist es denn so ausgemacht, dass alle Organe gleichzeitig absterben? Wozu hätte dann die französische Akademie, eine Vereinigung von ersten Künstlern und Gelehrten aller Fakultäten, damals jene Preisaufgabe gestellt?

Es muss ganz im Gegenteil für ausgemacht gelten, dass sich der Mensch zwischen Leben und Tod in einem Uebergangsstadium befindet, dass die Auflösung des Körpers allmählich stattfindet, wie auch dass die Funktionen allmählich erlöschen, und dass Ohr und

Gehirn diejenigen Organe sind, die am längsten funktionieren und am langsamsten absterben. So aufgefasst, muss es uns nur natürlich erscheinen, in Gegenwart einer Leiche zu schweigen; denn schrecklich muss es einem Sterbenden sein, das Klagen und Jammern der Angehörigen vernehmen zu müssen.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die beiden Thatsachen, dass niemand weiss, wann der Mensch tot ist, und dass man instinktiv in Gegenwart eines Fürtotgehaltenen schweigt, so wird es uns garnicht unwahrscheinlich dünken, dass das Gehirn nach dem Stillstehen des Herzens weiter denkt, ganz besonders, wenn wir noch als dritte Thatsache in betracht ziehen, dass oftmals Menschen, die man für ertrunken, erstickt, erdrosselt, stranguliert, erschlagen oder für vergiftet hielt, und deren Herz bereits völlig still stand, doch wieder ins Leben zurückgerufen wurden; ja, nicht das allein, sondern sie geben sogar durchweg an, dass der Zustand, in dem sie sich inzwischen befunden, nicht nur durchaus kein schrecklicher war, sondern vielmehr ein lange anhaltender, unbeschreiblich schöner, nach dem sie sich ganz direkt zurücksehnen.

Genügt für alle diese Erscheinungen unser Wissen, werden unsere empirischen Wissenschaften jemals dahin gelangen, hierüber Aufklärung zu schaffen? Gewiss nicht! Also bleibt nur die Philosophie, die uns durch Verbindung von Erfahrung, Erkenntnis und Wissen zu Schlüssen gelangen lässt, die unmöglich wesentlich täuschen können.

Aus den oben angeführten Gründen müssen wir in der That darauf verzichten, jemals zu wissen, wann der Mensch tot ist, müssen bekennen, dass uns die Grenze unbekannt ist, an der sich Leib und Seele scheiden. Soviel aber wissen wir, dass das Aufhören der Herz- und Lungenfunktionen diese Grenze jedenfalls nicht ist, wenigstens nicht in dem bisher allgemein angenommenen Umfange. Es kann danach nur angenommen werden, dass die Trennung von Leib und Seele eine sehr langsame, allmähliche und völlig schmerzlose ist, dass aber jedenfalls alles das Denken zuerst entschwindet, was durch den Körper und dessen Schwächen bedingt ist, und das Aristoteles die *ψυχή* nennt, im Gegensatz zum *νοῦς*, dem nicht von den Bedürfnissen des Körpers abhängenden Denken. Dies Denken, *ψυχή*, wird ebenso allmählich absterben, wie der Körper selbst, aber es wird auch in dieser Uebergangsperiode zweifellos ein Erkennen, ein Bewusstwerden unserer guten wie schlechten

Thaten stattfinden; doch werden die schlechten Thaten, soweit sie aus verzeihlicher menschlicher Schwäche entstanden, uns kaum beunruhigen; anders steht es mit jenen Thaten, die vollführt sind aus krassem Egoismus zum Schaden unserer Mitmenschen, häufig sogar nur aus Lust, anderen zu schaden ohne eigenen Vorteil, anders mit jenen leichteren und schwereren Versündigungen, wie sie besonders bei rohen Naturen gegen Eltern, Geschwister und Kinder häufig vorkommen, anders mit der Untreue, dem Verrat und allen den grossen und schweren Verbrechen, besonders dann, wenn es gelungen war, sich der Strafe des irdischen Richters bis zu jenem Zeitpunkte zu entziehen. Alle jene Sünden werden dem nach menschlichen Begriffen bereits Gestorbenen während jenes Ueberganges, der vielleicht viel länger währt, als man anzunehmen geneigt ist, vor die Seele treten in der ganzen schrecklichen Grösse und mit voller Erkenntnis der Wahrheit. Man wende nicht ein, dass diese Zeit doch immerhin und unter allen Umständen nur eine sehr kurze sein könne, und dass sich niemand, selbst wenn er wirklich diese kurze Zeit der Erkenntnis und Reue zugesteht, deshalb von einem Verbrechen zurückhalten lassen würde. Das ist eine völlige Verken- nung des Begriffes „Zeit“! Es ist das eben nur ein irdischer, nach Kant idealer Begriff, denn von der Ewigkeit und Unendlichkeit können naturgemäss Bruchteile nicht durch Verhältniszahlen ausgedrückt werden, so dass es in Wahrheit eine kurze und lange Zeit nicht giebt, dass vielmehr diese Begriffe nur relative sind und nur vergleichsweise angewandt werden können.

Dr. Hans Spatzier, leider auch ein vom Spiritistenunfug völlig Gefangengenommener, sagt hierüber in einem Vortrage, den er zur Verteidigung des entlarvten und zu zwei Jahren Gefängnis und fünf Jahren Ehrverlust verurteilten, sogenannten Mediums, Frau Valeska Töpfer, hielt, Folgendes: . . . „Der narkotische Zustand, etwa durch Chloroform hervorgerufen, währt nur kurze Zeit, der Patient glaubt aber lange geschlafen zu haben, weil er eine längere Reihe von Vorstellungen als in normaler Zeit hatte. Ebenso im Schläfe, der dem Opium- und Haschischgenuss folgt, dessen Reiz bekanntlich darin liegt, dass der Berauschte in wenigen Stunden oft ein Leben von 20, 30, ja 60 Jahren Dauer mit allen Einzelheiten durchlebt. Auch in der Nähe des Todes beobachten wir dieselbe Erscheinung. Es ist eine allgemein anerkannte Thatsache, dass z. B. der ins Wasser Gefallene, während er mit dem Tode ringt,

noch einmal sein ganzes Leben mit allen Einzelheiten an seinem Bewusstsein vorüberziehen sieht; während er so in der Vorstellung noch einmal das ganze zurückgelegte, oft mehrere Jahrzehnte lange Leben durchlebte, hatte er sich thatsächlich nur eine oder zwei Minuten unter Wasser befunden. Der in diesem Vorüberziehen des Lebens im Augenblick des Sterbens liegende Genuss hatte zur Zeit des berühmten Mönches Bonaventura (um 1200) in den Klöstern sogar die fürchterliche Unsitte erzeugt, dass die Mönche sich gegenseitig aufhingen, um sich dann noch rechtzeitig abschneiden zu lassen.“

Auf das Träumen übergehend, sagt Spatzier weiter: . . . „Um mit einem historisch gewordenen Traume zu beginnen, so berichtet Garnier, dass Napoleon I. in seinem Wagen schlief, als die Höllemaschine unter demselben explodierte. Der Knall rief ihm einen langen Traum hervor, worin er mit seiner Armee den Tagliamento überschritt und von den Kanonen der Oesterreicher empfangen wurde, so dass er mit dem Ausrufe: „Wir sind unterminiert!“ aufsprang und erwachte. — Richers erwähnt den Traum eines Mannes, der durch einen in der Nähe abgefeuerten Schuss erweckt wurde. Er träumte, er sei Soldat geworden, habe unerhörte Drangsale erlitten, sei desertiert, ergriffen, verhört, verurteilt und endlich erschossen worden. Dieser ganze Traum war aber das Werk eines Augenblicks. — Hennings berichtet von einem Träumer, der einst seinen Hemdkragen etwas fest geknüpft hatte und einen ängstlichen Traum erfuhr, worin er gehängt wurde. — Maury lag unwohl im Bette und träumte von der französischen Revolution. Blutige Scenen gingen an ihm vorüber. Er sprach mit Robespierre, Marat und anderen Scheusalen jener Zeit, wurde vor Gericht gezogen, zum Tode verurteilt, durch eine grosse Volksmenge hindurch- und hinausgefahren, ans Brett gebunden, und das Fallbeil trennte ihm den Kopf vom Rumpf. Er erwachte mit Schrecken — die Bettstange hatte sich losgelöst und war ihm im gleichen Augenblicke, wie es die neben ihm sitzende Mutter bestätigte, nach Art eines Fallbeils auf den Hals gefallen.

Man wird hier geneigt sein, von „Zufall“ zu reden. Der Zufall erklärt aber in diesen Fällen schon darum nichts, weil diese Träume ungemein häufig sind, und das Schlussereignis des Traumes jedesmal mit der Erweckungsursache, der Qualität nach, übereinstimmt: Insektenstich und Degenstich, Explosion und Kanonen, Schuss und

Erschossenwerden, enger Hemdkragen und Aufgehängtwerden, fallende Bettstange und Fallbeil Demnach ist es absolut richtig, dass ein Verdichtungsprozess der Vorstellungsreihe stattgefunden.“

Soweit Spatzier.

Aehnlich schreibt der bekannte Geologe und Alpenklubist Professor Dr. Heim in Zürich über den Tod durch Absturz und giebt nach eigenem Erlebnis folgende Darstellung:

„Eine Truppe guter Berggänger, stiegen wir im Jahre 1871 bei noch ziemlich viel Schnee vom Blauen Schnee am Säntis (ein mit ewigem Schnee bedeckter Berg im St. Gallischen) gegen die Seealp hinab. Ich ging voran. Wir kamen oberhalb der Fehlpalp bei etwa 1800 Meter an den oberen Rand eines steilen Schneekouloirs, das schief zwischen zwei, im Siegfried-Atlas Blatt 240 deutlich gezeichneten, Felsköpfen steil hinab sich zog. Die anderen zauderten, ich fuhr sofort stehend hinab. Es ging sehr schnell. Der Luftzug wollte mir den Hut abnehmen. Anstatt ihn fahren zu lassen, beging ich den Fehler, ihn noch rasch halten zu wollen. Diese Bewegung brachte mich zu Fall. Nun vermochte ich meinen Sturz nicht mehr zu regieren. Ich trieb mit Windeseile an den linksseitigen Felskopf, prallte am Felsbord hinauf, fuhr dann auf dem Rücken, mit dem Kopf nach unten, über den Fels und flog schliesslich noch etwa 20 Meter frei durch die Luft, bis ich auf der Schneekante unter der Wand liegen blieb.

Sofort wie ich stürzte, sah ich ein, dass ich nun an den Fels geworfen werden müsse, und erwartete den Anprall. Ich grub mit den gekrallten Fingern in den Schnee, um zu bremsen, und riss mir dadurch alle Fingerspitzen blutig, ohne Schmerz zu empfinden. Ich hörte genau das Anschlagen meines Kopfes und Rückens an jeder Ecke des Felsens, ich hörte den dumpfen Schlag, als ich unten auffiel. Schmerzen aber empfand ich erst etwa nach einer Stunde. Was ich in fünf bis zehn Sekunden gedacht und gefühlt habe, lässt sich in zehnmal mehr Minuten nicht erzählen: Alle Gedanken und Vorstellungen waren zusammenhängend, keineswegs traumhaft verwischt. Zunächst sah ich die Möglichkeiten meines Schicksals. Ich sagte mir: Bin ich unten nicht tot und nicht bewusstlos, so muss ich sofort nach dem kleinen Fläschchen Essigäther greifen, das ich beim Weggehen auf dem Säntis nicht mehr in der Tornisterapotheke geborgen, sondern nur in die Westentasche gesteckt habe und davon einige Tropfen auf die Zunge

nehmen. Den Stock will ich nicht gehen lassen, vielleicht kann er mir noch nützen. Ich behielt ihn denn auch fest in der Hand. Ich dachte daran, die Brille wegzunehmen und fortzuwerfen, damit mir nicht etwa ihre Splitter die Augen verletzten, allein ich wurde derart geworfen und geschleudert, dass ich der Bewegung meiner Hände hierfür nicht mehr mächtig werden konnte. Eine andere Gedanken- und Vorstellungsgruppe betraf die Folgen meines Sturzes für die Hinterbleibenden. Ich sagte mir, dass ich, unten angekommen, gleichgültig, ob ich schwer verletzt sei oder nicht, jedenfalls, wenn immer möglich, sofort aus Leibeskräften rufen müsse: „Es hat mir garnichts gethan!“, damit meine Begleiter, darunter mein Bruder und drei Freunde, aus dem Schrecken sich soweit aufraffen könnten, um überhaupt den ziemlich schwierigen Aufstieg zu mir herab zustande zu bringen. Ich dachte daran, dass ich nun meine auf fünf Tage später angekündigte Antrittsvorlesung als Privatdozent jedenfalls nicht halten könne. Ich übersah, wie die Nachricht meines Todes bei den Meinigen eintraf, und tröstete sie in Gedanken. Dann sah ich, wie auf einer Bühne aus einiger Entfernung, mein ganzes vergangenes Leben in zahlreichen Bildern sich abspielen. Mehr und mehr umgab mich ein herrlich blauer Himmel mit rosigen und besonders mit zart violetten Wölklein — ich schwebe peinlos und sanft in denselben hinaus, während ich sah, dass ich nun frei durch die Luft flog, und dass unter mir noch ein Schneefeld folgte. Objektives Beobachten, Denken und subjektives Fühlen gingen gleichzeitig nebeneinander vor sich. Dann hörte ich mein dumpfes Aufschlagen, und mein Sturz war zu Ende. In dem Momente war mir, als husche ein schwarzer Gegenstand vor meinen Augen vorüber, und ich rief aus Leibeskräften drei- bis viermal nacheinander: „Es hat mir nichts gethan!“ Ich nahm von dem Essigäther, ich griff nach der Brille, die unversehrt vor mir im Schnee lag, ich betastete meinen Rücken und meine Glieder, um zu konstatieren, dass ich keine Knochen gebrochen.

Da sah ich meine Begleiter langsam, Tritt um Tritt hauend, im Schneekouloir schon ganz nahe bei mir hinter dem Felskopf, über den ich hinausgeflogen war, erscheinen. Ich konnte nicht begreifen, dass sie schon soweit wären. Sie sagten aber, ich hätte wohl eine halbe Stunde keine Antwort gerufen. Hieraus ersah ich, dass ich beim Aufschlagen das Bewusstsein verloren hatte. Damit war aus jeder Sinnes- und jeder Gefühls- und Gedankenthätigkeit

eine halbe Stunde herausgeschnitten. Der schwarze Gegenstand war das Verschwinden des Bewusstseins, das offenbar für das Auge einen Bruchteil einer Sekunde später sich einstellte als für das empfindende Gehirn. Und ohne den Unterbruch zu bemerken, hatten die Gedanken und Thätigkeiten nachher genau da sich fortgesetzt, wo sie vorher unterbrochen worden waren. Dazwischen war ein absolutes subjektives Nichts. Die schönen, himmlischen Vorstellungen aber empfand ich nur, so lange ich noch durch die Luft flog und sehen und denken konnte. Mit der Bewusstlosigkeit beim Aufschlagen waren auch sie plötzlich weggewischt und setzten nachher nicht mehr fort. Noch konnte ich gehen, nachdem mich mein Freund, Andreas Anton Dörig, auf die Beine gestellt hatte. Die Quetschungsschmerzen im Rücken und die Kopfschmerzen entrißen mir zwar manchen Schrei, bis ich, in Eisumschläge gewickelt, auf der Meglisalp lag. Meine Antrittsvorlesung habe ich dennoch zur vorher festgesetzten Zeit gehalten“.

„Ganz gewiss ist es für das subjektive Momentgefühl und für die Erinnerung unvergleichlich peinlicher, einen anderen stürzen zu sehen, als selbst zu stürzen. Dies bezeugen zahllose Erzählungen. Oft sind die Zuschauer bis zur Unfähigkeit schrecklahm und zittern an Leib und Seele oder nehmen sogar dauernden Schaden durch den Schreck, während der Abgestürzte, wenn er nicht schwer verletzt ist, ganz über Schreck und Pein hinweggekommen ist. Als spätere Reaktion folgt dann freilich bald heftiger Kopfschmerz. Ich habe schon mehrmals andere abstürzen sehen — zwar ohne tödlichen Ausgang. Aber diese Erinnerungen bleiben doch stets schaurig. Ich muss sogar bezeugen, dass mich die Erinnerung an den Absturz einer Kuh noch oft peinlich verfolgt, während meine eigenen Unglücksfälle nur in angenehmer Verklärung in mein Gedächtnis eingeschrieben sind — ohne Schmerz, ebenso, wie sie tatsächlich empfunden worden sind. Selbst ein unangenehmes Nervenkitzeln, wie auf hochschwingender Schaukel, kommt beim Absturz mit Todesgefahr nicht vor.“

Nachdem Professor Heim seinen Vortrag gehalten, erhielt er aus Ungarn, Böhmen, Deutschland, England eine ganze Anzahl von Zuschriften von Verunglückten, welche seine gewonnenen Resultate bestätigen: Klares, sehr rasches Denken, ohne Schreck und Schmerz. Entsetzlich wird der Tod durch Absturz nur dann, wenn er nicht rasch erfolgt, wenn der Abgestürzte aus der Bewusstlosigkeit wieder er-

erwacht und dann Stunden, Tage oder gar Wochen lang leidet, bis er langsam stirbt.

„Der Tod durch Absturz ist subjektiv ein schöner Tod. Ohne vorangegangene Krankheit erfolgt er bei klarem Bewusstsein, bei gesteigerter Sinnes- und Gedankenthätigkeit und ohne Angst. Unsere im Gebirge abgestürzten Freunde, die von der Jungfrau gestürzten Brüder Wettstein, haben im letzten Moment ihre eigene Vergangenheit in Verklärung geschaut. Sie haben der Ihrigen noch liebend gedacht, sie waren schon erhaben über körperliche Schmerzen, reine, grosse Gedanken, himmlische Musik, das Gefühl des Friedens und der Versöhnung beherrschte sie, sie fielen in einen blauen, rosigen, herrlichen Himmel hinein so sanft, so weich, so selig, und dann war plötzlich alles still. Die Bewusstlosigkeit tritt plötzlich ein, ohne Qual, sie selbst enthält keine Qualen, und in diesem Zustande sind eine Sekunde und ein Jahrtausend genau gleich lang und gleich kurz; sie sind ein Nichts für uns. Der Tod kann für den Bewusstlosen keine Veränderung mehr bedingen, die absolute Ruhe, das schmerzlose Ausgelöschtsein bleiben unverändert. Für die Hinterbliebenen sind solche Todesfälle entsetzlich und hart. Als ich aber einst einer Mutter, deren zwei vortreffliche Söhne totgestürzt waren, meine Ueberzeugung und meine Beobachtungen dieser Art mittheilte, da war ihr das doch ein Trost —, sie wusste jetzt, der Tod war für die Abgestürzten ein schöner Tod! Versöhnung und seliger Friede war die letzte Empfindung, mit der sie von der Welt Abschied nahmen und gewissermaassen in ihren Himmel hineinfliegen. Legen wir, liebe Klubgenossen, im Geiste einen Kranz auf die Gräber der Abgestürzten!“

Ganz abgesehen hiervon, wissen wir alle, dass uns schon unter gewissen irdischen Verhältnissen oftmals eine Minute zu einer Ewigkeit werden kann, geschweige, wenn beim Scheiden von Leib und Seele die Reue mit der vollen Schwere vor die Seele tritt, mit der ganzen Wucht der erkannten Wahrheit ohne imstande zu sein, das Geschehene büssen zu können. Da bedarf es keiner Hölle der Theologen; auch ohne eine solche sehen wir hier einen Zustand der Seele, der nicht weniger schrecklich ist als derjenige, welcher uns in jener Hölle dargestellt ist, nur dass jene Hölle ein philosophisches Unding ist, während dieser Zustand der einzig mögliche und denkbare ist, wenn, wie nicht oft genug hervorgehoben werden kann, nicht angenommen werden soll, dass gerade der ver-

stockteste und reueloseste Mensch, sobald er es nur versteht, sich dem irdischen Richter zu entziehen, thatsächlich der glücklichste Mensch der Welt ist. Sollte nicht die Parole: „Es giebt keinen Gott, die Welt ist ursachlos und zwecklos“! hauptsächlich das Anwachsen der Sozialdemokratie und des Anarchismus hervorgerufen haben?

Andererseits kann die Empfindung des guten Menschen in jenem Zustand nur als höchstes Entzücken gedacht werden, und wenn auch jeder, selbst der beste Mensch immerhin dunkle Punkte in seinem Leben aufzuweisen hat — denn Schuld ist unser aller Los, — so wird doch hiervon schon während seines Lebens durch Reue und Busse vieles gesühnt und ungeschehen gemacht sein, so dass nichts bleibt, was ihn peinigen und quälen könnte.

Wir sehen übrigens einen Teil dieser hier geschilderten Zustände bei den Menschen bereits vor ihrem Tode, und wieviele bisher unbeugsame Sünder möchten gern noch in der letzten Lebensstunde diese oder jene That sühnen; wieviele Verbrecher gestehen Schandthaten ein, die bis dahin unentdeckt geblieben waren, Verbrechen, für die möglicherweise ein anderer durch Verkettung von Umständen unschuldig büssen, vielleicht sogar sein Leben lassen musste.

Ebenso sehen wir den guten Menschen, ganz gleichgültig, welches Glaubens er gewesen, mit Ruhe und Ergebenheit dem Tode ins Auge blicken, und wir können mit Sicherheit schliessen, dass wir am Sterbenden zu erkennen vermögen, wie er gelebt hat, und was er als Mensch gewesen.

Recht bedauerlich ist es, dass unsere Theologen meist noch so erschrecklich unduldsam gegen wissenschaftlich überzeugte Atheisten sind, indem sie den Bibelglauben von ihnen dadurch zu erzwingen suchen, dass sie sie glauben machen, angesichts des Todes, wenn es zu spät sei, würden sie sich gern bekehren wollen; dann würden sie auch an die Höllenstrafen glauben und in Verzweiflung den Geist aufgeben. Es giebt für Theologen dieser Art, die die offenbarte Wahrheit zu besitzen wähnen, — einige glauben es vielleicht sogar offen und ehrlich — nur ein Wort, und das lautet — traurig! Der Mensch, dessen Zustand es ihm gestattet, bis zum letzten Atemzuge bei klarem Denken zu bleiben, wird sich wahrhaftig, wenn ihn sonst aus seinem Leben nichts beunruhigt, durch diese Drohung der Theologen nicht schrecken lassen, und sie einfach damit zurück-

weisen, dass er ihnen entgegnet: „Euer offener Gott lenkt ja Herz und Geist, und wenn er diese bei euch und mir verschieden gelenkt, so muss es doch sein Wille gewesen sein, denn er hatte es ja in der Hand, sich mir ebenso zweifellos zu offenbaren wie angeblich euch!“ Jene Drohung also wird und kann keinen Freigeist und keinen wissenschaftlich überzeugten Atheisten schrecken oder auch nur eine Sekunde lang beunruhigen. Etwas anderes ist es, wenn der in Auflösung begriffene Körper auch den Geist zu umnachten beginnt. In solchem Zustande kann wohl auch ein sonst klarer Denker, von der Unduldsamkeit der Theologen gefoltert, bekennen, er habe geirrt und sehe nun mit Schrecken den Höllenstrafen entgegen; ja, ein Forscher widerruft vielleicht in einer Minute, was er in zwei Menschenaltern erforscht, und diese sind es dann, auf welche die Theologen mit besonderem Stolze blicken und jene als abschreckende Beispiele der Nachwelt überliefern; nur vergessen sie das Eine, dass der Forscher seiner Zeit ein klarer, bedeutender Kopf war, und dass der, der widerrufen, kranken, umnachteten Geistes war. Ist es denn für die Theologie gar so schwer, daran festzuhalten, dass kein Forscher und kein von einem solchen Ueberzeugter etwa nur deshalb Atheist ist, um Gott zu verhöhnen, sondern dass nur strenge und ernste Forschung zu jener philosophischen Ansicht geführt hat? Allerdings wird umgekehrt auch wohl niemand, der durch eigenes Denken und Forschen zu dem Resultat gelangt ist, dass eine atheistische Weltanschauung unhaltbar ist, nur einen Augenblick zögern, dies offen zu bekennen. Die Theologie ist merkwürdigerweise dann sehr schnell bei der Hand, in solchem Falle von einem „bekehrten, reuigen Sünder“ zu sprechen, vergisst aber auch hier wieder, dass, wo es sich um Forschung und selbstständiges Denken handelt, von Reue absolut keine Rede sein kann, sonst müsste man genau dieselbe Reue empfinden, wenn man einen Gegenstand für grün gehalten hat und hernach bekennen muss, dass er, genau besehen, doch blau sei. Niemand wird also in seiner Todesstunde, solange ihm klar zu denken vergönnt ist, über seine philosophische Richtung Reue empfinden; empfindet er aber solche, so ist das weiter nichts, als ein sicherer Beweis, dass sein Geist ebenso erkrankt ist, wie sein Körper und dass dieser Geist erst nach dem völligen Absterben des Körpers wieder seine ganze Freiheit erlangen wird.

Zu bedauern ist der Philosoph atheistischer Richtung, der nur aus Furcht vor einstigen Gewissensbissen nach Gründen sucht, diese Richtung verlassen zu können und nach dem Rezept „man glaubt gar zu gern das, von dem man wünscht, dass es wahr wäre“, wird er auch bald die nötigen Gründe gefunden haben. Wert hat nur die Erkenntnis des Irrtums, Wert haben sich aufdrängende, zwingende Gründe. So nötigt uns ein solcher zwingender Grund die Erkenntnis Gottes auf, der — entgegen dem Ausspruch Kants über Zeit und Raum, die er als ideal erklärt, als nur in unserer Vorstellung — nach allem was wir positiv wissen, keineswegs nur ideal, nur in unserer Vorstellung, sondern durchaus real ist, und mit Notwendigkeit existieren muss.

Den vorher geschilderten Uebergang vom Leben zum Tode müssen wir uns genau in derselben Weise auch bei den Geisteskranken vorstellen; das heisst also, dass ein solcher Mensch für eine kürzere oder längere Zeit nach jenem Moment, in welchem wir den Körper bereits für tot erklärt haben, noch nicht tot, sondern noch zu denken imstande ist und die Natur seines Leidens klar zu empfinden, selbstverständlich — selbst wenn er im Leben infolge seines Leidens Unheil angerichtet haben sollte — ohne jede Reue oder Seelenpein, da er gleichzeitig erkannt, dass jenes Unheil nur nach irdischen Begriffen ein solches war, in Wahrheit aber niemandem zum Schaden gereicht hat.

Ganz in gleicher Weise müssen wir uns den Uebergang vom Leben zum Tode bei dem Kinde vorstellen. Danach kann bei ganz jungen und noch nicht denkfähigen Kindern von einer Seligkeit, von einem Erkennen der Wahrheit keine Rede sein. Das Gleiche müssen wir annehmen von den Kindern, die, wenngleich etwas weiter vorgeschritten, doch erst im Besitz desjenigen Denkens sind, das durch den Körper bedingt wird. Sie sind in diesem Zustande doch nichts weiter als „kleine, süsse Verbrecher.“ Erst da, wo das Kind imstande ist, das Böse vom Guten zu unterscheiden, wenn auch das Denken jene Höhe noch nicht erreicht hat, die den Menschen zum Menschen macht, erst da kann beim Kinde während jener Uebergangsperiode ein Erkennen der Wahrheit eintreten und eine damit verbundene Reue über das etwa vollführte Böse, die indessen verschieden schwer sein wird, je nach der dabei vorhanden gewesenen Absicht und dem vorhanden gewesenen Bewusstsein.

Diese Form der Seligkeit und des Erkennens der Wahrheit scheint jedenfalls, wenn einmal eine Fortexistenz des Geistes nicht zurückgewiesen werden kann, durchaus möglich und in Harmonie mit dem Denken des Menschen. Wenigstens haben wir eine Lösung jener Frage versucht, von der Uhthoff sagt: „Ueber die Fortexistenz des Geistes der Irren und der Kinder vermögen wir uns keine Vorstellung zu machen“, — vom Tiere aber giebt er sie merkwürdigerweise zu.

Wir sprachen bis jetzt vom Untergange des Körpers und von den dabei in Mitleidenschaft gezogenen geistigen Kräften, soweit solche vom Körper abhängig gewesen, — der *ψυχή* — und gedachten des *νοῦς* nur insofern, als gleichzeitig während der Trennung der Seele vom Körper die Reue über das im Leben vollführte Böse zweifellos eintreten, und dass, hiermit Hand in Hand gehend, ein Erkennen der Wahrheit stattfinden wird, denn Reue über erkanntes Böse ist nur denkbar bei gleichzeitigem Erkennen des Guten in seiner höchsten Vollkommenheit, sowie der damit engverknüpften absoluten Wahrheit.

Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir diese absolute Wahrheit für gleichbedeutend halten mit dem von Descartes oft erwähnten „grossen Lichte“, ein Begriff, den er nie recht klar gestellt hat.

Halten wir nun fest: Die Lebenskraft des Körpers ist allmählich erloschen und mit ihr dasjenige Denken, welches wir mit *ψυχή* bezeichneten. Es ist daher gleichgültig, ob die Zeit zwischen dem vermeintlichen und endgültigen Tode einige Stunden, einen Tag oder länger gedauert hat; alsdann aber wird das Denken, was nicht durch die Bedürfnisse des Körpers bedingt wird, der *νοῦς* zurückbleiben, und wir wollen nun untersuchen, worin dieses Denken besteht.

Von dem Denken, das durch den Körper bedingt war, kann nach der Vernichtung des Körpers selbstverständlich nichts mehr zurückgeblieben sein; kein Schmerz, kein Leid, aber auch kein Lustgefühl, keine Tugenden, keine Untugenden, kein Hass, kein Mitleid, keine Sorge, keine Befriedigung, keine Furcht, keine Hoffnung, kurz, keine Empfindung, die uns als irdisches Wesen gequält oder erfreut, somit also auch keine Erinnerung irgend welcher Art an unser Erdenleben. Woraus besteht nun der *νοῦς*, der uns in den Stand gesetzt hat, das Böse zu bereuen und uns am Guten

zu erfreuen, und der nur als ewig lebend begriffen werden kann? Es ist dies — ausser der Liebe zur Wahrheit, zur Erkenntnis — was uns im Leben bereits Gott ähnlich macht — die absolute reine Liebe — als die letzte Konsequenz, die, wir wiederholen — Quintessenz unseres irdischen Denkens! Freilich ist unter dieser Liebe nicht jener irdische Sinnenrausch zu verstehen, den die Menschen in einer gewissen Periode ihres Lebens, im Durchschnitt etwa von 20—50 Jahren, gern befriedigen und auch ihrer Natur nach befriedigen müssen; denn die Befriedigung jenes Bedürfnisses ist genau ebenso notwendig, wie die des Hungers und Durstes, und ebensowenig, wie man die Befriedigung letzterer Bedürfnisse weder als ästhetisch noch als unästhetisch bezeichnen darf, ebensowenig darf man das erstere Bedürfnis so bezeichnen; sie sind eben alle zusammen ausschliesslich notwendig — es sind Naturtriebe, die auch jedem Tiere eigen.

Gemeint ist hier also jene weltumfassende, unendliche Liebe, für die schon unser irdischer Begriff keine Grenze, kein Ende und kein Grab kennt, und welche die indische Geschichte so schön verkörpert in der Liebe des — Thron und Vaterland verlassenden — Prinzen Gautama — Siddhárta (Buddha), welche die Bibel so entzückend schildert in der Liebe Christi zur Menschheit sowohl, wie in der Mutterliebe der Maria zu Christus. Deshalb bleibt es auch unverständlich und zeigt eine merkwürdige Auffassung der höchsten Liebe, wenn Julius Brand in „Venus Astaroth“, den Tod der Venus besingend, sagt:

„Zu wem wird jetzt verlassene Liebe beten?
Zum Christengott, der nie ein Weib geliebt?
Und zu Maria, die die Liebe nie gekannt,
Zur kalten Jungfrau Mutter?“

Es giebt keine schönere Legende als jene Darstellung, nach der die höchste Liebe als nicht von dieser Welt gedacht werden darf, nach der der Ursprung der höchsten und reinsten Liebe nicht in einem Sinnenrausche wurzeln kann, so dass nur eine reine Jungfrau einen Christus gebären konnte, und diese höchste Vollkommenheit der Liebe, die wir hier nur in der Legende sehen, ist es, die als Letztes aber auch Höchstes zurückbleibt vom Menschengeste, nicht angewandt auf eine oder einige bestimmte Personen, die man im Leben geliebt hat, denn die Personen sind vergangen oder werden doch vergehen — jedenfalls sind sie endlich; unendlich,

unvergänglich aber bleibt die Liebe zur Wahrheit, zum All, zu Gott, die uns nunmehr auch Gott gleich macht, die uns angesichts der Wahrheit, erkennend Weltursache und Weltzweck, mit Selbstbewusstsein ausgestattet, jenes Entzücken empfinden lassen wird, wie es Gott selbst angesichts seiner Schöpfung von Ewigkeit zu Ewigkeit nur empfinden kann!

Wir sagten früher, es sei zweifellos ein für das gesamte All geltendes Naturgesetz, dass Kraft und Stoff nicht getrennt zu denken seien. Wie haben wir uns nun unsern Geist dermaleinst als Gott gleich vorzustellen? Gott selbst, dessen Körper die Welt ist, kann, wie bereits hervorgehoben, mathematisch nicht bewiesen werden; denn die Mathematik rechnet mit Zeit und Raum als mit endlichen Begriffen. Wäre Gott also mit Hülfe der Mathematik zu beweisen, so wäre er folgerichtig ein endliches Wesen, also nicht der ewige Gott mehr! Es gehört demnach unbedingt zur göttlichen Eigenschaft, dass Gott mathematisch nicht bewiesen werden kann! Wir haben ihn uns lediglich durch Induktion aus den Naturgesetzen mit Notwendigkeit konstruiert. Genau ebenso verhält es sich mit der Fortdauer unseres Geistes. Mit endlichem Verstande können wir eine unendliche Fortexistenz nicht begreifen, und, wie für Gott, ist es in gleicher Weise für die Fortexistenz der Seele notwendig, diese mathematisch nicht begreifen zu können; denn könnten wir sie mathematisch, also durch eine endliche Wissenschaft beweisen, so könnte die Seligkeit keine unendliche sein; allein an der Hand der empirischen Wissenschaften haben wir schrittweise durch Induktion nachgewiesen, dass es nur so und nicht anders sein kann. Bedarf man durchaus einer Vorstellung von unserem Geist nach der Auflösung des Körpers, so möge man sich ihn doch vorstellen in der Art eines magnetischen Fluidums oder eines Lichtes, einer Flamme; doch halten wir diese Frage für durchaus unwesentlich, ja, gleichgültig, denn wie uns jeder Begriff für das Wirken und Sein Gottes, dessen Dasein wir als erwiesen erachten, fehlt, so muss uns auch jeder Begriff für das Wirken und Sein eines vom menschlichen Körper losgetrennten Geistes fehlen. Jedenfalls wird aber jene geistige Kraft nicht ein Nichts, eine Leere, sondern ebenso mit dem Stoffe verbunden sein, wie jede Kraft in der Welt, wie Gott selbst, weil überhaupt keine Kraft ohne Stoff und kein Stoff ohne Kraft.

(Auch das Licht ist ja allerdings an sich kein Stoff, doch aber eine Bewegung des Stoffes).

Wir haben ferner nachgewiesen, dass die Fortdauer dieses Geistes schlechterdings nicht hinweggedacht werden kann, ohne gleichzeitig auch Gott selbst fallen lassen zu müssen und den Atheisten voll und ganz zuzustimmen. Eines ist ohne das Andere nicht zu denken.

Man mache uns doch nicht den Vorwurf des Mystizismus; das ist ja leicht und billig; will man aber die hier niedergelegten Ausführungen als mystisch und idealistisch bekämpfen, so dürfte es mit einem überlegenen Lächeln doch wohl nicht abgemacht sein, sondern man möge dann den ganzen schrittweisen Aufbau, wo es geht, widerlegen.

Es erscheint hier alles so durchaus im Rahmen der Naturgesetze, in Harmonie mit dem Weltganzen, dass derjenige, der Weltursache und Weltzweck anerkannt — und er kann beides nach reiflicher Ueberlegung und gewissenhafter Prüfung, nach Erkennen der Naturgesetze, nach Erkennen der Ewigkeit und Unendlichkeit von Raum, Zeit, Stoff und Bewegung unmöglich leugnen wollen — auch die weiteren Schlussfolgerungen, Induktionen und Deduktionen wird anerkennen müssen, und mit dem Moment, in welchem nur ein einziger Baustein aus diesem Gebäude entfernt wird, müsste das ganze Gebäude zusammenstürzen. Darum will es uns viel logischer erscheinen, Weltursache und Weltzweck, damit dann aber auch Gott, Geist und Unsterblichkeit des Geistes zu leugnen, als ersteres anzuerkennen und — in der Folgerung bei einem beliebigen Punkte stehen zu bleiben und, wie z. B. die weiter oben erwähnten von Kirchmann und Th. Ziegeler, die Fortexistenz des Geistes zu leugnen, ja nicht nur das, sondern auch kühn zu behaupten, kein verständiger Mensch könne derartiges — eine Fortexistenz des Geistes, eine Seligkeit — annehmen.

In Bezug auf dieses Thema ist ein Brief des Feldmarschalls Grafen Moltke an seinen Neffen, d. d. 12. August 1890, von grossem Interesse, und wollen wir nicht unterlassen, denselben zum Teil hier wiederzugeben. Moltke schreibt in Bezug auf das ihm zugesandte Buch des englischen, theologischen Schriftstellers Drummond „das Beste in der Welt“, wie folgt: — — — — „Nach seiner Theorie kann der Moslem und der Heide ebensogut selig werden wie der Christ, und das glaube ich auch. Nach Luther

kann nur der Glaube selig machen. Ihm war die Epistel Jacobi eine „stroherne“, weil dieser fragt: „Kann auch der Glaube — ohne die Werke — selig machen?“ Aber Luther schrieb vor allem gegen die rein äusserlichen Werke des Katholizismus, Messe und so weiter.

Drummond legt nur Wert auf die Werke der Liebe. Er geht dabei sehr weit, indem er ein Ideal aufstellt, welches im praktischen Leben nie erreicht werden wird! Nach ihm sollen wir selbst auf unser Recht verzichten zu Gunsten unserer Mitmenschen.

Das ist der Kommunismus mit dem der Begriff des Eigentums und damit die ganze bisherige sittliche Weltordnung aufhört.

Drummond statuiert nur die Liebe zu Gott, zu einem uns völlig unbekannten und unfassbaren Wesen, der uns Gutes, aber auch ebensoviel Schlimmes zuweist. Jedoch giebt er zu, dass sich diese Liebe in der Liebe zu unseren Mitmenschen bethätigt. Und die Liebe zu Denen, die vor uns hinschieden, wie zu denen, die wir hinterlassen, ist wohl sicher das Bleibende.

Aber er nimmt in die künftige Existenz nur das Gemüt des Menschen hinüber, nicht den Intellekt. Die Fähigkeit, Gottes Werke zu begreifen, die Millionen von Welten, die sich nach festen Regeln umkreisen, zu schauen, ja, diese Welten selbst sind ihm nichts. Wonach die grössten und besten Menschen ihr lebenslang gerungen, Erkenntnis und Wahrheit, Wissenschaft und Kunst, das alles ist vorbei, der göttliche Funke „Vernunft“ erlischt mit dem Tode, darin kann ich ihm nicht folgen. Der Aufsatz ist so reich an Gedanken, dass man ein Buch darüber schreiben könnte.

Darum genug.“

Wir sind hiermit am Ende unseres Themas angelangt, glauben indessen gut zu thun, noch einmal kurz den Inhalt unserer Darlegung zu rekapitulieren.

Die unfassbare Ewigkeit und Unendlichkeit von Zeit und Raum, das ebenso unfassbare Wirken der Naturkräfte setzen eine höchste Intelligenz, eine höchste, absolut vollkommene Vernunft, die wir Gott nennen, voraus. Ein mathematischer Beweis hierfür ist unmöglich, da Unendliches nicht mit endlichem Verstande gefasst und nicht durch eine Wissenschaft, die hauptsächlich auf Begrenzung von Zeit und Raum basiert, bewiesen werden kann. Gott, als vollkommenstes Wesen, kann niemals etwas Unvollkommenes schaffen. Die mit Gott gleichzeitig ewig vorhandene, weil den Körper Gottes bildende Materie, organische wie

unorganische, kann nie in Ruhe, ebenso wie Gott selbst nie ohne Thätigkeit gedacht werden, da ein sich seiner Vollkommenheit bewusstes und in Unthätigkeit verharrendes Wesen zwecklos, also wieder nicht mehr vollkommen sein würde. Somit müssen auch die Naturgesetze ewig, unendlich, unabänderlich und gleichwertig sein. Gleichwertig deshalb, weil in dem Moment, in welchem nur das Unbedeutendste aus dem Rahmen der gesamten Gesetzgebung heraustreten würde, in welchem auch nur ein Atom grundlos und ursachlos verrückt werden würde, sich das ganze Weltgebäude auflösen müsste. Nach menschlichen Begriffen erscheinen die Naturgesetze allerdings von verschiedenem Werte. So halten wir das durch Darwin begründete Gesetz: — Alles strebt der Vollkommenheit zu — für eines der wichtigsten, weil es uns Menschen den Beweis dafür erbringt, dass wir selbst aus der Unvollkommenheit hervorgegangen sein müssen, also nicht durch einen besonderen Schöpfungsakt geschaffen sein können. Sind wir aber aus einem niedrigeren Organismus, und jeder niedrigere Organismus aus einem noch niedrigeren hervorgegangen, so müssen wir unbedingt ursprünglich einem einzelligen Organismus, einem organischen Urstoffe entstammen. Da unsere Erde eine zeitliche ist, so muss auch das Aufsteigen der Organismen und Lebewesen von einer Urform aus ein zeitliches sein. Bis zu jener Zeit kann sich indessen Gott, der ewig ist, nicht unthätig und in Ruhe verhalten haben. Ein ruhender, unthätiger Gott ist nicht zu denken, weil er in diesem Falle wieder nicht Gott wäre; er kann demnach nur ein ewig schaffender Gott sein, schaffend durch die Wirkung seiner völlig und absolut vollkommenen, nie einer Abänderung, einer Verbesserung oder Ergänzung bedürftenden Naturgesetze. Es müssen somit Entwicklungen wie die geschilderten bereits vorher auf anderen Weltkörpern oder auf Planeten anderer Sonnen stattgefunden haben. Somit muss der Mensch als solcher, der Ewigkeit Gottes und seinem ewigen Wirken entsprechend, ebenfalls seit Ewigkeit existieren, wenn auch keineswegs nur in der uns vor Augen schwebenden, sondern teilweise vielleicht in bedeutend vollkommenerer Gestalt und vollkommeneren Geistes.

Ein weiteres Naturgesetz besagt, dass alles, was ist, sein Sein einer Ursache verdanken muss, dass es nichts Ursachloses giebt. Ursache der Weltbildung und Weltordnung kann nur die sein, dass eine höchste Intelligenz, eine reine Vernunft, das vollkommen Gute

nicht in Ruhe und Unthätigkeit gedacht werden kann. Somit musste Gott jenes Naturgesetz geben, das Welten und Geschöpfe sich entwickeln liess, um alsdann ringsum im All Liebe zu verbreiten, zu verbreiten den Durst nach Wahrheit und Erkenntnis, die nicht und niemals einigen wenigen Begnadeten geworden ist, sondern die allen Menschen zu teil wird, aber nur durch Ringen und Kämpfen, Mühen und Sorgen, durch Freude und Schmerz, Wonne und Pein, mit einem Worte, im Kampfe ums Dasein, durch Entwicklung von der Amöbe bis zum Menschen.

Vollkommene Welten sind undenkbar, da bei erreichter Gottähnlichkeit die Menschen eben keine Menschen, d. h. keine irdischen Geschöpfe mehr wären, somit also ein Erdendasein mit Aufhören jedes Kampfes ums Dasein — also ohne Arbeit — ein wirklich und wahrhaft zweckloses sein würde, während gerade der Kampf ums Dasein, die Arbeit, unbedingt notwendig ist, um der Vollkommenheit entgegenzugehen. Somit beruht die höchste auf Erden erreichbare Glückseligkeit auf der Arbeit, der Freiheit — soweit keiner der Mitmenschen dadurch beschränkt wird — und endlich auf der Liebe zu Gott, zu sich und den Mitmenschen.

Ein anderes Naturgesetz ist, dass alles, was ist und was geschieht, zweckmässig ist, sowie, dass es auf Erden nichts absolut Gutes und nichts absolut Schlechtes giebt. Doch ist der Begriff der Zweckmässigkeit zu beziehen auf die Gesamtheit und auf das Streben zum Vollkommenen, dem sich das Einzelindividuum durchaus unterzuordnen hat, so sehr auch dessen persönliche Interessen darunter leiden. Das Gute an sich existiert nicht rein in der Welt, ebensowenig wie das Böse an sich, so dass auch die schlechteste That stets nach irgend einer Seite hin etwas Gutes zur Folge, jede gute That aber auch irgendwo eine Schattenseite hat. Wäre das nicht so, sondern könnten wir überall das absolut Gute erkennen, so gäbe es keinen Streit in der Gesetzgebung; wir würden dann bald zu jener oben besprochenen, einstweilen unmöglichen Höhe gelangen, die gleichzeitig das Ende menschlicher Kreationen sein müsste!

Ein anderes Naturgesetz besagt: Kein Stoff ohne Kraft und keine Kraft ohne Stoff. Demnach ist auch der Geist Gottes an den Stoff gebunden, und somit kann nur die Welt der Körper Gottes sein. Mit der Entwicklung der Organismen hat sich auch die Entwicklung der, der organischen Materie von Ewigkeit her

innewohnenden Empfindung, die wir Leben nennen, vervollkommnet, und zwar zunächst bis zum Denken der vollkommensten Tiere, bez. der unvollkommensten Menschen. Für diese handelt es sich indessen nur um das Denken, soweit es durch die Bedürfnisse des Körpers bedingt ist. Erst bei den unvollkommensten Menschen, deren Aeusseres sich fast in nichts von dem der vollkommensten Tiere unterscheidet, überschreitet das Denken in seiner Entwicklung — mit der Entwicklung des Körpers Hand in Hand gehend — diese Grenze und wird zum Geist, der nunmehr, sich quantitativ und qualitativ vom Denken des Tieres unterscheidend, den Menschen zu dem macht, was er ist und ihm eine gewisse geistige Gottähnlichkeit verleiht, der in seinem weiteren, aber endlichen Vorwärtstreben nach höchster Seligkeit, nach der Erkenntnis des absolut Wahren und Guten, sowie nach der weltumfassenden Liebe beschränkt wird durch einen räumlich und zeitlich begrenzten Körper.

Bereits zu der Zeit, da der Körper vom Leben zum Tode überzugehen im Begriffe ist, löst sich auch allmählich der Geist von seinen Fesseln, erkennt während dieses Ueberganges, was er im Leben Böses oder Gutes gethan, und wird je nachdem mit Schrecken oder Wonne von seinem irdischen Dasein scheiden. Als dann, nachdem mit dem völlig vernichteten Körper auch alles durch den Körper bedingte Denken erloschen ist, kann nunmehr auch nur das Denken zurückbleiben, welches bisher wohl an den Körper gefesselt, allein nicht durch ihn bedingt war. Dieses absolut Geistige im Menschen, mathematisch ebenso unbeweisbar wie Gott selbst, aber doch mit Notwendigkeit aus dem Gegebenen abgeleitet, muss unsterblich und unteilbar sein, muss gewissermaassen aufgehend in Gott, ohne irdische Erinnerung und ohne irdische Schwäche, sich seiner selbst bewusst sein und, einem magnetischen Fluidum oder einer Flamme ähnlich, angesichts der Wahrheit und der Erkenntnis himmlisches Entzücken absoluter Liebe empfinden — Nirwana!

Leben, Geld und Gut.

Ueber den Wert des Lebens, sowie den Wert von Geld und Gut waren die Philosophen von jeher durchaus uneinig. Seneca sagt, niemand sei genötigt, in Not zu leben; man möge also das Leben, sobald es einem nicht gefällt, von sich werfen. Die neuere Philosophie, sowie auch die christliche Religion lehrt, auszuharren bis zum letzten Atemzuge, da wir kein Recht haben, uns das Leben zu nehmen. Dies ist selbstverständlich auch unser Standpunkt, der sich von selbst daraus ergibt, dass wir unser Dasein, einer Ursache verdankend, als notwendig und zweckmässig hinstellten. Antisthenes, ein Schüler des Sokrates, lehrt die Bedürfnislosigkeit als Tugendideal und ging selbst als Bettler einher. Dessen Schüler wieder, Diogenes, übertrifft sogar noch den Meister und wirft sein letztes Hausgerät, einen Trinkbecher, als überflüssig und entbehrlich fort. Aristipp erklärt wieder die Lust als letzten Lebenszweck und höchstes Gut, und neuere Philosophen sprechen nirgends mit Verachtung vom Besitz. Alle lehren wohl die Nichtigkeit von Geld und Gut und stellen es als Thorheit hin, bei deren Verlust zu trauern oder gar zu verzweifeln. Nun darf aber doch nicht vergessen werden, dass der Wunsch des Besitzes die Menschen zum Streben, zur Thatkraft, zur Arbeit anspornt und zur Sparsamkeit zwingt. Der Satz, dass Reichtum nicht glücklich macht, bedarf, als allgemein anerkannt, keines Beweises; im Irrtum ist aber Schiller, wenn er sagt: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht“, denn ohne dieses Gut — dessen Grösse wir einstweilen ganz dahingestellt sein lassen wollen — ohne Leben ist doch kein anderes Gut denkbar. Somit ist also das Leben das erste, notwendigste und jedes andere bedingende Gut!

Nun sehen wir aber, wie unendlich viele sich selbst in ihrer Gesundheit schaden, teils im Kampf ums Daseins, teils durch Leichtsinns, Wollust und üppigen Lebenswandel, teils durch Unverstand. Sie verkürzen sich also selbst das Leben. Andere wieder versinken durch Reichtum in Trägheit und Laster. Es wirft sich daher die Frage auf: Fügt uns derjenige Schaden zu, der uns das Leben nimmt oder uns bestiehlt?

Dass Leben und Reichtum nicht den Wert haben, den die Menschen gemeinhin diesen Dingen beilegen, ist um deshalb klar, weil sonst ein schreiender Widerspruch darin liegen würde, dass einerseits ein begüterter, aber durchaus lasterhafter Mensch ein träges und angenehmes, d. h. ihm in seiner moralischen Verkommenheit angenehm erscheinendes Leben führt, während andererseits ein braver rechtschaffener Mensch sich täglich von früh bis spät um Brot für sich und die Seinen abmüht. Schon dieser Widerspruch allein muss uns zu der Erkenntnis führen, dass Leben und Reichtum anders zu bewerten sind, als es gewöhnlich geschieht. Es wäre ja thöricht, etwa, wie es manche Philosophen gethan, gegen den Reichtum an sich als etwas Unlauteres zu eifern. Schon Seneca hat sich sehr energisch dagegen verwahrt. Reichtum ist in der Hand des Weisen eine ungeheure Macht, die unendlich viel Gutes stiften kann; in der Hand des Thoren und des Geizigen ist er, so paradox es auch scheint, ein wertloses Objekt. Wohlhabenheit verleiht eine ganz andere Schaffensfreudigkeit als Entbehrung. Der grössere Charakter bleibt allerdings der, welcher unter Entbehrungen Grosses schafft; wieviel mehr hätte uns aber zweifellos ein Schiller hinterlassen, wenn er nicht im Kampfe ums tägliche Brod gezwungen gewesen wäre, für Journale zu schreiben, ein Umstand, dem wir allerdings die „Geschichte des dreissigjährigen Krieges“ verdanken. Wieviel weniger dagegen hätten Humboldt, Goethe und besonders Darwin geleistet, wenn sie nicht wohlhabend gewesen wären! Es ist gewiss nicht zu verwerfen, wenn jemand durch Fleiss und Streb- samkeit seine Lage zu verbessern sucht; zu verwerfen ist nur, wenn man den Reichtum als das Höchste zu erstrebende hinstellt, sich zu seiner Erlangung unmoralischer Mittel bedient und gar — höchste Thorheit! — verächtlich auf den Minderbegüterten herab- blickt! Als das Erstrebenswerteste müssen immer angesehen werden Arbeit und Tugend, Wissen und Erkennen, Dinge, durch die wir nicht allein uns selbst, sondern auch unseren Mitmenschen nützen.

Dieser wahre innere Friede und die Glückseligkeit, die diese Dinge verleihen, kann durch keine Reichtümer der Welt aufgewogen werden, und nie wird ein denkender, nach Wahrheit ringender Mensch, der für das Schöne und Erhabene, für Kunst und Wissenschaft glüht, einem anderen — dessen Sinnen und Trachten nur nach Vermehrung seines Reichtums hinzielt, der nur seiner Genusssucht zu genügen strebt, jenen Dingen aber kalt und teilnahmslos gegenübersteht — sein vermeintliches Glück neiden, ja, er wird ihn, und mit Recht, aus tiefster Seele bedauern. Wer je einmal Gefallen gefunden an Kunst und Wissenschaft, wer je das beseligende Glück empfunden, wie solches das Denken, das Streben nach Wahrheit mit sich führt, der wird, vor die Wahl gestellt zwischen diesen Dingen und einem thaten- und gedankenlosen Reichtum, wohl keinen Augenblick in seiner Wahl zweifelhaft sein. Seneca sagt, wie schon früher angeführt: „Man nehme dem Weisen doch alles, was er besitzt — den gestirnten Himmel und seine Tugend kann ihm niemand nehmen; diese Dinge müssen ihm bleiben, und das ist auch völlig genug.“

Dass der Besitz von Geld und Gut nicht beglückt, ist sehr leicht zu beweisen: Der Nichts-Besitzende erklärt, schon durch den Besitz einer kleinen Summe glücklich werden zu können; hat er diese Summe erlangt, so erklärt er sehr bald, dass der zehnfache Betrag das Ideal seiner Wünsche wäre. Und so geht es fort ad infinitum: Das „Glück“ wird nie erreicht.

Soviel steht fest: Geld verleiht niemandem innere Zufriedenheit, und Fürst Bismarck fragte einst im Parlament: „Haben Sie schon einmal einen zufriedenen Millionär gesehen?“ Eine so wenig schöne Tugend die Unzufriedenheit ist, so ist sie doch andererseits notwendig zum weiteren Streben und weiterer angestrenzten Arbeit; und die Natur sorgt ganz von selbst dafür, dass nicht etwa durch irgend eine nationalökonomische Maassregel plötzliche Zufriedenheit der Besitzenden — die zur Zeit ein grosses Unglück für die Menschheit wäre — eintritt, denn es würde sich durch das Aufhören der Arbeit aller Vermögenden naturgemäss deren Vermögen sehr schnell infolge geringerer Produktion und — da der Verbrauch derselbe bleibt — enormer Preissteigerung aller Gegenstände wieder verringern. Andererseits sorgt sie aber auch dafür, dass sich Vermögen nicht bis ins Unbegrenzte vermehren, und es treten sowohl nach Kriegen, als auch nach Handelskrisen bedeutende Rückgänge

im Wohlstande ein, die, wie nach den Jahren 1813/15 in Deutschland, zu einer fast völligen und allgemeinen Verarmung führen können. Solche Vermögensrückgänge sind in letzter Zeit eingetreten nach dem dreissigjährigen, nach dem siebenjährigen Kriege, nach den Freiheitskriegen — wie oben erwähnt — dann nach den Handelskrisen Ende der vierziger Jahre und Mitte der siebziger Jahre unseres Jahrhunderts. So traurig dies auch für die davon Betroffenen erscheint, so ist es eben doch ganz notwendig zur Verhinderung einer Stagnation und einer Erlahmung der Energie. Dies erscheint wieder als Grund, dass ebensowenig wie an eine Nichtwiederkehr von Handelskrisen, auch auf lange Zeit hinaus an ein Aufhören der Kriege nicht zu denken sein kann; denn einstweilen liegt uns jene hohe moralische Stufe noch sehr fern, auf der die Menschheit die Arbeit um ihrer selbst willen liebt und übt, auch ohne durch Entlohnung ihre Lage zu verbessern.

Angeblich sollen Krisen, wie die geschilderten, sich im Durchschnitt in Zeiträumen von dreissig Jahren wiederholen, wonach der Ausblick in die nächste Zukunft gerade kein sehr tröstlicher sein würde, denn mit Ende des Jahrhunderts wäre etwa die Zeit einer neuen Krisis gegeben, die höchst wahrscheinlich durch Krieg hervorgerufen werden wird, und dieser Krieg wird in den einzelnen Ländern, so wie es sich nach Lage der heutigen Verhältnisse beurteilen lässt, nicht allein mit äusseren Feinden, sondern auch ausserdem noch mit den viel gefährlicheren inneren, der Sozialdemokratie, dem Nihilismus und Anarchismus geführt und dadurch um so mörderischer werden, zumal im letzteren Falle jeder Pardon unmöglich ist. Die Gesellschaft hat die Pflicht, im Kampf um die Selbstexistenz jene inneren Feinde nicht allein bis zur Niederwerfung zu bekämpfen, sondern geradezu bis zur rücksichtslosesten Vernichtung, denn sie, die Gesellschaft, kann nicht dulden, dass es in dem Belieben einer verrohten und verhetzten Masse stehen soll, ihr stets nach neuer Erstarkung auch immer wieder von neuem jenen furchtbaren inneren Krieg aufzuzwingen.

Es sorgt ferner die Natur dafür, dass grosse Vermögen niemals lange in einer Hand bleiben, und es kann dreist behauptet werden, dass die Vorfahren der heutigen Reichen relativ arm waren, sowie dass die Nachkommen der heute reichen Leute relativ arm sein werden. Man ist leicht gewillt, dem Ausnahmen entgegenzustellen, doch diese bestätigen nur die Regel. Was will es sagen,

dass einige wenige reiche Familien schon ein Jahrhundert lang als solche gegolten haben? Vielleicht werden sie auch noch ein ferneres Jahrhundert hindurch als solche gelten, aber das sind doch eben nur Ausnahmen; denn durch Intelligenz und Fleiss kann sich eine Familie allerdings lange gegen den Vermögensverfall sträuben, schliesslich aber fordert das Naturgesetz sein Recht und lässt das Vermögen, sei es auch noch so gross, in anderen Besitz übergehen entweder durch falsche Leitung des Disponierenden, oder durch unglückliche Spekulation, durch Kriege und Krisen, durch Veruntreuung dritter Personen, durch schnelles Anwachsen und weitere Verzweigung der Familie, durch Leichtsinns eines Familienmitgliedes, kurz, durch irgend welche Verhältnisse, die ganz unberechenbar, aber unausbleiblich sind. Da nützen auf die Dauer auch keine künstlichen — weil unnatürlichen — Mittel.

Aus dieser Sorge der Menschen heraus um die Erhaltung grosser Vermögen sind mehrfach Mittel erdacht, wie die Gründung von Fidei-Kommissen und Patrimonial-Gütern; aber auch Fidei-Kommissen gehen zugrunde und Patrimonial-Güter werden subhastiert.

Selbstverständlich darf und wird niemand dieses Naturgesetzes wegen weniger danach streben, Wohlhabenheit zu erlangen und seine Lage zu verbessern, weil das Erworbene späteren Generationen, vielleicht ihm selbst, wieder verloren gehen könnte; allein es lehrt dies doch jedenfalls immerhin die Nichtigkeit des Geldes, lehrt, dass es keinen unzuverlässigeren Freund auf der Welt giebt, als das Geld, sowie dass es nicht das Höchste sein sollte, wonach das Ringen und Streben der Menschheit geht. Gerade das Sichverlassen auf Geld und Geldeswert hat schon so unsägliches Elend herbeigeführt, besonders da, wo diese Dinge den einzigen Besitz bildeten; denn es fehlt in solchem Falle bei dem Verlust desselben alsbald jeder moralische Halt und jene sittliche Höhe, die allein solchen Schlag verwinden lässt! Wir erfahren mitunter aus den Tagesblättern, dass sich ein vormals sehr reicher Mann das Leben genommen, weil er viel verloren und fortan jährlich nur noch einige tausend Mark Rente zu verzehren hat. Es wird dann gewöhnlich die Bemerkung daran geknüpft: Der Vorfall erscheine ganz unbegreiflich, da der Betreffende durchaus von seinen Einkünften anständig zu leben imstande gewesen wäre. Uns sind derartige Vorfälle recht wohl verständlich. Der Betreffende besass eben nichts als Geld, und es

fehlte ihm sogar der Verstand zu dessen Verwendung; an der Führung eines verständigen Lebens lag ihm nichts; ein positives Wissen besass er nicht; für Kunst und Wissenschaft fehlte ihm jedes Verständnis. Da tritt ihm plötzlich die ganze Haltlosigkeit und Hohlheit seines Seins schauernd vor seine öde Seele — da entsinnt er sich jener Stelle aus Seneca — das Einzige, was er noch aus der Schule behalten hat, und gerade das ist das Unglücklichste und Falscheste, was je ein Philosoph geschrieben: „Niemand ist genötigt, in Not zu leben. Ueberall ist ein Ausweg, dort ein Baumast, dort ein Strick, dort ein Brunnen, hier eine Schere — lauter Gelegenheiten und Instrumente, deinem Leben nach Belieben ein Ende machen zu können!“ Diese Stelle hat er behalten und er handelt danach! Wohl ist es wahr, es kann nichts Traurigeres und Oederes geben, als nur Geld zu besitzen. Was ich weiss und gelernt habe, kann mir niemand nehmen, auch nicht der Krieg, nicht die Krisis, und dieses Bewusstsein wird dem moralischen Menschen jederzeit hinweghelfen über den Verlust von Geld und Gut. —

Dass erworbene Vermögen immer wieder verloren gehen müssen, um das Streben nach neuem Erwerbe aufrecht zu erhalten, ist eben Naturnotwendigkeit, aus der heraus alles in der Welt geschieht; es muss demnach fraglich erscheinen, ob jemand, der den anderen bestiehlt, ihm Böses zufügt. Weiss ich einmal, dass kein Besitz von Dauer sein kann, so ist es auch gleichgültig, wann, wodurch und durch wen er mir genommen wird.

Genau ebenso verhält es sich mit dem Leben. Wir leben nur um zu sterben und einer neuen Generation Platz zu machen. Jeder Tod ist ein natürlicher Tod, und zwar aus Notwendigkeit. Damit schwindet auch jener so häufig gemachte Unterschied zwischen einem natürlichen und einem unnatürlichen Tode, indem man als unnatürlich jeden nicht durch Krankheit erfolgten Tod bezeichnet. Thatsächlich ist es doch aber gleichgültig, ob wir infolge einer langen oder kurzen Krankheit, des Zerreisens einer Ader — Schlagfluss — infolge eines Blitzschlages oder des Herabfallens eines Steines sterben, oder ob wir in der Schlacht durch eine Kugel oder durch den Degen eines Gegners — im Duell — oder schliesslich durch den Dolch eines Banditen zugrunde gehen. Und wer vermag zu behaupten, dass ihm durch den Verlust des Lebens Schaden zugefügt wird? Wer vermag zu behaupten, er trauere beim Tode eines geliebten Angehörigen oder Freundes um den Toten? Ist es

nicht vielmehr Trauer um sich selbst, also Eigenliebe, die den Ueberlebenden um seinen Verlust trauern lässt? Sobald wir uns philosophisch überzeugt haben, dass der Tod nichts ist, als das Abstreifen der irdischen Hülle, ein Zurückkehren des Teiles zu seinem Ganzen, ein Abwerfen aller irdischen Bedürfnisse und Schwächen, ein Erschauen und Erkennen der Wahrheit — sobald kann von einer Trauer um den Toten keine Rede mehr sein.

Und die Furcht vor dem Tode?

Sehr treffend sagt Seneca: „Gesteht es euch doch selbst zu: Eure Furcht vor dem Tode ist weiter nichts als der Gram darüber, vom Speisemarkte hinweg zu müssen!“

Wie hat auch hier wieder die ewige Weisheit gesorgt, indem sie unser künftiges Geistesleben mit einem dichten, niemals zu lüftenden Schleier verhüllt hat. Wäre der Tod wirklich das, wofür er von vielen gehalten wird: „Die Strafe für das Verbrechen geboren zu sein,“ so müsste auch die Angst vor dem Tode eine maasslose sein.

Es geben sich allerdings viele den Anschein, als erblickten sie wirklich im Tode die Strafe für das Geborensein, als glaubten sie, es wäre durch die Vernichtung des Körpers auch die Vernichtung des Geistes bedingt; in ihrem Innern aber haben sie sich doch einen Schimmer von Hoffnung aufbewahrt, dass es in anbetracht all' der Rätsel des Lebens doch vielleicht betreffs des Todes anders sein könne, und wenn auch ein wissenschaftlich überzeugter Atheist nicht vor dem Tode zittern, vielmehr bereit sein wird, nach Erfüllung seiner Pflicht auf Erden als Mann vom Schauplatze abzutreten und — nach seiner Ansicht — in das Nichts zu versinken, so giebt es doch auch recht viele Atheisten aus „Grossmannssucht“ ohne eigene Ueberzeugung, die sich mit Behagen diesen Titel zulegen und sich dabei „gar gewaltig“ vorkommen. Es ist dies sogar die überwiegende Mehrzahl, die gedankenlose Masse, die den darauf bezüglichen Auslassungen des ersten besten sozialdemokratischen Führers, wie wir bereits weiter oben ausgeführt, Beifall klatscht.

Nein, eine Strafe kann der Tod nie und nimmer sein, und als solche wird auch über einen Verbrecher nicht der Tod verhängt, wie an anderer Stelle nachgewiesen. Wir können im Gegenteil dreist behaupten: Der Tod ist die Belohnung für ein müh- und sorgenvoll durchkämpftes Leben, denn „Leben heisst ein Kämpfer sein!“ Und kein Mensch ist glücklich, wenn er auch oft mit

Entzücken von seiner Jugend spricht oder sich im Hinblick auf eine sich möglicherweise günstiger gestaltende Zukunft beglückender Hoffnung hingiebt. Pfungst sagt herrlich im „Laskaris I“:

„Das, was vergangen, sieht der Mensch verklärt,
Die Zukunft sieht er nur im ros'gen Licht,
Jedoch der heut'ge Tag, der ihm gehört,
Er hält zu leben stets für wert ihn nicht.
Dies Spiel des Lebens alle spielen müssen;
Nicht jeder weiss es — keiner will es wissen.“

Abgesehen von den vielen Kindern, die wirklich eine trübe Jugend gehabt haben und stets mit Trauer daran zurückdenken, war aber auch die Jugend der Kinder, die in Glück und Wohlhabenheit aufwachsen, dennoch keine glückliche; denn das Kind sieht in jeder Kleinigkeit, in einem zerbrochenen Stück Spielzeug, in einem unerfüllten Wunsch, in einem beschmutzten Kleidungsstück, in dem Schimpfwort eines Gespielen, in einer scherzhaft gemeinten Drohung und dergl. stets ein schweres Unglück, und es bleibt dabei gleichgültig, dass diese Kinder später, wenn sie erwachsen sind, über ihre Einfalt lächeln, denn seiner Zeit hielten sie sich doch thatsächlich für unglücklich, da sie eben jene Unbedeutendheiten nicht als solche erkannten.

Alsdann kommen die Schulsorgen, um derentwillen sich oft noch ganz junge Kinder ein Leid anthun, bald wegen einer nicht erfolgten Versetzung, bald wegen einer schlechten Zensur oder einer angeblich ungerecht erfolgten Zurücksetzung — alles Dinge, über die man später lächelt, aber es bleibt doch die Thatsache bestehen, dass sich das Kind und der junge Mensch durchaus nicht so glücklich fühlen, wie sie es sich als erwachsene und gereifte Menschen gewesen zu sein einbilden. Wundervoll treffend heisst es hierauf bezüglich in einem Gedicht der Gräfin Wickenburg:

„Fragst du die Kinder, ob sie glücklich wären,
Sie seh'n dich an mit staunendem Gesicht
Und können sich die Frage nicht erklären,
Sie wissen's nicht!“

Hieraus lässt sich zweierlei folgern: Zunächst, dass das Gute und Schöne, das wir durchlebt, in unserer Erinnerung fester haftet als das Schlimme, das uns widerfahren, sowie, dass das zur Zeit von uns für schlimm gehaltene entweder überhaupt oder doch lange nicht so schlimm war, wie wir es angesehen. Zweitens aber folgt

daraus, dass — da der Aeltere, also Intelligentere und Einsichtsvollere, des Jungen, als des weniger Intelligenten Sorgen, die letzterer für sehr bedeutend hielt, belächelt und durchaus nicht ernst nimmt — ein wiederum intelligenteres Wesen als wir, dessen Existenz wir nachgewiesen, auch die Sorgen des mitten im Leben stehenden und mit allen Widerwärtigkeiten des Lebens kämpfenden Menschen für etwas ganz anderes ansehen wird als das, wofür wir es halten; und dieses intelligentere Wesen wird diese unsere Sorgen theils als eingebildete, theils nicht als ein Unglück erkennen, wohl wissend, dass wir selbst dereinst unsere Sorgen und Schmerzen als nichtig und bedeutungslos erkennen werden gegenüber der erlangten Glückseligkeit die Wahrheit zu schauen, gegenüber dem Endzweck des irdischen Daseins.

Aus dem Gesagten geht deutlich hervor, dass, wenn uns durch einen Mörder das Leben oder durch einen Räuber Hab und Gut genommen wird, dies ebenso aus Notwendigkeit, ebenso im Rahmen der Naturgesetze geschieht und, so wenig es auch den Thäter von einer Schandthat freispricht, ebenso zweckmässig wirkt wie alles in der Welt. — Wenn wir vor einem schweren Verbrechen stehen,

„So glauben wir, es sei das All erschüttert,
Es beb' durch die Natur ein banges Klagen.“

(Pfungst.)

Doch selbst dadurch wird die unendliche Weltweisheit nicht Lügen gestraft, denn es war notwendig für das Weltganze, wie es notwendig für unsere Verhältnisse ist, Geld und Gut zu erwerben und uns das Leben zu erhalten, wenn wir auch später deren Nichtigkeit erkennen werden! —

Sittenlehre.

Es ist mit der vorliegenden Schrift ganz besonders auf den Darwinismus zurückgegriffen als auf diejenige Lehre, die hauptsächlich auf die Existenz Gottes, sowie auf Weltursache, Weltzweck und Fortexistenz der Seele hinweist.

Wir werden jetzt eine kurze Darstellung der Entstehung der Sitten auf Darwinistischer Grundlage geben.

Schon Theophrast hat uns in seinen „Charakterbildern“ eine herrliche Schilderung der guten und schlechten Charaktereigenschaften der Menschen vor 2250 Jahren hinterlassen, und merkwürdigerweise sind diese Eigenschaften fast genau ebenso noch heute unter uns anzutreffen, haben also in dieser grossen Spanne Zeit nur geringe Abänderung erfahren.

Später haben die meisten Philosophen ihren Werken eine Sittenlehre hinzugefügt, deren bedeutendste wohl die von Spinoza ist. Seine Lehre „Ueber den Ursprung und die Natur der Affekte“ steht bis heute unübertroffen da, wenngleich allerdings einzelnes darin anfechtbar und manches verschiedener Deutung fähig ist, ähnlich der Bibel, auf die sich alle Parteien, selbst die Sozialdemokraten berufen zu können glauben, aus welchem Grunde Philipp Spiller die Bibel wenig schön „das fuchsschwänzigste Aktenstück“ nennt. So sei hier auch eines Ausspruches Spinozas gedacht, den jeder Sozialdemokrat gern unterschreiben wird: „Da die Vernunft nicht verlangt, was der Natur widerstrebt, so verlangt sie folglich selbst, dass jeder sich selbst liebe, seinen Nutzen, d. h. was ihm wahrhaft nützlich ist, suche, und alles, was den Menschen wahrhaft zu grösserer Vollkommenheit führt, begehre; überhaupt, dass jeder-mann sein Sein, so gut er kann, zu erhalten strebe. Dies ist sicher-

lich so notwendig wahr, als dass das Ganze grösser ist als sein Teil.“ — — — „Hieraus folgt, dass Menschen, die sich von der Vernunft regieren lassen, d. h. Menschen, die nach der Leitung der Vernunft ihren Nutzen suchen, nichts für sich verlangen, was sie nicht auch für andere Menschen begehren, und also, dass sie gerecht, treu und ehrenhaft sind.“ Ferner ist auch eine Behauptung wie die folgende nicht recht verständlich: „Mitleid ist Unlust, verbunden mit der Idee eines Uebels, das einem anderen, den wir uns als unseresgleichen vorstellen, begegnet ist.“ Im grossen und ganzen ist seine Ethik von niemandem vor, noch nach ihm erreicht. Eine ganz auffällige Erscheinung tritt hier sowohl in der Philosophie, wie in der religiösen Litteratur — und besonders in der Bibel — zu Tage, dass man sich nämlich fast nirgends des Tieres angenommen hat. Es ist das ein sicherer, aber trauriger Beweis von dem tief im Menschen eingewurzelten Egoismus, mit dem er alles — einschliesslich des Wissens — für sich erstrebt und nur sich dienstbar zu machen sucht. Was für eine beschämend karge Auslese finden wir in der Bibel in betreff des Tierschutzes oder als Aussprüche von Philosophen und anderen bedeutenden Männern! Der Berliner Tierschutzverein hat sich bemüht, solche auf den Tierschutz bezügliche Aussprüche zu sammeln, und er war schliesslich glücklich, nach langem Suchen Nachstehendes aufgefunden zu haben:

Der Gerechte erbarme sich auch seines Viehes, aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig.

Spr. Salom. 12, 10.

Thue deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache aller, die verlassen sind.

Spr. Salom. 31, 8.

Keine Religion hat, der keine Barmherzigkeit hat.

Arabischer Spruch.

Mir scheint, dass Menschlichkeit die erste Eigenschaft eines vernünftigen Wesens sein muss.

Friedrich II.

Wer gleichgültig gegen ein treues Tier ist, wird auch für seinesgleichen kein Herz haben.

Friedrich II.

Der mitleidige Mensch ist der beste Mensch. Wer uns mitleidig macht, macht uns besser und tugendhafter.

Lessing.

Für einen guten und edlen Menschen ist nicht nur die Liebe des Nächsten eine heilige Pflicht, sondern auch die Barmherzigkeit gegen die vernunftlosen Geschöpfe.

Newton.

Die Barmherzigkeit ist der Zweck der Religion, die Seele der Tugenden und der innerste Kern des Gesetzes.

Bossuet.

Unbarmherzigkeit und Grausamkeit gegen die Tiere verhärten das Herz und verwildern das Gemüt und lassen auch unbarmherzig und grausam werden gegen die Menschen.

Erzbischof Friedrich v. Schreiber.

Die Rechte des Menschen gegen die Tiere führen alle im Munde, niemand die Pflichten.

Rechtslehrer Hommel.

Die Frage ist nicht: „Können die Tiere denken, sondern können sie leiden?“ Das ist der Hauptpunkt bei der Sache.

Jeremias Bentham.

Die grausame Behandlung der Tiere ist der Pflicht des Menschen gegen sich selbst entgegengesetzt.

Kant.

Mitleid mit allen lebenden Wesen ist der festeste und sicherste Bürge für das sittliche Wohlverhalten.

Schopenhauer.

Es giebt keine wirkliche Zivilisation, welche die stummen und hilflosen Geschöpfe Gottes ausschliesst von dem Erbarmen und Mitleid der Menschen.

Königin Viktoria von England.

Grausamkeit gegen die Tiere ist eines der kennzeichnendsten Laster eines niederen und unedlen Volkes.

A. v. Humboldt.

Es giebt keine wahrhaft gute Erziehung, es giebt kein wahrhaft gutes Herz ohne Mitleid mit den Tieren.

Lord Erstine.

Wir halten dafür, das schrecklichste aller Schauspiele sei: die Stärke der Zivilisation ohne ihre Barmherzigkeit.

Macaulay.

Zwischen Grausamkeit gegen Tiere und gegen Menschen liegt der Unterschied nur in der Verschiedenheit des Opfers. Schliesst man das Tier in den Kreis der Pflichten und des Mitleids ein, wie sie uns geboten sind, so arbeitet man an der Verbesserung des Menschengeschlechts selbst.

Lamartine.

Wir dienen immer der Menschheit, wenn wir der Menschlichkeit dienen.

Goethe.

Mitleid mit den Tieren hängt mit der Güte des Charakters so genau zusammen, dass man zuversichtlich behaupten darf, wer gegen Tiere grausam ist, könne kein guter Mensch sein.

Schopenhauer.

Der untrüglichste Gradmesser für die Herzensbildung eines Volkes und eines Menschen ist, wie sie die Tiere betrachten und behandeln.

Berthold Auerbach.

Gerechter Himmel! Aus wie vielen Marterstunden der Tiere lötet der Mensch eine einzige Festminute der Zunge zusammen.

Jean Paul.

Das ist so ziemlich alles, was je zum Schutze des Tieres gedacht und geschrieben wurde. Inzwischen werden in unseren Vivisektionssälen die Tiere weiter gemartert, und wenn einmal Professorenneid über die Wirkung irgend eines Giftes oder einer Wunde auf das Tier in Streit gerät, so werden Hunderte unserer hochentwickelten und hochempfindlichen Tiere, wie Affen, Hunde, Kaninchen und Meerschweine lebendig zersägt, geöffnet, zerschnitten, lediglich, damit der eine Vivisektor über den anderen triumphieren kann. Der Menschheit oder der Wissenschaft ist dadurch nicht der geringste Dienst geschehen. In Wahrheit hat dieser Streit allerdings einen Zweck, und zwar einen grossen, nämlich den, der Menschheit den Spiegel vorhalten zu können: Sehet, das seid ihr Menschen, das sind die Thaten der körperlich und geistig am höchsten entwickelten Wesen! In Bezug auf das Tier ist der Ausspruch Pfungsts recht wenig zutreffend:

„Das ganze Weltall kennt nur Leid und Pein,
Jedoch das Mitleid kennt der Mensch allein!“

Worauf laufen nun aber die eben angeführten Bibelstellen und Aussprüche hinaus? Fast nur auf „Gnade und Barmherzigkeit“ gegen das Tier. Sehr wenige sprechen von einer „Pflicht“ des Menschen gegen das Tier und doch ist gar kein Grund vorhanden, weshalb das Tier nur auf die Gnade und Barmherzigkeit des Menschen angewiesen sein soll, während es ein ebenso berechtigtes Glied in der Stufenleiter der Entwicklung ist wie der Mensch; und wenn sich der Mensch des Tieres erwehrt, teils um dessen Vermehrung ins Unbegrenzte zu verhindern, teils, weil er es zur Nahrung bedarf, teils, weil es ihm schädlich ist oder ihn belästigt, so ist das durchaus eine Sache für sich und kann recht wohl geschehen, ohne das Tier zu martern und zu quälen. Welcher

empfindende Mensch wendet sich nicht mit Abscheu von den Schilderungen der Vivisektion, der Stiergefechte, der Parforce- und Hetzjagden, der Taubenschiessen und der Distance-Ritte. Das Waidwerk wird ja wohl sogar ein edles genannt! In der That, es ist sehr edles, auf ein zitterndes Reh oder auf ein abgehetztes, der Fangzähne beraubtes Wildschwein zu schiessen und zu stechen! Und wenn es noch durchweg von berufener und kunstgeübter Hand geschähe, es glaubt sich aber jeder Bube dazu berechtigt.

Betreffs der Vivisektion zeigt uns die in dieser Beziehung weit über uns stehende englische Nation, dass es recht wohl möglich ist, diese derart einzudämmen, dass Grausamkeiten, wie solche in Deutschland vorkommen, dort undenkbar sind; und sollte das, was in England möglich ist, nicht auch anderwärts möglich sein? Glaubt die medizinische Wissenschaft eine für die Menschheit wirklich hochwichtige Frage nicht ohne Vivisektion lösen zu können, so möge sie auch bei uns so wie in England, wo sie diesen Namen kaum noch verdient, gestattet sein, d. h. eine behufs dessen ernannte Kommission hat zu sorgen, dass das Versuchstier auch wirklich genügend narkotisiert wird, so dass jede Quälerei ausgeschlossen ist. Und in Deutschland? Man lese nur einmal in den medizinischen Zeitschriften die Schilderungen der Tierversuche, und wer noch einen Funken Empfindung besitzt, wird sich schaudernd abwenden.

Nur das Zusammenwirken von Egoismus, Ueberhebung, Professoren-Dünkel, Professoren-Neid und starrem Materialismus des Herzens kann dergleichen Naturwidrigkeiten vollführen.

Trotz alledem hat das unglückliche Tier unter der Hand des Vivisektors, wo es doch relativ schnell sein Leben verliert, noch ein besseres Los als oftmals das im Dienste der Menschheit stehende Tier. Es ist mitunter geradezu himmelschreiend zu sehen, wie die bis zum letzten Atemzuge arbeitenden Pferde und Hunde von dem, dem sie das Brot verdienen, gemartert und misshandelt werden. Aber freilich, nur der „Gerechte“ soll sich seines Viehes „erbarmen“, und jene Peiniger haben garnicht einmal den Ehrgeiz, für gerecht gelten zu wollen; dazu ist das Tier oftmals auch nicht ihr Eigentum; sie haben somit auch gar keine Veranlassung, sich zu erbarmen, verstossen also nicht einmal gegen die Bibel. Solange freilich nur von der dem Tier zu gewährenden „Gnade und Barmherzigkeit“ gesprochen wird, solange darf man sich nicht wundern, dass dem weniger gebildeten Menschen jede Vorstellung von seiner

Pflicht dem Tiere gegenüber fehlt, da von einer solchen fast nirgends die Rede ist. Diese, wie gesagt, recht auffallende Erscheinung lässt in bezug auf die Vollkommenheit des heutigen menschlichen Charakters keine gute Deutung zu.

Da wir gerade von einer Ungeheuerlichkeit gesprochen, wollen wir noch einer anderen gedenken: Stolz, Dünkel, Hochmut! Spinoza sagt von diesen Dingen:

„Hochmut — Stolz — ist, aus Liebe zu sich selbst eine grössere Meinung von sich haben, als recht ist.“ — — — „Der grösste Hochmut — wie auch der grösste Kleinmut — ist die grösste Unkenntnis seiner selbst und bedeutet das grösste geistige Unvermögen.“

— — „Der Hochmütige liebt die Nähe von Schmarotzern oder Schmeichlern, hasst aber die Edelgesinnten. Die Hochmütigen sind allen Affekten unterworfen, aber keinen Affekten weniger, als denen der Liebe und Barmherzigkeit. Indessen darf hier nicht verschwiegen werden, dass auch derjenige hochmütig genannt wird, der von anderen Menschen eine geringere Meinung hat, als recht ist. In diesem Sinne also ist Hochmut zu definieren als: Lust, entsprungen aus der falschen Meinung, dass der Mensch sich über die anderen erhaben dünkt.“ Wir finden den Stolz zweifellos bereits beim Tier, denn es kann wohl nicht gut anders bezeichnet werden, wenn ein edles, gepflegtes Ross sich nur mit einem ebensolchen Tiere weiblichen Geschlechts paart; oder wenn ein grosser, kräftiger Hund den kleinen, ihn ankläffenden ruhig kläffen, auch sich von ihm beißen lässt; oder wenn der Löwe nicht zum zweiten Male auf seine Beute stürzt, nachdem er sie das erste Mal im Sprunge gefehlt hat. Man wird sich nicht verhehlen, dass diese Art Stolz etwas Imponierendes hat. Welche Karrikatur macht aber der Mensch daraus! Der Arbeiter, der durch eine Erbschaft, der Kaufmann, der durch eine glückliche Spekulation, der Hausdiener, der durch einen Lotteriegewinn zu Wohlhabenheit oder Reichtum gelangt, der Beamte, der durch Vetternwirtschaft und Hinterthüren plötzlich bedeutend avanziert, das Mädchen aus dienendem Stande, dem es durch eine Heirat ermöglicht wird, sich selbst Dienerinnen halten zu können, die Nähterin, die Choristin, die einen reichen Mann geheiratet — sie alle werden zunächst diejenige Stadtgegend meiden, in der sie alten Bekannten zu begegnen fürchten, denn sie können mit diesen doch unter keinen Umständen in ihrer nun-

mehrigen Stellung einen Gruss tauschen. Stolz und Dünkel haben die Eigentümlichkeit, dass sie fast nur den Nullen und der Mittelmässigkeit anhaften. Oskar Blumenthal sagt sehr wahr:

„Wem Dunst und Dünkel den Kopf verdrehte,
Wie wirkt er drollig in seinem Nichts;
Er hält zuletzt seine Kindertrompete
Für die Trompete des Weltgerichts.“

Wie hässlich stellt sich uns nicht der Dünkel des grossen Heeres der mittelmässigen Künstler und Gelehrten dar, während die wahre Grösse, das Genie, keinen Stolz kennt. Ja, es ist ganz unmöglich, sich einen Schiller oder Humboldt, einen Leibniz oder Kant, einen Darwin oder Haeckel, einen Bismarck oder Moltke stolz und dünkelhaft vorzustellen. Stolz ist unter allen Umständen — gelinde gesagt — eine grosse Thorheit, eine Unbegreiflichkeit; und der Stolz von heute ist vielleicht morgen schon von seiner Grösse herabgestürzt, worauf sich uns gewöhnlich dann ein neues, nur ebensowenig schönes Schauspiel darbietet, indem wir die grosse Menge, die solchen doppelt unglücklichen Thoren bemitleiden sollte, in helle Freude über sein Schicksal ausbrechen sehen.

Die auf Grund ihres angeblichen Wissens Stolzen mögen sich gesagt sein lassen, dass sie nur zu schieben glauben, während sie selbst geschoben werden, und zwar von denjenigen, die in ihrem Wissen hinter ihnen zurückstehen. Es ist leicht einzusehen, dass, wenn es nicht Minderbegabte gäbe, auch die Begabteren keinen Vorzug haben würden, so dass letztere sich für das, was sie sind, lediglich bei den Minderbegabten zu bedanken haben. Ludwig Fulda drückt das ähnlich aus, indem er sagt:

„Leicht verführen zum Wahn
Angeborene Gaben,
Dass wir, um sie zu haben,
Selbst etwas Grosses gethan,
Und die Edelsten nur
Fühlen mit schamroten Wangen,
Dass kein Lohn zu erlangen
Für ein Geschenk der Natur!“

Es ist ein gutes und wahres deutsches Sprichwort: „Hochmut kommt vor dem Fall“ und — „vox populi, vox dei“. Sollte hier nicht ein Naturgesetz schlummern, das vielleicht niemals ganz aufgedeckt werden wird, und das wir mit dem einen Worte: „Nemesis“

bezeichnen können? Hochmut und Grausamkeit! Wie oft sehen wir ehemals hochmütige Menschen hernach die Gutherzigkeit ihrer Mitmenschen in Anspruch nehmen. Wie oft gehen Vivisektoren an ähnlichen Krankheiten und Leiden zugrunde, wie sie solche künstlich beim Tier hervorgerufen haben! Von historischen Persönlichkeiten, die ersichtlich von der Nemesis ereilt, seien hier nur genannt der durch Grausamkeit bekannte König Herodes, der an der Elephantiasis starb; ferner Tiberius, der auf Capri von Macro im Bett erstickt, und Belsazar, der ebenfalls ermordet wurde.

Welches Geschick den stolzen und hochmütigen Kaiser Napoleon III., der in der Verbannung einer schmerzhaften Krankheit erlegen, welches Geschick seine noch viel hochmütigere Frau, die Kaiserin Eugenie, die, ebenfalls in der Verbannung lebend, ihren einzigen, dreiundzwanzig Jahre alten Sohn durch einen Ueberfall von Kaffern im Zululande verlor, betroffen hat, ist gewiss noch in aller Erinnerung.

Wenn also doch vielleicht die Nemesis als Naturgesetz waltete? wenn es wahr wäre, was Göthe nur instinktiv geahnt und in den Worten Ausdruck gegeben: „Denn jede Schuld rächt sich auf Erden!“? Will es uns dann nicht auch als nur natürlich erscheinen, wenn schlechte Thaten, die dem irdischen Richter verborgen geblieben, in anderer Weise Vergeltung finden? Dann freilich muss Gott die Schuld an unseren Leiden tragen, während wir sie nur bei uns selbst suchen sollten. Kann Gott dafür, wenn wir in thörichter Verblendung den Segen unserer Fluren durch Krieg verwüsten? Ist seine Schuld es, wenn wir nach vieljährigem falschen Leben in ein frühes Siechtum verfallen — angeblich durch „Bazillen“ verursacht? Ist seine Schuld es, wenn wir uns durch Neid, Hass, Eifersucht, Missgunst und dergl. das Leben täglich, stündlich verbittern? Und doch richtet jeder Leidende die Frage an Gott: „Warum mir das?“ Die Frage ist wohl richtig, und es sollte sie jeder stellen, nur muss er sie an die richtige Adresse — d. h. an sich selbst richten, und er wird nach einigem Nachdenken auch stets die richtige Antwort finden, und die lautet: „Dein Leiden ist die Vergeltung derjenigen Leiden, die du anderen zugefügt hast. Und war dir dein Leben vergällt durch Zurücksetzung und schlechte Behandlung, so frage dich selbst, ob auch du nicht früher andere zurückgesetzt und schlecht behandelt hast — wir haben dieselbe Frage schon zu Anfang berührt — und waren es betreffs der Be-

handlung nicht Menschen, so waren es vielleicht Tiere!? — —
— — denn jede Schuld rächt sich auf Erden. — — —

Dass der Hochmut zu einem nationalen Laster werden und ganze Staaten vernichten kann, ist bekannt. Spanien ist fast ausschliesslich durch Hochmut zurückgekommen und infolge desselben Lasters befindet sich auch Frankreich ersichtlich im Verfall, ein Geschick, das auch durch den Besuch eines einzelnen Mannes, und wenn es der Selbstherrscher aller Reussen ist (1896), nicht aufgehalten werden kann.

Doch, schlagen wir an unsere eigene Brust — sind nicht auch bei uns in Deutschland Anzeichen vorhanden, die auf ein Umsichgreifen dieses Lasters hindeuten?

Gewöhnlich geht Hochmut mit Frömmigkeit Hand in Hand, und deshalb sei an dieser Stelle eines Ausspruches Emanuel Wertheimers gedacht, — wenngleich derselbe mit dem hier in Rede stehenden Thema nur wenig gemein hat: „Wenn der Staat fromm wird, will er sündigen. (Maximes et Pensées. Paris, Ollendorf).

Es mag sonst alles erklärlich, alles mehr oder weniger aus dem Affekt herzuleiten sein, allein Stolz und Hochmut entspringen einer geradezu unerklärlichen Thorheit und Verblendung. —

Dies vorausgeschickt, wollen wir nun die Affekte einzeln durchgehen und den Nachweis führen, dass die meisten derselben bereits bei den Tieren vorhanden sind, wenn auch teilweise nicht in der ausgeprägten Eigenschaft wie beim Menschen. Damit fällt aber auch folgerichtig die Behauptung, die Sittengesetze seien den Menschen — etwa einer göttlichen Offenbarung gleich — überkommen, indem zunächst Moses die Gesetze — die zehn Gebote — von Gott selbst im feurigen Busch auf dem Berge Horeb erhalten habe. —

Es wäre ein Irrtum, hieraus schliessen zu wollen, — wie es die Materialisten thun, — dass die Sittengesetze nicht göttlichen Ursprungs seien; denn göttlichen Ursprungs ist das Tier ebensogut wie der Mensch, also sind auch des Tieres Eigenschaften göttlichen Ursprungs und, wie wir gesehen haben, durchweg und ausschliesslich zweckmässig; doch aber muss der kindlichen Auffassung der Bibel entgegengetreten werden. Allerdings müssen wir zugeben, dass jedes Gesetz dann wesentlich leichter Wurzel fasst, wenn die Nichterfüllung desselben mit Strafe bedroht ist; es findet eben nicht jedes übertretene Gesetz seinen Richter, und so würden viele

Uebertretungen keine Strafe finden, weil sie verborgen geblieben. Dies zu vermeiden, hat man die Sittengesetze, als von einem persönlichen Gott gegeben, hingestellt und die Strafe Gottes für übertretene, sowie dessen Lohn für befolgte Gesetze verheissen. In richtiger Erkenntnis der Wirksamkeit solcher Lehre, hat eben schon Moses die Gesetze, als von Gott empfangen, gegeben; ja es ist möglich, dass er, in einer gewissen übernatürlichen Religiosität befangen, sich selbst für thatsächlich als von Gott inspiriert gehalten hat.

Langsam und allmählich haben sich die Sitten im Laufe der Jahrtausende gebessert und verfeinert. Vor mehr denn achtzehnhundert Jahren lehrte Christus: „Liebet eure Feinde,“ und beinahe ebenso lange hat es gedauert, bis dieser Ausspruch verstanden und danach gehandelt worden ist; denn wie lange ist es her, dass der Sieger den Besiegten knechtete, entehrte, marterte und gar tötete? Fast täglich lesen wir von den Greueln, die sich in den Bürgerkriegen kleiner amerikanischen Staaten zutragen. Stellen wir uns ferner vor, dass bei dem in nächster Zeit zu erwartenden europäischen Kriege der Dreibund gegen Frankreich und Russland unterliegt, so wäre ein Rückfall in das Mittelalter mit Sicherheit zu erwarten; denn ein Hass, wie solcher einerseits bei einer so, milde gesagt, wahnwitzigen Nation, wie es die französische ist, und andererseits bei einer mit einem Fusse in der asiatischen Barbarei stehenden Nation wie Russland, ganz besonders gegen Deutschland aufgespeichert ist, würde sich wohl nur in den widerlichsten Greuelscenen Luft machen. Man darf betreffs des Gebarens einer siegreichen Nation in Feindesland nicht den Maassstab an eine in der Kultur am höchsten stehenden Nation, wie es die deutsche ist, anlegen, muss vielmehr die Kriegführung anderer Länder betrachten, bei der die Sieger noch mit trauriger Rücksichtslosigkeit ihre Siege ausnützen. Wir finden dann, dass ein Vorseilen seiner Zeit in bezug auf Kultur, soweit solche das Ausnützen von Siegen betrifft, unter Umständen recht wenig angebracht sein kann. Wäre diese Erkenntnis der deutschen Nation im Jahre 1871 gekommen, so hätte solche nicht nur sich selbst, sondern auch allen anderen Kulturstaaten viele, viele Milliarden für immerwährende Rüstungen am Ende dieses Jahrhunderts, dazu einen zweifelhaften Ausblick in die nächste Zukunft erspart. Es ist damit keineswegs gemeint, dass wir uns als Sieger etwa zwingen mussten, betreffs der Behandlung

der Besiegten, gegen unsere Natur nicht in das Mittelalter zurückzufallen; doch aber konnten wir uns durch Garantien auf lange Zeit hinaus vor ähnlichen frivolen Angriffen und Revanche-Gelüsten sichern.

Dass ein anderer Nationalökonom darüber ähnlich denkt wie wir, geht aus einem Artikel von Flürscheim in der „Zukunft“ d. d. 31. 12. 1892, Heft Nr. 14 hervor. Auch er beginnt damit, die Bestrebungen der Frau von Suttner als vorläufig erfolglos zu betrachten, und sagt, indem er uns gegenüber den früheren Vollbarbaren als Halbbarbaren bezeichnet: „Es ist offenbar, dass der Vollbarbar mehr Logik und Konsequenz besass als der moderne Halbbarbar. Sein Krieg war ein Vernichtungskampf, und weil er dies war, führte er meist zu einem wirklichen längeren Frieden. — — — Der barbarische Sieger machte den Gegner nieder, oder er verschleppte ihn in die Sklaverei; der moderne Halbbarbar nimmt Hunderttausende seiner Gegner gefangen, füttert sie gut und entlässt sie dann, damit sie sich mit Musse zur Revanche vorbereiten können, damit sie Kinder zeugen können, die mit furchtbaren Mordwaffen die Nachkommen ihrer Besieger vernichten. Er pflegt die Verwundeten, die ihm in die Hände fallen, damit sie zum Dank ihn im nächsten Kriege selbst verwunden können. Genfer Kreuz und Repetiergewehr — zwei merkwürdige Zwillingbrüder.“

Nachdem er dann die von der deutschen Regierung geäußerte Ansicht, dass für den Fall eines Krieges mit Frankreich und Russland das deutsche Reich nicht gewillt sei, sich als Siegespreis auch nur einen Quadratkilometer anzueignen, beleuchtet, fährt er fort: „Das bestehende Gesetz aller Kulturländer gestattet dem Staat Grund und Boden zu expropriieren, wenn es das öffentliche Wohl erfordert. Nehmen wir an, Deutschland annektiere nach dem nächsten Sieg vier französische Grenzdepartements. Es könnte dann sofort den gesamten Grund und Boden dieser Departements expropriieren, weil das öffentliche Wohl Deutschlands erfordert, dass sie von treuen deutschen Bürgern, statt von feindseligen Fremden besiedelt sind. — — — Sollte eine derartige Grenzregulierung nicht dauernd Frieden schaffen, so bliebe nichts übrig, als zum römischen System des Transports der Ruhestörer in andere Weltteile und der Konfiszierung ihres Landes zu greifen. Sicher ist, dass es so wie jetzt nicht weiter gehen kann. Carlyle sagt sehr wahr und treffend: „Keine Nation hatte je einen so schlechten Nachbar, wie ihn Deutsch-

land an Frankreich während der letzten 400 Jahre hatte. Schlecht in jeder Beziehung, insolent, habgierig, unersättlich, unversöhnlich, beständig aggressiv.“

Man verzeihe diese Abschweifung, aber sie lag zu nahe, als dass wir sie hätten übergehen können.

Alles strebt zum Licht, alles strebt zum Vollkommenen, jedoch mit grosser, grosser Langsamkeit, ganz allmählich, aber stetig, eine Folge des unablässigen Ringens, des Kampfes ums Dasein. Diesen steten und harten Kampf aus der Welt schaffen oder doch auf ein Minimum herabdrücken zu können durch Schablonisieren, ist einer der Grundirrtümer der Sozialdemokratie.

Die Sittengesetze schreiben dem menschlichen Willen das Gute, das absolut Gute — das ist das Ideal des Wollens — vor, und in der vollzogenen Verwirklichung des Ideals besteht das einzig wahre sittliche Gut, weder durch Hoffnung auf Lohn, noch durch Furcht vor Strafe beeinflusst.

Es kommt nach den eingangs gemachten Ausführungen für uns also jene positive Sittenlehre, das heisst die Lehre, in der das Willensideal autoritativ durch den Inhalt einer vermeintlichen göttlichen Offenbarung bestimmt wird, garnicht in betracht. Es handelt sich für uns lediglich um die philosophische Sittenlehre, in der das Willensideal durch eigene, unabhängige Vernunft oder empirische Forschung erkannt wird. Diese Sittenlehre erkennt einzig das Gebot der praktischen Vernunft oder die untrügliche und unwillkürliche Stimme des Gefühls, des Wohlwollens, des Mitleids u. s. w. an.

Die stoische Schule war entschieden hierin bereits am weitesten vorgeschritten; sie fand in der Tugend die höchste Glückseligkeit und stellte als Grundsatz auf, der Vernunft zu folgen und mit der vernünftigen Natur in Uebereinstimmung zu leben.

In diesem Grundsatz ist unbedingt ein Hinweis auf das Tier zu erblicken, und thatsächlich finden wir ja auch, wie bereits erwähnt, die Grundlage unserer Sittengesetze beim Tier.

Eine der grössten Tugenden des Menschen ist die Mässigkeit. Eine Tugend bei dem Menschen, etwas völlig Selbstverständliches beim Tier. Das Tier hört auf zu fressen und zu saufen, sobald es gesättigt ist, und wird nie seinen Körper durch übermässiges Geniessen zugrunde richten. Wie ganz anders dagegen oft der Mensch! Uebermässiges Geniessen, besonders in geschlecht-

licher Beziehung, hat schon ganze Völker ruiniert, verweichlicht die Menschen und rafft sie in ihren besten Jahren dahin. Julius Brand lässt sehr treffend den „Mephisto“ sagen:

„Denn der schnellste Weg zum Grabe
Führt wohl über Weiberbusen
Und zerbrochene Flaschen hinweg.“

Dem Arzte ist es längst kein Geheimnis mehr, dass die Geschichte von dem „plötzlich am Herz- und Nervenschlage“ Verstorbenen fast immer ein Märchen ist, und dass dies keineswegs ein „plötzlicher“ Schlag war, sondern lediglich der Abschluss einer sehr lange im Innern zehrenden Krankheit, hervorgerufen durch häufiges, übermässiges Geniessen und hauptsächlich, wie bereits bemerkt, durch übermässigen Geschlechtsgenuss. Wo finden wir dergleichen beim Tier? Der Mensch, der ihm nachahmt, hat sich sicherlich eine der höchsten Tugenden angeeignet, die in dem Erreichen eines hohen, gesunden Alters ihren schönsten Lohn findet.

Betrachten wir ferner die Ehe.

Alle einigermaassen vollkommenen Tiere leben in der Monogamie und ebenso die meisten wilden Völkerstämme. Wohl existieren in Zentral-Asien etliche, von der Kultur beleckte Stämme, die gesetzmässig in Polygamie leben dürfen, und doch wird mit Ausnahme der Häuptlinge, niemals davon Gebrauch gemacht. Gewiss Beweis genug, dass immer nur das Natürliche Gesetz sein kann, und dass Ausschweifungen wie die Polygamie bei den Türken, Mormonen u. s. w. nur ein Rückschlag in das Unnatürliche ist, d. h. ein Zustand, der früher oder später — wenn nicht anders, mit Gewalt, durch Vernichtung jener Völker — stets und unter allen Umständen sein Ende erreichen muss.

Erklärlich wird solch ein unnatürlicher Zustand nur durch Verweichlichung der Sitten und durch Hang zur Ausschweifung, zumal, wenn durch einen angeblichen Propheten, der die Schwächen der Menschen geschickt zu benutzen weiss, die Polygamie als von Gott eingesetzt erklärt wird.

Reizend schildert uns Marshal in seinem Werke „Spaziergänge eines Naturforschers“ die Liebeswerbungen der Tiere untereinander, und wir ersehen daraus, wie fast durch das ganze Reich der Natur das Weibchen das Männchen flieht. Dieses ungeschriebene Gesetz hat auch bei den Menschen seine volle Gültigkeit. Es wirbt der Mann um das Weib, und ist die Werbung gelungen, so sprechen wir nicht

mit Unrecht von einer „Eroberung“! Erst dem Kulturmenschen war es vorbehalten, dieses Naturgesetz zu durchlöchern, und so sehen wir infolge schlechter oder falscher Erziehung eine gewisse Klasse von Mädchen sich dem Manne anbieten, teils durch offene Inserate in den Zeitungen, wobei sie oft die Unverfrorenheit besitzen, sich als „den besseren Ständen angehörend“ und als „gebildet“ zu bezeichnen, teils wird von ihnen die Liebe auf der Strasse auf Grund einer „Taxe“ verkauft. Letzteren steht wenigstens eine vernachlässigte Erziehung als Entschuldigung mildernd zur Seite.

Ueber die Liebe der Eltern zu den Kindern und umgekehrt ist es wohl nicht nötig ein Wort zu verlieren. Durch das ganze Tierreich hindurch ist diese Liebe in einer Weise ausgeprägt, dass sie in vieler Beziehung als Muster dienen kann, und thatsächlich fressen ja mehrere Tiere, wie Tiger und Kaninchen, ihre Jungen auf, nicht, wie man früher glaubte, aus Bestialität, sondern einzig und allein in einer gewissen Anwandlung von Geistesverirrung infolge übersprudelnder Liebe.

Ebenso ist die eheliche Treue bei den vollkommeneren Tieren ungemein ausgeprägt; nicht minder die Liebe zum Vaterlande, an der auch die Gewohnheit der Zugvögel nichts zu ändern vermag, die, wie wir gesehen haben, nur der Kampf ums Dasein zwingt, Orte, die ihnen das Futter zu geben vermögen, sowie ein gleichmässiges, gemässigttes Klima aufzusuchen. Trotzdem irren sie aber nicht planlos umher, sondern finden bei ihrer Rückkehr genau denselben Ort, genau dasselbe Nest wieder.

Fleiss und Arbeit finden wir bei den Tieren in allen Stadien, je nachdem sie der Kampf ums Dasein dazu zwingt. Jedenfalls müssen sich alle ihr Nest oder ihr Lager bereiten und sich und den Jungen Nahrung suchen. Dadurch werden sie wiederum zu Kämpfen gezwungen, teils mit Tieren derselben Gattung, teils mit anderen, ihnen an Kraft ebenbürtigen. Natürlich handelt es sich dabei stets nur um den Kampf der absoluten rohen Gewalt, und gerade diese Art des Kämpfens war ein wesentlicher Faktor zur Umwandlung der Arten. Nachdem jene Umwandlung bis zur möglichst vollkommenen Gestalt — derjenigen des Menschen — geführt hat, muss natürlich auch die Art und Weise des Kämpfers und des Kampfes eine andere geworden sein. Wenn auch die Parole „Alle gegen Alle“ noch recht häufig aufrecht erhalten wird, so hat sich doch der Kampf mehr vom physischen auf das psychische Gebiet hinübergespielt.

Nur diese Art und Weise zu kämpfen, sollte in unserer Zeit die einzig richtige sein. Leider sind wir wohl noch lange nicht so weit, und fast fortwährend werden an irgend einem Punkte der Erde blutige Schlachten geschlagen, nicht immer um die höchsten Güter der Menschheit, um Freiheit und Vaterland, sondern recht, recht oft — zur vermeintlichen Ehre Gottes!

Allerdings wird man in einer fernen, leider sehr fernen Zeit jenes Hinschlachten von Menschen als eine Verirrung ebenso belächeln, wie man heute etwa die Hexenprozesse früherer Zeiten belächelt; einstweilen indessen giebt sich auch gewiss Frau Bertha von Suttner keinen Illusionen hin, dass ihre Bestrebung, an der sich sogar sonst ganz ernsthafte Männer — aus Höflichkeit — betheiligen, ein Schlag ins Wasser ist. Christus war auch hier wesentlich weitsichtiger, als er die Worte sprach — die allerdings wieder nach der anderen Seite hin übertreiben —: „Bis ans Ende der Welt wird Krieg und Kriegsgeschrei sein unter den Menschen.“

Zur Arbeit selbst zwingt uns ursprünglich kein anderes Gesetz als der Kampf ums Dasein; wenn wir existieren wollen, müssen wir notwendigerweise diejenigen Hindernisse, die der Befriedigung unserer Bedürfnisse entgegenstehen, hinwegräumen — und das eben ist Arbeit!

Etwas anderes ist es mit dem Fleiss.

Nur wenige Tiere arbeiten mehr, als sie behufs ihrer Erhaltung zu arbeiten nötig hätten, und auch dann nur, um Vorrat zu sammeln für eine Zeit, in der sie sich andernfalls nicht würden ernähren können. Aehnlich liegen die Verhältnisse beim Menschen, der danach strebt, für sein arbeitsunfähiges Alter Ersparnisse oder sich sein und der Seinigen Dasein angenehmer zu machen, oder endlich aus Ehrgeiz, um Ehre, Titel, Orden, höheren Rang u. s. w. zu erlangen. Dies Bestreben im Menschen ertöten zu wollen, ist eine der grössten und bewussten Nichtswürdigkeiten der Sozialdemokratie.

Die Empfindung des Mitleids ist bei den Tieren wenig ausgeprägt; wenig ist sie aber auch bei den wilden Völkern vorhanden. Jene Empfindung verdankt ihren Ursprung einer recht hässlichen menschlichen Eigenschaft, dem Egoismus. Wir finden das Mitleid hauptsächlich in der grossen, breiten Schicht des Mittelstandes vor. Der Mensch, der den Mitmenschen leiden sieht, kann sich von der Empfindung nicht frei machen: „Wenn auch du einst so leiden müsstest!“ Und hauptsächlich dieses Gefühl ist es, das ihn be-

stimmt, das Elend anderer lindern und mildern zu helfen. Hierüber zu reflektieren, ist natürlich dem Tier, sowie dem Wilden unmöglich. Je höher der Mensch aber steht, je mehr irdische Güter er besitzt, um etwaigen Schicksalsschlägen entgegensehen und eigene Leiden mehr erträglich gestalten zu können, destoweniger wird er zur Mitleidempfindung geneigt sein. Darum wird auch der Mann des Mittelstandes im allgemeinen mit seinen Untergebenen wohlwollend und freundlich verkehren; der Vermögende dagegen — mit Ausnahmen natürlich — meist barsch und rücksichtslos.

Spinoza sagt, wie bereits früher erwähnt, vom Mitleid: „Mitleid ist Unlust, verbunden mit der Idee eines Uebels, das einem anderen, den wir uns als unsersgleichen vorstellen, begegnet ist.“ Danach hätte man sich also des Mitleids — als unlusterregend — so viel wie möglich zu erwehren. Dies ist so ohne weiteres nicht zu verstehen und wohl zunächst nur so aufzufassen, dass wir uns des Mitleids dadurch am besten erwehren können, wenn wir diese Unlustempfindung wieder beseitigen, indem wir der bedrückten, unser Mitleid herausfordernden Kreatur, sei es Mensch oder Tier, so schnell wie möglich helfen. Dies aber dürfte in den meisten Fällen weder so kurzer Hand, noch überhaupt geschehen können, so dass nur übrig bleibt, sich im allgemeinen an der Verbesserung der Lage von Mensch und Tier zu beteiligen. Unlust wird durch das Mitleid hauptsächlich indirekt dann erregt, wenn es gelingt, eine Person als unmittelbare Veranlassung zur Herausforderung des Mitleids zu ermitteln; direkt ist Mitleid aber eine hauptsächlich menschliche Tugend, und zwar eine der höchsten Tugenden, und wir können nicht umhin, hier noch einmal auf die schönen Worte Pfungsts auf Seite 82 hinzuweisen. In diesem Sinne kann es jedenfalls nicht richtig erscheinen, diese Empfindung als „Unlust erregend“ zu bezeichnen. Eher noch steht sie mit der Liebe im Zusammenhange und bildet so, allerdings nur im Anfange, einen Teil jener weltumfassenden Liebe, die sich erst in fernen Jahrtausenden zur höchsten Blüte entfalten wird. Sie ist gewissermaassen die Vorahnung der Empfindung einer irdischen Glückseligkeit, wie solche späteren Geschlechtern zu teil werden wird.

Das Gebot: „Du sollst nicht stehlen“ ist gewiss ein sehr schönes; allein es existiert bereits ebenfalls bei den Tieren. Wir wissen, mit welcher Zähigkeit das Tier seine Beute anderen Tieren gegenüber — selbst oft bedeutend stärkeren — verteidigt und bis

aufs Blut darum kämpft; es erkennt also mit Sicherheit sein gutes Recht. Dasselbe Tier lässt aber seine Beute bei der geringsten Gefahr sofort wieder fahren, wenn die Beute selbst erst von ihm unrechtmässigerweise erworben, also gestohlen war. Wir wissen ferner, mit welcher Angst, Hast und Unruhe das Tier eine gestohlene Sache in Sicherheit zu bringen bestrebt ist. Genau so verhält es sich bei dem Menschen, nur würde hier der Zustand ein unhaltbarer werden, wenn jeder sich sofort selbst Recht verschaffen wollte durch direkte thätliche Bekämpfung desjenigen, der ihn bestohlen hat, oder von dem er glaubt, bestohlen worden zu sein. Wenn der Staat als solcher seine Existenz nicht aufgeben will, muss er natürlich hiergegen Gesetze schaffen und Strafen verhängen. Dass der Diebstahl etwas Strafwürdiges ist, weiss und fühlt jedes vollkommenere Tier ebenso wie jeder Mensch; da ist es denn sehr leicht, dagegen aufzutreten und denselben als von Gott verboten hinzustellen. Dadurch wird das Stehlen nicht ausgerottet werden, wie unsere Gerichtssäle sehr schlagend beweisen; denjenigen aber wird man als weise preisen, der es versteht, ohne Vorhalten der Strafen Gottes, das Gewissen der Menschen — besonders der Jugend — zu packen, zu wecken das Ehrgefühl, klar zu machen den Wert der inneren, durch keine böse That getrüben Befriedigung.

An dieser Stelle dürfte am besten der Worte Haeckels gedacht werden (Vortrag: Die heutige Entwicklungslehre im Verhältnis zur Gesamtwissenschaft, Stuttgart 1877, S. 19): „Das stark entwickelte Pflichtgefühl der Tiere betrachten wir am allerbesten an dem Gebaren eines Ameisenhaufens, wo die Krieger sich zur Wehr setzen, die Pflegerinnen vor allem ihre geliebten Puppen, auf denen die Zukunft des Staates beruht, retten, und die Arbeiter sofort beginnen, das Zerstörte wieder herzustellen.“ Er knüpft dann weiter die Bemerkung daran, dass die sozialen Instinkte der Tiere, wie sie aus dem Zusammenleben und der Arbeitsteilung hervorgegangen sind, mit vollem Rechte als die Urquellen der Moral auch für den Menschen anzusehen seien.

Ebenso deutet der Talmud die Bibelstelle Hiob 35, 11—14: Er belehrt uns durch die Tiere der Erde dahin: Auch ohne göttliche Offenbarung hätten wir Redlichkeit und Pflichttreue von den Ameisen lernen können (Erubin 100, b). —

Gehen wir die übrigen Affekte durch, so bedarf es gewiss keiner besonderen Erklärung, dass sie sämtlich beim Tiere — viele

allerdings erst beim vollkommeneren Tiere — vorhanden sind: Begierde, Lust, Unlust, Liebe, Hass, Zuneigung, Abneigung, Furcht, Zuversicht, Verzweiflung, Freude, Gewissensbiss, Gunst, Missgunst, Selbstzufriedenheit, Niedergeschlagenheit, Reue, Ergebenheit, Hochmut, Kleinmut, Scham, Sehnsucht, Wetteifer, Dankbarkeit, Wohlwollen, Zorn, Rachsucht, Grausamkeit, Wut, Scheu, Kühnheit, Aengstlichkeit, Bestürzung, Habsucht, Lüsternheit, Ehrgeiz und Ehre — soweit wir darunter nur die Definition Spinozas verstehen, wonach Ehre Lust ist, verbunden mit der Idee einer eigenen Handlung, die wir uns von anderen gelobt vorstellen¹⁾.

Es erübrigt noch die wenigen Affekte zu nennen, die wir beim Tier nicht vorfinden und auch nicht vorfinden können, weil sie eines Denkens, das nicht durch die Bedürfnisse des Körpers bedingt wird, ermangeln.

Da ist zunächst die Bewunderung; nach Spinoza: Die Vorstellung eines Dinges, in welches der Geist deshalb versunken bleibt, weil diese besondere Vorstellung keine Verbindung mit den sonstigen Vorstellungen hat. — Ferner: Verhöhnung, Entrüstung, Ueberschätzung, Unterschätzung und Schamhaftigkeit — wohl zu unterscheiden von Scham. Die Schamhaftigkeit fehlt nicht allein dem Tier, sondern auch den wilden Völkern und unseren Kindern. Dieselbe ist überall da unmöglich, wo eine Verletzung der Scham unmöglich ist; Schamverletzung aber ist erst die Errungenschaft einer gesteigerten Kultur. Tiere und wilde Völker gehen ihrem Geschlechtstriebe, sobald und soweit es ihr Körper bedingt, nach; der Kulturmensch indessen erst in einer viel späteren Lebensperiode. Die Folge ist dann oftmals das Sich-Luft — machen der Affekte in Schamverletzung oder, was ebenso traurig ist, im Fröhnen von den Körper untergrabenden Leidenschaften.

Nachdem wir in Vorstehendem nachgewiesen, dass sich die Sittengesetze ganz im Sinne der Lehre Darwins entwickelt haben, wollen wir hierauf bezüglich den Schluss eines Aufsatzes von Fr. Rubinstein (Nord und Süd 1896, Februar, Nr. 227) „Darwinismus in der Moral“ anführen:

1) Verfasser ist seit 20 Jahren stets im Besitze von Hunden und Affen, lediglich zum Studium der Affekte. Artikel darüber siehe: Kosmos, Leipzig, Ernst Günthers Verlag, IV. Jahrgang, 1880, 4. Heft, Juli, und „Der zoologische Garten“, Frankfurt a. M., Verlag Mahlau und Waldschmidt, 1881, XXII. Jahrgang, Nr. 2.

„Es giebt eher kein Glück für den Menschen, bis er nicht alles, was zu seinem Dasein notwendig ist, in sich selbst trägt. Die Natur duldet nur diejenigen Geschöpfe und Gebilde als existenzberechtigt, die sich selbst zu erhalten vermögen; die Schwachen vernichtet sie schonungslos. Sie schämt sich ihrer Pfuscharbeit und schmilzt die zum Leben Untauglichen bald wieder ein. Ihre Agenten — Versuchungen auf sittlichem, Krankheitserreger auf physischem Gebiet — sind beständig unterwegs, um die Tauglichkeit der einzelnen Geschöpfe zu prüfen. Kein Kaiser und König bei all seiner Macht ist imstande, von der Natur unzulänglich ausgestattete Geschöpfe auf der Welt zu erhalten. — — — Die Herren Gleichheitsschwärmer mögen aus dem geschilderten Mechanismus der Natur, dessen Walten ganz unwiderleglich sicher ist, entnehmen, dass die Ungleichheit der Menschen in bezug auf Geistesgaben doch auch für ihre vielgeliebten Massen nicht so verderblich ist, wie sie es immer hinstellen, und dass bei allgemeiner Gleichheit die furchtbarsten Katastrophen, von niemandem geahnt, hereinbrechen würden, während so das Genie rechtzeitig für kommende Gefahren Vorsorge trifft. Wird die Moral an Reiz für edle und treffliche Menschen verlieren, wenn ihr der metaphysische Boden entzogen und sie, ich möchte sagen, auf zoologische Prinzipien zurückgeführt wird? Diese darwinistische Moral ist „nicht weit her“, nicht vom Himmel, sondern von der Erde, dafür trägt sie aber den unmittelbaren Stempel der Wahrheit!“

Wir haben nunmehr unzweifelhaft erkannt, dass der Ursprung der Sittengesetze bereits bei den Tieren zu suchen ist, und somit ist unsere Gesetzgebung immerhin nur ein Ausbau und Aufbau auf jener Grundlage unter der Berücksichtigung des beim Menschen entwickelten Geistes, der sich allerdings nach der einen Seite bis zu den höchsten Tugenden entfaltet, andererseits aber auch leider Sitten und Gebräuche gezeitigt, die dem Tier völlig fremd sind, w. z. B. — ausser der besprochenen Schamhaftigkeit — das Töten der Kinder seiner Zeit in Rom und Sparta, wodurch jene Staaten hauptsächlich zugrunde gegangen sind.

Kann es gleich nicht geleugnet werden, dass sich infolge gesteigerter Kultur auch die Schattenseiten des Menschen mehr entfaltet haben, so ist doch nicht zu vergessen, dass wir betreffs des moralischen Standpunktes gewissermaassen noch in den Kinderschuhen stecken. Man bleibe doch, was diesen Punkt anbetrifft, mit der

Ueberschätzung unserer Erfindungen, wie Eisenbahn, Telegraph, Telephon und Elektrizität fort; das ist bei der Betrachtung des moralischen und sittlichen Standpunktes völlig hinfällig und wertlos. Sehr richtig heisst es in dieser Beziehung in der Bibel: „Und wenn ich mit Menschen- und Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle!“ — was, unseren Verhältnissen angepasst, etwa soviel heisst wie: Und wenn ich mit Hülfe des elektrischen Funkens zum Monde fliegen könnte und doch ein moralisch verkommener Mensch wäre, so stände jenes früher von Hieronymus Lorm erwähnte Tagelöhnerweib, in welchem sich die Intelligenz nur immer schlummernd verhalten, dennoch in seiner Bewertung himmelweit erhaben über mir!

Man darf also nicht in Einseitigkeit verfallen und Erfindungen und Entdeckungen überschätzen, so bewunderungswürdig sie auch an sich sein mögen; ihren Hauptwert erhalten sie erst in dem Nachweise, dass Hand in Hand mit ihnen und durch sie auch die Menschen nach und nach eine höhere moralische Stufe erklimmen, und das ist allerdings der Fall; wenn auch die Entwicklung nach dem Naturgesetze ganz allmählich und für Generationen kaum wahrnehmbar von statten geht, so geht sie doch stetig von statten, ähnlich unserem materiellen Wohlergehen, das sich ebenfalls stetig günstiger gestaltet.

Betreffs der unteren Klassen wird dies natürlich von der Sozialdemokratie beharrlich geleugnet, allein der berühmte Nationalökonom Wilh. Roscher hat es in seinem letzten Werke: System der Armenpflege und der Armenpolitik — herausgegeben von seinem Sohn Dr. Karl Roscher (1895) — genügend mit Beweisen belegt. Auch er spricht darin (S. 129) von der weisen Absicht der göttlichen Vorsehung, in der Armut eine sittliche Erziehungsanstalt für arm und reich zu schaffen. Wörtlich sagt er: „Dass mit dem Steigen der wirtschaftlichen Kultur die Lage der untersten Klassen im ganzen besser wird, absolut besser, ist geschichtlich unzweifelhaft.“ Es folgt alsdann — wie bereits oben bemerkt — beweiskräftiges statistisches Material, dessen Wiedergabe hier natürlich zu weit führen würde.

Je günstiger sich indessen die Lage der untersten Klassen gestaltet, desto unzufriedener sind sie noch stets gewesen, was allerdings wieder das Gute zur Folge hat, dass der menschliche Geist nimmer ruht, noch rastet. Die Stube des armen Arbeiters ist heute

um vieles reichlicher ausgestattet, als es vor etlichen hundert Jahren der Palast eines Kaisers war. Wir finden da eine Uhr, ein Buch, eine Zeitung, eine Brille, Schwefelhölzer, Gasleitung, vielleicht auch eine Nähmaschine und dergl. Während der Arbeiter von heute darin durchaus nichts Besonderes findet, würde sich jemand, der vor achthundert Jahren gelebt und jetzt mit Erinnerung seines früheren Lebens wieder auferstehen könnte, durch alle jene Einrichtungen ungemein glücklich fühlen. So auch ist die moralische Stufe, auf der wir jetzt stehen, eine wesentlich vollkommenere als früher, und die weitere Entwicklung wird und muss somit unsere Nachkommen zu jener Höhe führen, von der aus der Schritt von der erlangten irdischen Glückseligkeit zur Seligkeit nach dem Tode nur noch ein sehr kleiner sein wird. —

Nationalökonomie.

Frühere Philosophen haben philosophische Betrachtungen fast niemals oder doch nur wenig mit der Nationalökonomie verknüpft.

Wie die Verhältnisse heute liegen, ist es garnicht möglich, eine philosophische Abhandlung zu schliessen, ohne das Gebiet der Nationalökonomie zu berühren, wenn auch nur in grossen Zügen. Dies thut auch Uhthoff in seiner hier wiederholt citierten Schrift, indem er sich Flürsheim anschliesst und zunächst Enteignung des Grundes und Bodens empfiehlt. Wir sind mit ihm überzeugt, dass diese Maassregel, deren Durchführung allerdings mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft sein wird, dennoch in absehbarer Zeit zur Ausführung gelangen muss.

Sehr bemerkenswert ist ein Vortrag Ludwig Büchners, den er Anfang Dezember 1892 im „Deutschen Bund für Bodenbesitzreform“ zu Berlin — über „Sozialreform und Sozialdemokratie“ gehalten. Wir geben den Bericht einer berliner Zeitung darüber hier ungekürzt wieder:

„Bevor der Herr Redner auf seine eigenen Reformpläne auf sozialem Gebiet einging, unterzog er die hier herrschenden Zustände einer überscharfen Kritik. Ueberall, vornehmlich in den grossen Städten, machten sich die schärfsten Gegensätze geltend, weil Arbeit und Verdienst nicht mehr in dem richtigen Verhältnis ständen und das alte Wort: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen“, vergessen sei. Daher schreibe sich der furchtbare Kampf um das Dasein, welcher ständig wachse, da sich niemand ihm entziehen könne, ohne den grössten Schaden zu nehmen. In einer richtig

organisierten Gesellschaft dagegen müsste der ganze Gewinn jeden treffen; hier müsste der Grundsatz gelten: „Einer für alle und alle für einen.“ Wenn auch allgemein die sozialen Schäden erkannt würden, so verzweifele man doch an einer Ausgleichung derselben, weil man sie als durch die Naturgesetze bedingt betrachte; wenn man dieses annähme, so müsste man auch die heute vielfach zutage getretene Erscheinung, dass sich die Konsumtion nach der Produktion richte, für naturgemäss halten, während früher das Umgekehrte der Fall war. Es giebt aber Mittel zur Abhülfe, wie solche bereits mehrfach in Vorschlag gebracht worden seien; als die radikalste Form derselben könne man den Kommunismus ansehen, welcher wohl denkbar, aber nicht ausführbar sei. Andere Fingerzeige biete die moderne Naturwissenschaft. Diese verlange den Ersatz der Naturmacht, welche das Schicksal des Einzelnen schon in der Wiege bestimme, durch eine durch die Vernunft geregelte Macht. Als die Sturmvögel dieser Forderung müsse man die Sozialdemokraten, ebenso wie die Anarchisten und Dynamitverbrecher bezeichnen, deren Bedeutung man nicht unterschätzen, geschweige denn, dass man sie ignorieren dürfe. Eine Ausgleichung und Versöhnung der das Wohl der Gesellschaft untergrabenden Gegensätze sei nur durch eine Aenderung der Besitzverhältnisse möglich, zu welcher nach dem Vorschlag des Herrn Redners das Zusammenwirken dreier verschiedener Mittel die Handhabe geben solle. Als erstes nennt er die Abschaffung der Bodenrente, welche ein geschichtliches Postulat bildet; denn ursprünglich bestand überall eine völlige Gemeinschaft des Bodens — nicht nur für den Fischer und Jäger, sondern auch für den Ackerbauer; später erst wurde eine Verteilung des Grund und Bodens an einzelne vorgenommen, wobei viele leer ausgingen. Dieses ist ein Fehler gewesen; man hätte die anfänglichen Zustände beibehalten müssen. Heute kann man diese nur mit grossen Opfern wieder herstellen, der Staat muss den im Privatbesitz befindlichen Boden für sich zurückkaufen. Die hierzu erforderlichen Mittel kann er — und dieses ist der zweite Vorschlag des Vortragenden — durch eine Beschränkung bzw. — in letzter Linie — Aufhebung der Erbrechte zu seinen Gunsten erwerben, wie es die Gerechtigkeit erfordert; sei doch auch das Erbrecht kein Naturrecht, sondern erst — wahrscheinlich von den Römern — künstlich geschaffen; jedoch widerspreche es dem Grundsatz, dass

jeder nur die Früchte seines eigenen Fleisses geniessen solle; das grösste Uebel, welches es erzeugt, bestehe in der Anhäufung riesiger Privatvermögen, welche oft ganze Staaten beherrschen. Schliesslich verlangt Professor Büchner eine Umwandlung des Staates in eine obligatorische Versicherungsanstalt auf Unfall — im weitesten Sinne des Wortes — Krankheit und Tod, als deren primitiven Versuch man die Ideen des Staatssozialismus einerseits und das Bestehen der Privatversicherungsgesellschaften andererseits ansehen könne. Dieses sein Programm der Sozialreform stelle sich in den schärfsten Gegensatz zu dem der Sozialdemokraten, denn es verlange nicht eine Volksherrschaft, aber auch nicht eine Beschränkung der Rechte des Einzelnen; es müsse sich auf friedlichem Wege durch die Macht der Einsicht und Ueberzeugung verwirklichen. Die Sozialdemokratie fasse den Begriff der sozialen Frage viel zu eng, weil sie diese nur für eine Gesellschaftsklasse und auch nur für einen Teil derselben lösen wolle; selbst wenn die Absichten dieser Partei verwirklicht würden, so könnte ihre Herrschaft nicht von Dauer sein; es würden sich Zustände entwickeln, wie sie Eugen Richter¹⁾ in seinen „Sozialdemokratischen Zukunftsbildern“ im grossen und ganzen richtig geschildert habe.“

Soweit Büchner.

Was das Lohngesetz anbetrifft, so hat sich die Ansicht, dass sich dies einzig und allein durch Angebot und Nachfrage regele, vollständig überlebt. Hält doch nichts der Zeit stand; auch Eisen oxydiert, und — nichts ist beständiger als der Wechsel! Es verträgt sich mit unserer Kultur absolut nicht mehr, Menschenkräfte wie eine Waare zu behandeln, deren Wert sich, wie oben bemerkt, nach Angebot und Nachfrage richtet. Wir sollen und dürfen fernerhin in jedem Menschen, und wenn es der ärmste und niedrigste ist, nur und ausschliesslich den Mitmenschen erblicken, der mit uns berufen ist, zum Heile der Gesamtheit wie zu seinem eigenen zu wirken und zu schaffen und sich „freudig als helfendes Glied dem Ganzen anzuschliessen“, wenn er nun einmal selbst ein Ganzes nicht sein kann.

1) Zur Zeit ein Abgeordneter des deutschen Reichstages.

Wir geben hier einige Strophen des wundervollen kleinen Gedichtes von Jost Winteler wieder:

Das Volk an die Aristokratie
oder
Menenius Agrippa im 19. Jahrhundert.

„Auf meinen Schultern bist du aufgestiegen
Und ruhst auf meinen Schultern. Was du schaust
Ist unser aller Arbeit, unser Gut.“

— — — — —

„Sei heut das Aug', so bin ich Bein und Blut,
Und morgen lass uns neu die Werte wiegen!“

— — — — —

„Wer Kronen trägt, der trägt der Menschheit Kronen,
Selbstherrlich soll kein Staubgeborner thronen.“

Mit Freudigkeit kann nur der seinen Beruf erfüllen, der dabei imstande ist, ein menschenwürdiges Dasein zu fristen. Das stärkere, die Nachfrage überwiegende Angebot der Menschenkraft darf also nicht ferner benutzt werden, Hungerlöhne zu zahlen, sondern der Lohn muss im Verhältnis stehen zu dem Unternehmergewinn. Die Unternehmer und ebenso die unternehmenden Gesellschaften werden sich sehr bald entschliessen müssen, Arbeitern und Beamten einen grösseren Teil des Gewinnes als bisher, sei es durch höheren Lohn, sei es in Form einer jährlichen Remuneration zukommen zu lassen, anderenfalls werden sie der Sozialdemokratie in die Hände arbeiten und dieser Partei, die absolut nicht weiss, was sie will, es sei denn das Chaos, immer neues Material zuführen.

Allerdings muss hier einiger wenigen Ausnahmen rühmlich gedacht werden. In etlichen Privatinstituten herrscht schon seit langer Zeit das System, die Beamten je nach dem am Jahresschluss erzielten Gewinn prozentualiter zu beteiligen und sie, sowie deren Angehörige ausserdem durch Pension und Lebensversicherung bei eintretenden Unglücksfällen vor jeder Not zu schützen. Dafür besitzen diese Häuser einen Beamtenstamm, der, vor Entbehrung und Nahrungssorgen gesichert, jederzeit mit Freudigkeit und Hingebung seine Pflicht erfüllt und die getroffenen Wohlfahrtseinrichtungen dankbar anerkennt. Weiter Blick und offenes Herz haben hier schon vor langer Zeit den grössten Teil der sozialen Frage gelöst,

an der die Staaten wohl immer vergeblich herumkurieren werden, denn beides lässt sich nicht durch Gesetze dekretieren.

Wären alle Arbeitgeber und Vorstände grösserer und kleinerer Betriebe nur zur Hälfte von ähnlicher hochherziger Gesinnung be-seelt, es wäre der Welt das Schauspiel, das uns die Sozialdemo-kratie bietet, erspart geblieben, oder mit anderen Worten: Wären wir alle in unseren grösseren und kleineren Verhältnissen mehr Sozialdemokraten, so würde es — so paradox es auch erscheint — weniger oder keine Sozialdemokraten geben; sehr viele indessen werfen jene Partei mit Steinen und tragen durch Handlungsweise, Dünkel und Hochmut, durch Unterdrückung Untergebener, durch Aus-saugen von Arbeitskräften fortwährend dazu bei, derselben neue Kräfte zuzuführen. Die widersinnige Forderung der Sozialdemo-kraten, Lohn und Arbeitszeit zu schablonisieren, wird — weil un-natürlich — nie erfüllt werden, dahingegen wird das jetzige, an sich ganz gute, indessen seiner grossen Umständlichkeit wegen allge-mein verurteilte Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz gewiss bald dahin Abänderung erfahren, dass der Arbeiter bereits vom sechzigsten Jahre an eine Rente bezieht, und dass diese Rente ausserdem mindestens noch einmal so hoch bemessen werden wird, als es jetzt der Fall ist. Selbstverständlich gehören dazu höhere Steuern, besonders bei weiterer Entlastung der unteren Volks-schichten; allein was will eine direkte Belastung von 12 — 15 % vom Einkommen — wir zahlen in Deutschland jetzt durchschnitt-lich etwa 10 % direkte Steuer — besagen gegenüber dem Vorteil, Zufriedenheit und Schaffensfreude in Kreise zu tragen, denen von professionellen Hetzern Ruhe, Glück und Lebensfreudigkeit — und somit die Thatkraft — mutwillig, systematisch untergraben und zerstört ist. — Jene hohe Belastung durch Steuern wird übrigens in nächster Zeit dadurch wieder herabgemindert werden, dass die Ausgaben für militärische Zwecke nach dem nächsten grossen Kriege ganz bedeutend werden geringer werden, ganz unabhängig davon, ob dieser Krieg für uns einen glücklichen oder unglücklichen Verlauf nimmt. Im ersteren Falle werden wir jedenfalls Garantien fordern, die uns auf Menschenalter hinaus vor frivolen Ueberfällen sichern; im letzteren wird man Deutschland und dessen Bundes-genossen derartig schwächen, dass jede weitere Kriegsbereitschaft un-möglich gemacht wird. Ausserdem lassen sich Kulturvölker selbstver-ständiglich auf die Dauer nicht dazu zwingen, nur und ausschliesslich für das

Militär zu arbeiten. Jedenfalls haben die wohlhabenderen Klassen die ernste und heilige Verpflichtung, sich selbst und freiwillig eines Teils ihres Besitzes zum Wohle der Gesamtheit zu entäussern, wie dies von etlichen Besitzenden bereits jetzt schon in wahrhaft grossherziger Weise geschieht. Ein höherer Bildungsgrad des Kopfes würde für die Menschheit zwecklos sein, wenn ihm nicht ein höherer Bildungsgrad des Herzens folgte, das ist die Erkenntnis, dass ein Naturgesetz für das ganze All eins und dasselbe ist, und dieses Naturgesetz lautet für den gegebenen Fall: „Jeder für alle und alle für einen.“ Es ist recht leicht hier zu erwidern: „Das sind ja aber doch durchweg völlig sozialdemokratische Ideen!“ Als ob aber nicht längst vor dem Vorhandensein der Sozialdemokratie Wohlfahrtseinrichtungen jeder Art für die ärmeren Klassen existiert hätten, und an allen diesen Einrichtungen, die jährlich grössere Dimensionen annehmen, hat die Sozialdemokratie wahrlich den geringsten Anteil; jene haben sich entwickelt und werden sich weiter entwickeln, aber, wie alles in der Welt, allmählich und stetig — denn nur das ist von Bedeutung; eine Ueberstürzung, wie sie die Sozialdemokratie fordert, trüge gleichzeitig den Keim der Vernichtung in sich. Zu allen Zeiten hat man erkannt, dass das Los der Armen und Elenden ein trauriges ist und hat sich bemüht, es zu bessern. So sagte vor vielen Jahren ein bereits verstorbener nationalliberaler Abgeordneter (Burg I), den gewiss niemand sozialistischer Ideen zeihen wird, im Reichstage: „Mit der Sozialdemokratie bei uns würde es sehr bald zuende sein, wenn wir erst Invalidenhäuser für die Arbeiter errichtet haben werden.“ Und er hatte insofern recht, als die Invaliden, ganz unabhängig, ob sie auf dem Felde der Arbeit oder auf dem der Ehre — denn Arbeit ist Ehre — invalide geworden sind, allerdings unseres vollen und ganzen Schutzes bedürfen. Dafür ist leider nur ein Gesetz geschaffen, das nicht halb und nicht ganz ist. Unrecht hatte indessen jener Abgeordnete mit dem Gedanken, dass mit diesem vermeintlichen Gipfelpunkt der Wohlfahrtseinrichtungen die Sozialdemokratie verschwinden würde; denn es giebt eben absolut nichts, was diese Partei befriedigen könnte — ausgenommen eine allgemeine Verarmung — sonst aber wird keine Gesetzgebung und keine Selbsterkenntnis das Fortbestehen der Sozialdemokratie verhindern, deren Führer vollauf zu thun haben — trotz aller bereits bestehenden und fortschreitenden Wohlfahrtseinrichtungen — die Massen in Aufregung und Unzu-

friedenheit zu erhalten, da es anderenfalls um ihre Machtstellung geschehen wäre. Doch ist wohl zu hoffen, dass sich dereinst das Wort des Aristoteles erfülle, der in einer seiner neuerdings aufgefundenen Schriften sagt: „Wohl ist das Volk leicht einmal zu verführen, aber schliesslich hasst es die, welche es zu bösem Thun aufgeregt!“ —

Ein ganz besonderer Stolz der Sozialdemokratie ist ihre Partei-Disziplin, und man kann thatsächlich hören, wie sonst ganz verständige Menschen sich bewundernd darüber äussern. Es giebt indessen auch in der Disziplin eine goldene Mittelstrasse, und darüber hinaus ist vom Uebel und führt da, wo sie zum Kadavergehorsam wird, da, wo sich das Spiel der geistigen Kräfte nicht mehr frei entwickeln und entfalten kann, zur Stagnation und Verdummung. Den besten Beweis bildet wohl die nicht minder berühmte Disziplin der katholischen Kirche, während es bei der Sozialdemokratie dahingestellt bleiben möge, ob sie die Massen verdummt — oder ob sie nur den Dummen aufgenötigt ist, woran auch die Thatsache nichts zu ändern vermag, dass akademisch gebildete Leute zu ihren Anhängern zählen; auch diese, die fortwährend nach Freiheit schreien, knicksen — vermöge der Selbstsuggestion — vor ihren Partei-Heiligen ebenso sklavisch herum wie der Protestant vor seinem Neben-Luther und wie der hochgebildetste Katholik vor seinen Heiligenbildern. Nein, Partei-Disziplin, in dieser Weise verstanden und ausgeübt, ist wirklich nichts Berühmtes und Nachahmungswertes, und die Theologen wissen sehr wohl, was sie thun, wenn sie eine gleiche Disziplin für die evangelische Kirche fordern.

Vielfach wird behauptet, man könne der Sozialdemokratie am besten durch Verbreitung von Bildung beikommen. Das mag bis zu einem gewissen Grade richtig sein; allein eben nur bis zu einem gewissen Grade. Als vor etlichen Jahren im deutschen Reichstage ebenfalls nach „Bildung für die unteren Schichten“ gerufen wurde, hatte nur ein Abgeordneter den Mut, dies auch von der gegenteiligen Seite zu betrachten, und er schloss seine Rede mit den Worten: „Lassen Sie mir wenigstens einen Menschen übrig, der in der Bildung nicht so weit ist, dass er es für unter seiner Würde hält, mir die Stiefel zu putzen.“ Völlig unterschreiben würden wir ja diesen Ausspruch nicht, denn es kann nur jedem Minder-Gebildeten hoch angerechnet werden, wenn er nach grösserer Bildung strebt.

Es ist in dem unentgeltlichen Besuch unserer vorzüglichen Volksschulen, Handwerker-, Fortbildungs- und Handarbeitsschulen jedem das Mittel gegeben, sich zu einem tüchtigen Menschen auszubilden. Leider wird aber von diesen Instituten lange nicht der wünschenswerte Gebrauch gemacht, ja, es ist sogar nur ein kleiner Bruchteil von Schülern der Volksschule, der dieselbe nach erlangter vollen Reife aus der ersten Klasse verlässt; trotzdem die Meister der besseren Handwerke einen solchen jungen Mann mit einer gewissen abgeschlossenen Bildung viel lieber als Lehrling aufnehmen, als einen aus der Tertia oder Sekunda eines Gymnasiums oder einer Realschule. Ebenso wenig Gebrauch wird von der Einrichtung, dass die besten Schüler und Schülerinnen der Volksschule kostenlos ein Gymnasium, beziehungsweise eine höhere Töchterschule besuchen dürfen, gemacht.

Aus diesem allen geht gewiss zur Genüge hervor, wie ungerechtfertigt es ist, wenn die Sozialdemokraten behaupten, es geschähe nicht genug für die Bildung der unteren Klassen, und es kann nicht häufig genug darauf hingewiesen werden, wie dies immer von neuem beweist, dass jene Leute nicht wissen, was sie wollen. Und doch ist ihr Auftreten im deutschen Reiche ein vergleichsweise immerhin noch sehr zurückhaltendes, ja, sie behaupten sogar, ihr Ziel — welches? wissen sie selber nicht — nur auf gesetzmässigem Wege erreichen zu wollen; hierdurch spenden sie unbeabsichtigt der Regierung das höchste Lob; denn es beweist dies Auftreten nur den Erfolg einer starken, zielbewussten Regierung, und da sind die Leute denn doch so gescheit, einstweilen keine unüberlegten Streiche zu vollführen, denn ihr Leben ist ihnen — besonders den von den Spargroschen bethörter Arbeiter lebenden Führern — zu lieb, um Ausschreitungen zu begehen, wie man von solchen aus ausserdeutschen Ländern erfährt. Hätten wir eine schwache Regierung, so würde auch sehr bald die Maske fallen, und wir hätten die Anarchie in bester Form und, unter etwa gleichen Verhältnissen, auch die Pariser Kommune von 1871. Leider hat seit 1890 die deutsche Regierung die Zügel weniger straff angezogen. Die Folge ist, dass sich eine Abzweigung von der Sozialdemokratie vollzogen hat, und diese Leute nennen sich ganz offen „Anarchisten“ und halten ebenso offen Versammlungen ab, in denen sie die Pariser Kommune, das Bombenattentat in Chicago und die schändlichen Dynamitattentate in Paris und Barcelona verherrlichen.

Fragen wir nach Ursache und Zweck dieses entsetzlichen Auswuchses am herrlichen Baume der Kultur, so muss vor allen Dingen das Naturgesetz festgehalten werden: Die Natur macht niemals einen Sprung. Geschieht nun doch einmal ein zu grosser und schneller Schritt vorwärts — wie solcher ganz augenfällig in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschehen ist — so ist es nur natürlich, dass nach einiger Zeit wieder ein Rückschlag eintritt oder doch dem Fortschritt ein Hemmschuh angelegt wird; und so kann es nicht wunder nehmen, wenn nach einem so ausserordentlichen Aufschwunge, wie ihn Kunst, Wissenschaft, Technik und Staatswesen in den letzten fünfzig Jahren genommen, auch hier in der Kultur der Hemmschuh in die Erscheinung tritt, und zwar in Gestalt jener, ein geordnetes Staatswesen hassenden Parteien, jener Kraft, „die das Böse will und doch das Gute schafft.“

Allerdings ist der, auf dem entgegengesetzten Standpunkt stehenden konservativen, sowie der, einen einseitigen Standpunkt vertretenden Partei, wie solche die Religion zum Ausgangspunkte ihrer gesamten Politik macht, der gleiche Vorwurf nicht zu ersparen, wenngleich sie aus ganz anderen, nicht weniger egoistischen Beweggründen handeln als erstere. Besonders wünschenswert wäre es, dass der mathematische Lehrsatz vom Parallelogramm der Kräfte mehr berücksichtigt würde, wonach unschwer einzusehen ist, dass einem Staatswesen einzig und allein eine grosse, unabhängige national-liberale Partei nötig und förderlich ist; solange indessen die staatszersetzenden, äussersten linken Flügel der Volksvertretung ihre Unterminierarbeit betreiben, solange allerdings bedürfen wir auch als Gegengewicht eines äussersten rechten Flügels. Leider müssen wir bekennen, dass sich in letzter Zeit auch auf jenem äussersten rechten Flügel, bei der Partei, die sich als konservativ und staatsersetzend zu bezeichnen pflegt, Verhältnisse herausgebildet haben, die, dem Dünkel, dem falsch verstandenen Patriotismus und den Sonderinteressen entstammend, schliesslich nicht minder staatszersetzend wirken als das Verhalten der äussersten linken Parteien. Die Wahl eines kassierten Schulrektors, eines mehrfach mit Gefängnis bestraften Subjekts, zum konservativen Reichstagsmitgliede (Anfang Dezember 1892), sowie der zur gleichen Zeit in Berlin abgehaltene Parteitag der Konservativen, auf dem absolut weiter nichts getrieben wurde als wüster Antisemitismus, lassen wohl keinen Zweifel darüber, dass jene Partei

sich auf einer schiefen Ebene befindet, und dass ein Regieren mit ihr unmöglich geworden ist.

Wie die Regierung über diese „Stütze von Thron und Altar“ denkt, geht aus einem Passus der Rede des Reichskanzlers Grafen Caprivi in der Sitzung des Reichstages vom 14. Dezember 1892 hervor. Der Genannte sagte bei Erwähnung jenes Parteitages folgendes: „Es fielen Aeusserungen, die auf den Prozess, der in der letzten Woche seinen Abschluss gefunden hat, abzielten und die offene und unverhüllte Teilnahme mit dem Manne zum Ausdruck brachten, der in diesem Prozesse verurteilt worden ist (lebhaftes hört! hört! links, Unruhe rechts), und der das deutsche Heer in einer Weise angegriffen und geschädigt hat, wie wir das von einem deutschen Manne, soweit meine Kenntniss reicht, noch nicht erlebt haben. (Lebhafter Beifall links, Unruhe rechts.) Das Verhalten der konservativen Partei auf diesem Parteitage erweckte den Anschein, wie wenn sie sich mit dem Angeklagten und dessen Bestrebungen bis zu einem gewissen Grade identifizierte.“ (Gemeint war der vorhin erwähnte ehemalige Rektor.)

Somit liegen die Dinge für Deutschland gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts recht traurig. Wirren, wohin man sieht, Krieg im Innern, Krieg-in-Sicht nach aussen; denn trotz aller Friedensversicherungen ist jedem Einsichtigen soviel klar, dass sich an dem Tage, an welchem Russland und Frankreich des Sieges gewiss zu sein glauben, Europa in ein grausiges Schlachtfeld verwandelt. Was die Volksvertretung im allgemeinen anbetrifft, so glauben wir, dass sie ihre Rolle bald ausgespielt haben wird, weil stets neue Institutionen die alten verdrängen. Der Uebergang von der absoluten Monarchie zur konstitutionellen war ein Fortschritt. Die Volksvertreter thaten ihre Pflicht, wenn sie über die in Frage stehenden Gesetze nach ernstem Studium und reiflicher Ueberlegung mit bestem Wissen und Gewissen ihr Votum abgaben. Nur auf diese Weise kann für das allgemeine Wohl Erspriessliches geschaffen werden. Wie ganz anders hat sich die Sache in neuerer Zeit gestaltet! Sind neue Gesetzentwürfe erschienen, so ist die Frage für die Volksvertreter nicht mehr die: Was ist daran für das Volk von Vorteil und was von Nachteil? sondern jede Partei sucht sich das für sie Günstige heraus und übt dann auf die Gegenpartei durch in Aussicht gestellte Zusage oder Ablehnung einen Druck aus, um von dieser ebenfalls ein ihr günstiges Votum zu erlangen. So ent-

steht ein Schachern, ein Feilschen, ein Bieten, wie es trauriger nicht gedacht werden kann. Besonders stark darin ist das Centrum, das jedem Entwurf, es mag ihn für noch so schlecht halten, freudig seine Zustimmung giebt, wenn sich die Gegenparteien nur verpflichten, einem nachfolgenden Antrag desselben zuzustimmen. Eine solche Politik des „do, ut des“ muss jeden Vaterlandsfreund empören und betrüben, aber auch gleichzeitig das Nutzlose des Wählens klar vor Augen führen, besonders solange eine grosse nationalliberale Mittelpartei fehlt. Die natürliche Folge wird sein, dass sich Extreme nach rechts und links herausbilden, Parteien, mit denen zu regieren unmöglich, worauf als weitere natürliche Folge das Ende des Parlamentarismus gekommen sein wird.

Hören wir, wie andere Männer über den Parlamentarismus denken.

Der römische Jurist Scipio Sighele schreibt (Ende Juli 1895) u. a.: „Jede Vereinigung von Menschen zu Beratungszwecken ist verfehlt. Die Kräfte vieler zu einer Diskussion zusammengetretenen Männer summieren sich nicht, sondern heben sich auf, so dass eine Versammlung von zwanzig oder dreissig Goethes, Kants, Helmholtz', Shakespeares, Newtons zwar sehr schöne Reden, aber nichts Praktisches zu Tage fördern würde.“ — — — „Warum sollen die Stimmen von hundert Schuhmachern dieselbe Gültigkeit haben, wie die von hundert gebildeten Leuten? Und dann, von anderen faulen Mittelchen ganz abgesehen, die von tausend Advokaten ausgeübte Suggestion bei den Wahlen! Der Witz von alledem ist, dass an die Stelle der Tyrannei des Einzelnen die Tyrannei der Menge, an die Stelle des Vorurteils vom Gottesgnadenrecht der Könige das Vorurteil vom Gottesgnadenrecht des Parlaments getreten ist! Daher die Degeneration des Parlaments wie des einzelnen Parlamentariers, die Ausbreitung des Bazillus des Schlechten, die Entwicklung der Kammer zum hysterischen Weibe, das Entstehen des aus Heuchelei und Intrigue zusammengesetzten politischen Verbrechertums.“ —

Ferner lässt sich ein Anonymus in der „Gegenwart“ Nr. 15 d. d. 15/4. 1893 folgendermaassen vernehmen: „Jeder Einsichtige nennt die staatsrechtlichen Zustände im heutigen Deutschland vieldeutig, unklar und ungesund, eine tolle Mischung von parlamentarischem Republikanismus, belgischer Kapitaltyrannei und zarischem Selbstherrschertum. Das muss anders werden. Wilhelm II. ist, täuscht nicht alles, auf dem Wege zu vernünftiger Reform; er setzte un-

beirrt von dem Gekläff konstitutioneller Königsfeinde, von dem Gewitzel politischer Clowns seinen Weg fort, sich selbst besiegend.“ — — — „Dieser Weg ist klar vorgezeichnet. Kein Mensch im Volke, von den leitartikelbekneipten Versamlungsbrüdern abgesehen, schert sich heute den Daus um sogenannte politische Fragen; kein Vernünftiger würde heute auch nur den Finger heben, wenn ein sozialreformatrischer Fürst, um zum Ziele zu gelangen, die Verfassung suspendiert. Alle Welt hat die parlamentarischen Oelmühlen satt. Im Musterlande England fordert Balfour zum Kampfe gegen die „tyrannische Mehrheit“ auf. Bei uns schickt der Wähler, den Parteidespötchen zum Tort, den Ahlwardt, Fusangel und Sigl in den Reichstag! Der Parlamentarismus erstickt am eigenen Gifte. Endlich beginnt das Volk politisch reif zu werden; Kulturkampf, Freihandel und gleiches Wahlrecht für alle locken keinen Gimpel mehr auf den Leim. Wir wissen nun, dass die politische Freiheit des Armen ein giftiger Hohn ist, solange er nicht wirtschaftlich auf eigenen Füßen steht. Zehnmal lieber ist uns hohenzollernscher Absolutismus als der würgende Kapitalismus. Von der wüsten Bebelei haben wir für die Zukunft nichts zu befürchten; Sozialistentöter brauchen wir nicht; aber dass ein Sankt Georg erstehe, der der Ausbeuterei ein Ende macht und die Ketten wirtschaftlicher Sklaverei zersprengt, darum beten wir auf den Knieen zu unserem Gott!“

Ferner sagt von Hartmann in derselben Zeitschrift, Gegenwart Nr. 52, d. d. 30. Dezember 1893 in einem Artikel, überschrieben: „Der Niedergang der Volksvertretung“: „Es lässt sich schwerlich bestreiten, dass in den beiden letzten Menschenaltern das Ansehen der Parlamente in allen Kulturländern stark gesunken ist, am meisten aber in Deutschland, wo der Gegensatz zwischen der Begeisterung über die neue Errungenschaft rasch einer kläglichen Entnüchterung Platz gemacht hat und in eine unberechtigte Unterschätzung des Prinzips der organisierten Volksvertretung überhaupt umzuschlagen droht.“ — — — „Die parlamentarischen Debatten, denen das Volk anfänglich wie den Offenbarungen höchster politischer Weisheit begierig lauschte, sind immer mehr zu gehaltenen Redeturnieren herabgesunken, in denen bekannte Parteisablonen auf konkrete Gegenstände angewandt werden. Jeder Kundige weiss vorher, was die verschiedenen Parteien über diese oder jene Frage reden werden, und hat deshalb gar kein Interesse

mehr daran, das behagliche breite Geschwätz der stereotypen Figuren genauer zu verfolgen.“ — — — „Niemand im Volke glaubt mehr daran, dass die Abgeordneten ihre Entschliessungen über das, dem ganzen Vaterlande Heilsame treffen, wie es ihre Pflicht wäre. Jeder weiss, dass die Mehrzahl der Abgeordneten willenloses Stimmvieh sind, ebensogut wie die Mehrzahl der Wähler.“ — — — „Aristokratische Naturen von feinerer Empfindung fühlen sich in unseren Parlamenten schon lange nicht mehr wohl. Die anständigen Leute fangen an, eine Scheu davor zu bekommen, dass man sie als Kandidaten aufstellen könnte, wenn nicht ihre Eitelkeit stärker ist, als ihre Abneigung gegen parlamentarische Atmosphäre.“ — — — „Das Volk fühlt instinktiv heraus, dass die Achtung der Abgeordneten selbst vor ihrem Beruf im Sinken ist und nicht mehr sehr hoch steht.“ — — — v. Hartmann schliesst mit den Worten: „Es ergiebt sich aus dieser Betrachtung, dass die verfassungsmässigen Zustände in unserer Volksvertretung keineswegs ideal und vollkommen sind, vielmehr in mancherlei Hinsicht eine Revision sehr wünschenswert erscheinen lassen — es fragt sich nur, in welcher Weise.“ —

Alle diese Aussprüche bestätigen also das von uns Gesagte, d. h. dass sich der Parlamentarismus in seiner jetzigen Gestalt überlebt — völlig überlebt hat. Es soll damit keineswegs etwa die Rückkehr zur absoluten Monarchie als erwünscht bezeichnet werden. Dieser Rückschritt ist undenkbar. Die neue Form wird wiederum ein Fortschritt sein, ohne dass heute jemand imstande sein könnte, eine Darstellung dieser neuen Form zu geben. Es gehört absolut kein prophetischer Blick dazu, das vorauszusehen, ebensowenig wie zu der Voraussage, dass alle heutigen Monarchieen später einst Republiken, und alle Republiken einst Monarchieen sein werden; das ist ein ganz selbstverständlicher Kreislauf der Dinge; jede Veränderung wird indessen auch stets einen Fortschritt bedeuten, und da, wo sich eine der Republik nachfolgende Monarchie nicht als Fortschritt dem Zeitgeist anpasst — wie die verschiedenen französischen Monarchieen des letzten Jahrhunderts — wird sie eben einfach nicht sein. —

Grossen Einfluss auf unser politisches Leben üben die Zeitungen aus, von denen sich der grösste Teil des Publikums leider völlig gängeln lässt. Jeder glaubt eine fertige, ausgereifte Meinung zu besitzen, in Wahrheit besitzt er aber nichts, als die Meinung

seiner Zeitung, die er seit vielen Jahren liest, vielleicht schon als junger Mann im Hause seiner Eltern gelesen hat. Ein Philosoph sprach einst den Satz aus: „Der Mensch ist, was er isst.“ Dieser Satz ist wohl nicht so völlig wörtlich zu nehmen, fast wörtlich zu nehmen aber wäre der Satz: „Der Mensch ist — politisch — was er liest!“ Nichts ist verkehrter als das Lesen einer Zeitung und das Eingeschworensein auf deren Ansicht. Es muss doch klar sein, dass die Redakteure einer Zeitung alle mit gebundener Marschroute arbeiten und nur stets in der Tendenz ihres Blattes und nach dem Wink ihres Chefredakteurs schreiben dürfen, weshalb sie Maximilian Harden auch treffend „Kulis“ nennt. Wer sich am politischen Leben beteiligen will, muss notwendigerweise Zeitungen verschiedener Parteirichtungen lesen.

Es kann natürlich nicht unsere Absicht sein, hier ein politisches Programm entwickeln zu wollen; es kam nur darauf an, zu zeigen, wie eng Nationalökonomie und Politik mit der Philosophie verknüpft sind, und wie jedes Fortschreiten auf sozialpolitischem Gebiet nur im arbeiterfreundlichen Sinne zu denken ist unter besonderer Berücksichtigung der Armen und Arbeitsunfähigen, sowie ferner, dass dieser Fortschritt desto segensreicher sein wird, je weniger überstürzt er sich vollzieht.

Es eröffnet sich hier für Nationalökonomien und Politiker von Fach ein weites Feld, ihre Thätigkeit und Kenntnisse zu entfalten, denn Nationalökonomie ist eben eine Wissenschaft wie jede andere und will ebenso wie jede andere studiert sein; doch aber glaubt jeder Laie, der bei anderen wissenschaftlichen Fragen bescheiden schweigt, hier mitreden und urteilen zu können, und die unerfahrensten und unreifsten Leute dünken sich oft am klügsten und wissen ganz genau, wie das Volk am schnellsten zu beglücken und zu retten wäre, während nirgends mehr als hier die Wahrheit gilt: „Man muss sehr viel gelernt haben, um einzusehen, wie wenig man weiss!“

Von grosser nationalökonomischer Bedeutung ist die Frauenfrage oder, wie sie Eduard von Hartmann nennt, die Jungfernfrage, indem er die Frauen, d. h. die verheirateten Frauen, als nicht in Frage kommend, ausschliesst.

Von Hartmann schlägt vor, die Männer zur Heirat gewissermaassen zu zwingen, indem der Staat eine sehr hohe — bis zum vierten Teile des Einkommens — Junggesellensteuer von ihnen erhebt,

die den unverheiratet gebliebenen Mädchen zugute kommen soll. In dem Anwachsen der Zahl dieser Mädchen erblickt er sogar eine grosse soziale Gefahr, über die er sich in der „Gegenwart“ Nr. 34 d. d. 22. August 1891, wie folgt auslässt: „Das öffentliche Interesse der Jungfernfrage hat mehr als einen Grund. Die Ausschaltung so vieler Töchter höherer Stände von der Fortpflanzung ist ein Verzicht auf die Erhaltung der mühsam erworbenen höheren Eigenschaften in den künftigen Generationen und eine einseitige Abwälzung der nötigen Volksvermehrung auf die roheren und wirtschaftlich schwächeren Stände, also eine Art umgekehrter Zuchtwahl, die notwendig zu einer Verrohung und Erniedrigung des nationalen Durchschnittstypus führen muss. Die Verminderung der Heiraten und die zunehmende Verspätung der Eheschliessung in der gebildeten Männerwelt, aus welcher die wachsende Jungfernzahl entspringt, trägt zur Entsittlichung der grossen Städte bei, in denen die Junggesellen sich vorzugsweise anhäufen, und die Entsittlichung der Städte bietet den Junggesellen wachsende Versuchungen dar, die sie von der Eheschliessung zurückhalten.“

Halten wir daran fest, dass kein Naturgesetz zurückgeschraubt werden kann, also auch nicht die Zielstrebigkeit zum Vollkommeneren, so muss diese Ansicht von Hartmanns als eine irrige bezeichnet werden. Er überschätzt eben die relativ geringe Zahl blasierter junger Leute, wie sie in den grossen Städten zu finden sind und immer zu finden waren. Diese können aber unmöglich ein Naturgesetz zur Umkehr zwingen. Ueberdem können sich ja auch unsere sozialen Verhältnisse doch wieder einmal dahin ändern, dass der junge Mann früher, als es im Durchschnitt jetzt der Fall ist, zu Brot gelangt, und was die Hauptsache wäre, unsere weibliche Jugend wird möglicherweise in Zukunft wieder bescheidener in ihren Ansprüchen. Auch unsere männliche Jugend kommt vielleicht später mehr zu Verstand. Die jungen Leute von heute laufen zum grossen Teil in einem geradezu unwürdigen Aufzuge einher und erinnern — um mit „Caliban“, dem Mitarbeiter der „Gegenwart“, zu reden — an „aus Versehen zu Männern gewordene Waschlappen“. Eingehüllt in einen widerlichen Moschus-Bordell-Geruch, dazu Schnabelschuhe und Poposcheitel — wahre Jammerbilder! Das Schlimmste ist nur, dass dieses Aeussere — ähnlich, wie das Simulieren gewisser Krankheiten die Krankheit selbst hervorruft — auch seine Wirkung leider nach innen ausübt und Schnabel-

schuh-Charaktere mit Poposcheitel-Gesinnung erzeugt. Das freie, offene und ehrliche Wesen, das gerade die deutsche Jugend früher ausgezeichnet hat, droht zu versumpfen, wenn nicht bald von seiten der Schule und der Gesellschaft Wandel geschaffen wird. Freilich wird auch aus unserer Gesellschaft der freie und ungezwungene Ton immer mehr verdrängt. Ceremonielle Steifheit und Schöngeisterei regieren auch dort, und eine „feine“ Dame glaubt es ihrer „Feinheit“ schuldig zu sein, bei Erwähnung des Wortes „Wadenkrampf“ eine Ohnmacht fingieren zu müssen. Darauf geht sie hin, schlägt die Abendzeitung nach, um zu erfahren, wer bei der letzten Sauhatz den „Fang“ gegeben und wer die „Brüche“ verteilte.

Vieles liesse sich über das Gebaren unserer studentischen Jugend sagen und schreiben. Der Student, der bis zum 31. März kein Glas Bier in einem öffentlichen Lokale ohne „Begleitung Erwachsener“ geniessen durfte, gehabt sich am 1. April, als wenn er die Welt regierte. Hat er aber gar die ersten drei Vorlesungen hinter sich und eine widerliche Renommier-Schmarre im Gesicht — dann — — —

Kehren wir jetzt zur Familie zurück.

Das eine steht fest, dass auf der Monogamie, sowie auf einem gefesteten Familienleben das Wohl eines Staates beruht; das ist unseren Sozialdemokraten auch sehr wohl bekannt, und deshalb setzen sie, wo nur immer möglich, den Hebel an, gerade die Familie zu zerstören, denn, „wenn die Familie fällt, muss auch der Staat nach!“ Wir erinnern uns da eines Satzes aus W. Marshalls prächtigem Werk: „Spaziergänge eines Naturforschers.“ Nachdem er die Elternsorgen und Elternfreuden in der Vogelfamilie geschildert, schliesst er den Aufsatz mit folgenden Worten: „Die Familie ist die Trägerin der Kultur. Von allen Ideen der Sozialdemokraten, von jenen bunten Bildern, in denen viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit ist, finde ich keine abscheulicher, verächtlicher, gefährlicher, als die der sogenannten „freien Liebe.“ Nehmt der Menschheit das Familienleben, und ihr werdet allerdings den Staat vernichten, aber nicht bloss ihn, sondern nach und nach alles, worauf Gesittung und gesellschaftliche Ordnung basiert. Schämt euch vor dem armen Sohn der Wildnis! Schämt euch vor dem Vieh!“ Wir haben dem nichts hinzuzufügen.

Unmittelbar mit der Frauenfrage ist die Dienstbotenfrage verknüpft. Viel ist darüber geschrieben; allein immer nur von den

Dienstboten Haltenden, niemals aber von den Dienstboten selbst; somit ist die Sache also recht einseitig. Wo man hinhört, überall begegnet man Klagen über die Dienstboten und nur selten hört man sie loben, ja, man bemüht sich oft, sie durch recht hässliche Schlagworte zu charakterisieren, sie überhaupt als eine niederere Menschenrasse zu betrachten und danach zu behandeln. Welches einfache Mädchen aus dem Volke, das von vierzehn Jahren, also noch ein Kind, das Elternhaus verlässt, besitzt wohl eine derartig gefestete Moral, um nicht durch rauhe, schlechte Behandlung, durch Zurücksetzung, durch harte Strafe für kleine Vergehen Schaden zu leiden an seinem Charakter? Wenn es dann noch sieht, mit welcher Nachsicht die Töchter des Hauses behandelt werden, wie jede Dummheit des Backfisches für „göttliche Naivität“, jede Albernheit für „geistreich“ gehalten wird, sieht, wie die Eltern nur für die Vergnügungen der Töchter sorgen, die täglich spät nach Mitternacht aus den Gesellschaften heimkehren und dafür bis gegen Mittag schlafen, während es selbst allabendlich bis zur Rückkehr der „Damen“ in der kalten Küche sitzen, morgens aber zeitig wieder bei der Arbeit sein muss, so ist es wahrhaftig nicht zu verwundern, wenn das Mädchen darüber Betrachtungen anstellt und sich sagt: Warum jenen nur der Lebensgenuss und das Vergnügen und mir Tag für Tag aufreibendste, härteste Arbeit für ein nur unbedeutendes Entgelt? Müssen diese Betrachtungen nicht schliesslich dahin führen, dass das Mädchen anfängt, für sich unerlaubte Vorteile zu suchen, einen Ton gegen die Herrschaft anzunehmen, der ihm natürlich nicht zukommt? Dann wird es zum Hause hinausgeworfen, macht vielleicht auch mit der Polizei Bekanntschaft und wird schliesslich zum Verbrecher aus verlorener Ehre. Wer trägt dann die Schuld? Jedenfalls die Herrschaft! Und es wäre doch nichts selbstverständlicher, als denjenigen, der für uns arbeitet, liebevoll und menschenwürdig zu behandeln, durch Nachsicht und freundliche Ermahnung zu uns herüberzuziehen, durch Gewährung von Geist und Charakter bildenden Vergnügungen an die Familie zu fesseln. So aber wird von den meisten Herrschaften direkt der Sozialdemokratie in die Hände gearbeitet. Möchte man doch die Worte von Egidys beherzigen: „Unchristlich ist es zum Dienenden zu sagen: „Ich will ein Glas Wasser haben!“ Christlich dagegen ist es zu sagen: „Sie sind wohl so gut und geben mir ein Glas Wasser!“

Wir kommen jetzt zu einer für die Zukunft ausserordentlich wichtigen Frage: Wird die Erde in Jahrtausenden noch imstande sein, alle ihre Geschöpfe zu ernähren?

Nach dem Gedankengange unserer Zahlentheoretiker und Statistiker steht es „wissenschaftlich“ fest, dass in etwa zweihundert Jahren die Erde die Menschen nicht mehr ernähren kann, selbst unter Berücksichtigung des durch Kriege, Seuchen und besondere elementare Ereignisse erfahrungsmässig abgehenden Prozentsatzes.

Nun ist es aber mit dem „wissenschaftlich Feststehenden“ eine eigene Sache. Wir haben schon einmal darauf hingewiesen, wie wir bei keiner wissenschaftlichen Arbeit, bei keiner Denkarbeit das „Wissenschaftlich-Feststehende“ entbehren können, und doch, wie unendlich vieles galt schon als „wissenschaftlich feststehend“, aber eine spätere Wissenschaft hat das ehemals Feststehende wieder umgestossen. Besonders oft ist der Menscheng Geist getäuscht in dem, was die Wissenschaft und Statistik voraus berechnet. So wurde z. B. vor fünfzig Jahren — bei einem verhältnismässig sehr geringen Verbrauch von Kohlen — nachgewiesen, dass der Vorrat derselben, den der Schoss der Erde berge, bei stets gleichem Verbrauch höchstens noch zweihundert Jahre reichen könne. Fünfzig Jahre, d. h. der vierte Teil dieser Zeit ist verstrichen, und der Verbrauch der Kohlen hat sich überdem inzwischen in einer garnicht mehr nachzurechnenden Weise vervielfacht. Nun tauchte kürzlich von neuem die Behauptung auf, in zweihundert Jahren müsse der Vorrat erschöpft sein. Da erschien am 28. August 1892 folgende Notiz über Englands Kohlenlager in den Zeitungen: „Die bisherigen Berechnungen über die Zeit der Erschöpfung der englischen Kohlen sind hinfällig geworden. In der vorigen Woche hat man bei Ashton-under-Lyne ein neues Kohlenlager entdeckt, dessen Gehalt man auf 50 000 000 Tons anschlägt. Jetzt ist man in der Gegend auf ein zweites, ausserordentlich reiches Lager gestossen. Die Tiefe, in welcher die Kohle liegt, beträgt 900—1000 Yards. Alles in allem wird das neue Kohlenfeld nebst seinen weitreichenden Abzweigungen nach den Berechnungen der Mineningenieur 236 000 000 Tons liefern.“

Selbstverständlich muss sich trotzdem der Kohlenvorrat der Erde einmal erschöpfen, aber eine Berechnung über das Wann hat sich noch immer als irrig erwiesen; denn abgesehen davon, dass wir bisher nirgends viel mehr als eine halbe deutsche Meile tief

in die Erde eingedrungen sind, wird, wenn der Vorrat zu erlöschen droht, die Wissenschaft andere Hilfsmittel zur Hand haben, die die Kohlen nicht nur ersetzen, sondern übertreffen. Haben doch zur Zeit bereits Schiffe mit Hülfe kondensierten Petroleums und mit Hülfe der Elektrizität den Ozean befahren; und selbst Petroleum wiederum wird jetzt schon künstlich aus Fettabfällen hergestellt. So scheint es wohl zweifellos, dass nach hundert und zweihundert Jahren immer wieder die „wissenschaftlich“ begründete Behauptung als Schreckgespenst auftauchen wird: „In zweihundert Jahren giebt es keine Kohlen mehr — statistisch nachgewiesen!“

Man verzeihe diese Abschweifung, aber sie war für unser Thema notwendig.

Genau dasselbe, was wir bei den Kohlen gesehen, ist auch betreffs der Bevölkerung der Erde als „wissenschaftlich feststehend“ bewiesen, nämlich, dass die Erde in zweihundert Jahren ihre Geschöpfe nicht mehr ernähren könne; denn — und dies klingt ja sehr wahrscheinlich und bestechend — die Menschen werden sich bis dahin nicht allein nur bedeutend vermehrt haben, sondern es drängt auch dies Mehr an Menschen durch die für sie notwendig gewordenen Wohnstätten den Ackerbau immer mehr zurück; also, einmal: Wesentlich viel mehr Menschen als jetzt, und dann — dadurch wesentlich weniger zu bebauendes Land.

Dennoch aber steht diese Behauptung auf schwachen Füßen. Wäre die Welt ein krasses Perpetuum mobile und hätte sie sich stets als solches erwiesen, so würde jene Voraussetzung allerdings richtig sein; wir stehen aber in der Natur vor lauter Rätseln, und mit das bedeutendste ist das Gesetz der Vermehrung und des Strebens zum Vollkommeneren. Gerade das Gesetz der Vermehrung wirkt mit eiserner Strenge, und da, wo der Mensch versucht, es zu umgehen — und er versucht es mit den raffiniertesten Mitteln — wo er versucht, sein Liebessehn zu zurückzudämmen oder genießen zu wollen, ohne die Sorge für Nachkommenschaft mit in den Kauf nehmen zu müssen, da straft die Natur mit Rücksichtslosigkeit und Unerbittlichkeit; Krankheit, sowie körperliches und geistiges Siechtum sind die unausbleiblichen Folgen. Die Natur würde sich also selbst verleugnen, sich selbst aufgeben, wenn dies Gesetz plötzlich in sein Gegenteil umschlagen und befehlen würde: „Verkümmert und vernichtet euch gegenseitig!“

Und was für ein Vernichtungskrieg aller gegen alle müsste das werden! Er wäre mit seinen Schrecken und Folgen garnicht auszudenken. Aber doch tobt fast zu jeder Zeit irgendwo der Krieg auf der Erde, doch sehen wir in der ganzen Natur nichts als Kampf, und wo Krieg und Elemente ihr Zerstörungswerk nicht üben, da rafften Seuchen die Menschen hin. Das ist gewiss traurig, d. h. traurig nach unseren menschlichen Begriffen, aber es giebt eben nichts absolut Schlechtes und so auch hier; so traurig es auch erscheint, ebenso notwendig ist es, denn es ist eben das Mittel der Natur, den doppelten Zweck zu erreichen: Die Erde vor Uebervölkerung zu schützen und die Menschen zum Kampfe zu stählen und sie durch unablässiges Streben auf Mittel und Wege sinnend zu lassen, den Kampf gegen Elemente, Seuchen und Epidemien mit Erfolg aufzunehmen. Seit wie langer Zeit würde nicht thatsächlich die entsetzliche gegenseitige Vernichtung -- Mensch gegen Mensch -- eingetreten sein, wenn nicht die Natur selbst dafür gesorgt hätte, dies unmöglich zu machen, und so wird sie auch ferner dafür sorgen, dass dies unmöglich bleibt.

Nun haben sich aber trotz Kriege und Seuchen die Menschen in einem ganz feststehenden Verhältnis vermehrt! Gewiss; aber sie werden sich wahrscheinlich in diesem Verhältnis nicht weiter vermehren; denn was den Krieg anbetrifft, so sind die Waffen der Kriegführenden in einer Weise vervollkommenet, und hat sich die Zahl der in den Krieg Ziehenden in einer Weise vermehrt, dass schon der nächste Krieg nicht mehr Hunderttausende, sondern mehrere Millionen Menschen hinwegräumen muss. Erwägt man dazu die endlosen, noch völlig unbebauten und unbewohnten Landstriche aller Welttheile, mit Ausnahme Europas, so dürfte sich die Statistik um etliche tausend Jahre verrechnet haben. Doch auch etliche tausend Jahre müssen einmal ablaufen; wir wiederholen aber: Die Natur kann ein bestehendes Gesetz, wonach sich die Wesen vermehren und vervollkommen, niemals verleugnen; es werden also, nachdem der Mensch jene hohe sittliche Stufe erreicht hat, auf der er es verabscheut, Krieg zu führen, bereits vorher Mittel und Wege gefunden sein, die Ernährung der Menschen auch auf andere Weise zu ermöglichen als nur durch die durch den Ackerbau zu gewinnenden Früchte. Wie das zu denken ist, kann natürlich heute niemand auch nur anzudeuten imstande sein. Allein die Vermutung scheint doch nicht so gewagt, dass einmal irgend eine Kombination

erdacht werden kann, Wasser in Verbindung mit Blättern, Blüten, ja selbst mit dem Holz junger Bäume nahrungsstoffhaltig herzustellen; ist doch sogar thatsächlich bereits ein Versuch mit Sägespänen gemacht. Könnte es nicht ferner vielleicht durch Anpassung dahin gebracht werden, dass Körnerpflanzen, Getreidearten auch unter der Erde — etwa mit Hülfe des elektrischen Lichtes — zur Reife gelangen? Wieviel Früchte tragendes Gebiet kann noch erschlossen werden durch Schaffen von Thälern und Hügeln, durch Trockenlegen von Seen und Sümpfen, sowie dadurch, dass Wüstengebieten Wasser zugeführt wird? Endlich aber, welch ungeheurer Fischreichtum steckt noch in den Flüssen und Meeren, an dessen Bewältigung vorläufig auch nicht annähernd zu denken ist. So ist gegen Ende des Jahres 1892 ein Schiff mit Seefischen aus Hammerfest in Hamburg eingetroffen. Das Fleisch wurde zum Preise von 20 Pf. pro Kilo verkauft und liess selbst bei diesem Preise einen mehr als genügenden Gewinn für den Unternehmer. Die Hauptrolle aber in der Nahrung der Zukunft scheint schliesslich der Chemie vorbehalten zu sein.

Aus dem Gesagten geht hervor, dass an eine durch Uebervölkerung eintretende Hungersnot — die nur zum Vernichtungskriege führen könnte — auf eine von Menschen zu berechnende Zukunft hinaus nicht gedacht werden kann.

Wie sich übrigens noch stets auf der Erde zur rechten Zeit auch der rechte Mann eingestellt hat, so haben sich auch stets die Verhältnisse zur rechten Zeit, das heisst, wenn eine Aenderung für die Menschheit notwendig war — geändert; und so werden sie sich auch ferner im gegebenen Moment ändern, um unsere Ernährung zu ermöglichen, und zwar auf so lange hinaus, bis sich jene Aufwärtsbewegung, jene Vereinigung der Menschheit mit dem Weltengeiste, die wir früher geschildert, vollzieht — bis sich der Zweck unseres Seins erfüllt haben wird.

Keinem Gelehrten wird es je einfallen, die Umkehr irgend eines Naturgesetzes voraussagen zu wollen, ja, schon darüber zu denken, würde er als Thorheit verwerfen; denn nie wird sich in fernen Jahrtausenden die Sonne um die Erde drehen, nie unsere Erde sich von Osten nach Westen wenden, nie sich das Pferd zum Schwein, der Mensch zum Affen zurückbilden, nie Eis schwerer

wiegen als Wasser von $+ 4^{\circ}$ C. und zu Boden sinken ¹⁾ u. s. w., u. s. w. Deshalb kann auch mit genau derselben Sicherheit behauptet werden, dass es den Menschen nie an Ernährung mangeln wird, denn es müsste dadurch eine entsetzliche Degeneration und Demoralisation, ein Kampf aller gegen alle, Verkümmern und Unfruchtbarkeit und schliesslich Rückbildung zum tierähnlichen Zustande entstehen: Es wäre, mit einem Wort, das Naturgesetz der Zielstrebigkeit zum Vollkommeneren geradezu auf den Kopf gestellt.

Einstweilen wird ein zu schnelles Anwachsen des Menschengeschlechtes durch Kriege verhindert; steht aber dereinst die Menschheit auf jener glücklichen Höhe, dass sie ohne Krieg auskommt, so wird sie sicherlich das dadurch entstehende Mehr an Menschen zu ernähren wissen. Und gerade in der Ernährung ist die Menschheit bisher recht zurückgeblieben; denn wir nähren uns noch heute gerade so, wie unsere Vorfahren vor etlichen tausend Jahren, und — bei aller Achtung vor dem Fortschritt des Menschengesistes — man hat sich wohl bemüht, den Boden ertragsfähiger zu machen, aber sonst ist alles dasselbe geblieben und warum? Weil bisher absolut keine Notwendigkeit vorhanden war, auf eine andere Ernährung zu sinnen. Mit der an uns dereinst herantretenden Notwendigkeit wird auch diese Frage gelöst werden.

Schliesslich wollen wir noch die Worte Wilhelm Streckers aus seiner schon einmal citierten Schrift: „Welt und Ewigkeit“ hier anführen: „Nur durch Verallgemeinerung und Steigerung der geistigen Bildung, sowie durch gerechten Ausgleich der Erwerbsbedingungen können Zustände herbeigeführt werden, in welchen die Armut vermindert, wenn nicht gänzlich beseitigt, Unwissenheit und Verbrechen aufs äusserste verringert erscheinen, und in welchen dem Einzelnen die Segnungen der Kultur im höheren Maasse zugeführt werden können, als dies gegenwärtig der Fall ist.“

1) Mit dem sogenannten „Grundeis“ hat es eine eigene, hier nicht näher zu erörternde Bewandtnis.

Schlussbetrachtung.

Es hat der Leser in dem Vorstehendem eine ganz eigene Welt gefunden. Nicht dass viel neue und eigentümliche Gedanken darin zu finden wären; denn es ist schwer, noch etwas Neues zu denken, schwer als Laie etwas zu denken, das nicht längst von den Fachphilosophen älterer und neuerer Zeit gedacht worden wäre, doch aber haben wir aus all dem bereits einmal Gedachten das Wahrscheinlichste, das mit den Naturgesetzen im Einklang Stehende, das sich mit dem empirischen Wissen in Harmonie Befindende herausgegriffen, haben alles geprüft und das Beste behalten. Wir haben uns auch keineswegs bestimmen lassen, das einmal durch Induktion und Deduktion als wahrscheinlich Nachgewiesene nur deshalb zu verwerfen, weil es als „mystisch“ verdammt werden könnte; denn auch nach von Hartmann ist die volle Wahrheit nur intuitiv — durch mystische Anschauung — erkennbar; ausserdem ist aber fast alles mystisch, was wir rings um uns erblicken. Ein Mystikum birgt jedes Samenkorn, jedes Tier, jeder Mensch mit allem, was an ihm, jedes Auge, jedes Ohr, jeder Nerv, jeder Tropfen Blut, aber auch jeder Sonnenstrahl, jeder Stern, jede Wolke, jeder Tropfen Wasser, jeder Stein, jeder Blitz, jeder Donner — kurz jede Naturerscheinung, wenn wir auch deren Auftreten in Gesetze gezwängt haben. So haben wir den Spiritismus nicht deshalb verworfen, weil er mystisch ist, sondern weil er mit den Naturgesetzen im Widerspruch steht.

Sicherlich sind wir erlösungsbedürftig und leidend, und es war nach dem Standpunkte der Philosophie vor 1900 Jahren gar nicht so falsch, sich einen Vermittler — Christus — zu schaffen,

von der Annahme ausgehend, dass der Mensch ohnedem weder zu Gott, noch Gott zum Menschen kommen könne. Die Aufhebung der Sklaverei allein oder doch die Milderung der Rechtslosigkeit der Sklaven in denjenigen Staaten, welche das Christentum als Staatsreligion anerkannten, wird dem Schöpfer dieser Religion ein dauerndes Denkmal in der Geschichte sichern, und ewig werden die Herzen aller guten Menschen diesem wahrhaft einzigen Prediger der Nächstenliebe mit Wonne entgegen schlagen. Und dennoch: Welcher nicht blindlings Glaubende, welcher wirklich denkende Mensch kann wohl heute noch einen Vermittler zwischen uns und Gott als Sohn Gottes — im anderen Sinne als wir es alle sind — annehmen? Trotzdem aber haben wir die Erlösung, wenigstens hat sie jeder, der sie haben will, und immer wieder müssen wir auf Senecas schöne Worte zurückgreifen, die auch von Kant — merkwürdigerweise ohne Quellenangabe — angeführt werden: „Die Tugend im Herzen, und der gestirnte Himmel über mir — was fehlt mir?“ — Unsere Erlösung vom Uebel sind Kunst und Wissenschaft, Mitleid und Entsagung, Tugend und Pflichttreue, Liebe, Hoffnung und Glaube — auf Grund der empirischen Wissenschaften.

Wir haben, so will es uns dünken, mit voller Deutlichkeit nachgewiesen, dass sich Glauben und Wissen nicht nur nicht bekämpfen — wie es das zu Anfang wiedergegebene Gedicht von Bodenstedt behauptet — sondern dass sie sich vielmehr einander ergänzen, dass es gerade das Wissen ist, das den Glauben mit Notwendigkeit schaffen muss.

Noch ein Jacobi konnte sagen: „Licht ist in meinem Herzen, aber sowie ich es in den Verstand bringen will, erlischt es. Welche von beiden Klarheiten ist die wahre? Die des Verstandes, die zwar feste Gestalten, aber hinter ihnen nur einen bodenlosen Abgrund zeigt, oder die des Herzens, welche zwar verheissend aufwärts leuchtet, aber bestimmtes Erkennen vermissen lässt? Kann der menschliche Geist Wahrheit ergreifen, wenn nicht in ihm jene beiden Klarheiten zu Einem Licht sich vereinigen, und ist diese Vereinigung anders, als durch ein Wunder denkbar?“

Wir aber erwidern: Allerdings ist diese Vereinigung denkbar, und sogar ohne Wunder, d. h. ohne Abänderung eines Naturgesetzes. Das Licht des Herzens leuchte nur recht in den Verstand hinein, und man wird da, wo man einen „bodenlosen Abgrund“ zu

erhellen vermeinte, wo man eine Leere zu finden glaubte, die herrlichsten blumigen, taghell erleuchteten Gefilde des Wissens antreffen, und alsbald wird sich die Flamme des Herzens mit der des Verstandes zu einer einzigen, mächtigen Fackel vereinen, die nie wieder verlöschen, vielmehr stets heller und geläuterter auflodern wird — mehr Licht! — mehr Licht!

Wir sehen Gott auf Grund der bis jetzt erkannten Naturgesetze, die, wie jedes Gesetz, für den Gesetzgeber dieselbe Gültigkeit haben, wie für die Gesetzesempfänger, nicht mehr als stofflosen Geist ausserhalb der Natur stehend — denn keine Kraft ist ohne Stoff und kein Stoff ohne Kraft — wir erkennen vielmehr die Welt, das All als den Körper Gottes, was allerdings früher bereits — jedoch ohne jeden Beweis — von den stoischen Philosophen gedacht, indessen hier auf Grund der Wissenschaften mit höchster Wahrscheinlichkeit nachgewiesen wurde.

Alles, was ist, kommt von Gott, ist ein Teil Gottes und kehrt zu Gott zurück. Die Liebe Gottes zu sich selbst bedingt die Liebe zu den, einen Teil seiner selbst ausmachenden Wesen, die durch ihn beglückt werden, indem er sich selbst beglückt.

Somit ist die Welt nicht ursachlos und zwecklos, sondern verdankt ihr Sein dem notwendigen Ausflusse einer höchsten, nur absolut vollkommenen und zu dem einzigen Zwecke wirkenden Intelligenz, die Wesen, die sich auf unserem Planeten bis zu Menschen, wie wir sie darstellen, entwickelt haben, zu beglücken. Diese Wesen sollen sich aber aus eigener Kraft zum Glück emporarbeiten, was wiederum nicht möglich ist ohne Kampf und Leiden, Schmerz und Sorgen — Dinge, die alle ebenso vergänglich sind, wie unser schwacher Körper selbst. Mit dem Körper hat sich aber gleichzeitig auch der Geist entwickelt, aus dem tierischen Empfinden das menschliche Denken, das Denken über sich selbst, über sein Ich. Dies allein erhebt ihn über das Tier und gipfelt in seiner höchsten irdischen Vollkommenheit, in der Liebe, und zwar, wie es sein, die tierische Abstammung nirgends verleugnender Körper bedingt, in der Liebe zu Angehörigen oder zu denen, die ihm Gutes zugefügt haben. Die geschlechtliche Liebe, wie solche der Körper erfordert, muss naturgemäss hiervon ausgeschlossen werden. —

Mit dem Tode muss alles Denken und Empfinden, was direkt oder indirekt durch den Körper bedingt war, ebenfalls enden.

Zwischen dem Leben und dem Zerfall des Körpers müssen wir uns notwendigerweise eine Zwischenstufe denken, die den Geist erkennen lässt, was gut und böse, was wahr und falsch. In diesem Stadium wird er über das Gute, das er gethan, höchste Wonne, über das Böse höchste Reue empfinden. Mit dem Zerfall des Körpers muss jedes irdische Denken schwinden, aber dauernd und für ewig bleiben muss jener Gipfelpunkt des Denkens, die Liebe — angesichts Gottes.

Wir sind zu Ende!

Leider müssen wir das Bewusstsein mit uns tragen, dass es diesem Buche ergehen wird, wie es schon so vielen vor ihm ergangen ist und vielen nach ihm ergehen wird. Es werden sich nur wenige ernstlich bemühen, unserem Gedankengange zu folgen; und da wir nach keiner Seite hin in Extreme verfallen sind, so werden wir wahrscheinlich auch nach keiner Seite hin befriedigen. — Wir haben uns gewissermaassen die Diagonalkraft im Parallelogramm zum Muster genommen: Wissen führte zu der Erkenntnis, dass wir unendlich vieles nicht erkennen können; die Naturgesetze — die deshalb, weil wir sie kennen, nicht weniger unbegreiflich sind — in Verbindung mit dem Wissen drängen notwendigerweise zu einer Weltanschauung, wie sie hier niedergelegt. —

Die Atheisten und Materialisten, sowie die undefinierbaren „Freidenker“ werden sie verwerfen, weil sie alles über das empirische Wissen Hinausgehende als mystisch verwerfen. Die Theologie wird sie erst recht verwerfen, weil wir unsere Philosophie auf der Basis des empirischen Wissens, auf der Basis der Naturgesetze im allgemeinen, wie der Darwinschen Theorie im besonderen aufgebaut. Diese Dinge sind aber einem grossen Teil unserer Theologen ein Greuel — wenn auch unberechtigter Weise. Vielleicht, dass sich der eine oder andere über den „reiligen Sünder“, den „bekehrten Atheisten“ freut; nun, dann hat er eben dem Gedanken-
aufbau nicht folgen können.

Die Philosophie von heute endlich wird unseren Ausführungen ebensowenig folgen können, weil jene, wie an von Hartmann und Ziegler nachgewiesen, sich im Grunde nur unwesentlich vom Mate-

rialismus unterscheidet, sobald sie teils einen selbstbewussten Gott nicht anerkennt, teils den Tod für ein Aufgehen in Gott ohne Selbstbewusstsein erklärt — was völliger Vernichtung gleichkommt — und das Gesetz von der Erhaltung der Kraft nur auf die Bestandteile des Körpers angewandt wissen will, nicht aber auf den Teil des Geistes, der, wenn auch, wie Gott selbst, des Stoffes bedürftend, doch nicht von den Bedürfnissen eines in jeder Sekunde zum Untergange und zur Vernichtung bereiten Körpers abhängt. —

So schliessen wir denn unbeirrt durch die gewiss von allen Seiten unausbleiblichen Angriffe mit dem schönen Denkspruch Collins:

„Nur der ist ruhig, der sich sagen kann,
Ich habe mir die Sache reif durchdacht;
Wenn mich mein bestes Wissen nun nicht täuscht,
So muss sie so, darf anders nicht geschehn.
Wohl kann ich irren, doch ein andrer auch;
Ich weiss von mir, dass ich, was recht ist, will;
Wie es mit andern steht, vermut' ich nur.
Am besten ist's, ich folge meinem Sinn.“

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Hermann Haacke, Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

In meinem Verlage erschienen von

Eduard von Hartmann:

- Philosophie des Unbewussten.** 10. verm. Aufl. in 3 Bänden, brosch. M. 13.50.
in Halbfrz. geb. 19.50
- Das Unbewusste und der Darwinismus.** Zugleich Ergänzungsband z. 1. bis
9. Aufl. der „Philosophie des Unbewussten“, brosch. M. 8.—, geb. M. 10.—.
- Das sittliche Bewusstsein.** Eine Entwicklung seiner mannigfaltigen Gestalten
in ihrem inneren Zusammenhange mit besonderer Rücksicht auf brennende
sociale und kirchliche Fragen der Gegenwart. 2. Aufl., brosch. M. 6.—,
geb. M. 8.—.
- Die deutsche Aesthetik seit Kant.** Erster historisch-kritischer Theil der
Aesthetik, brosch. M. 5.—, geb. M. 7.—.
- Philosophie des Schönen.** Zweiter systematischer Theil der Aesthetik, brosch.
M. 8.—, geb. M. 10.—.
- Das religiöse Bewusstsein der Menschheit im Stufengange seiner Ent-
wicklung.** Erster historisch-kritischer Theil der Religionsphilosophie.
2. Aufl., brosch. M. 5.—, geb. M. 7.—.
- Die Religion des Geistes.** Zweiter systematischer Theil der Religionsphilosophie.
2. Aufl., brosch. M. 3.—, geb. M. 5.—.
- Gesammelte Studien und Aufsätze gemeinverständlichen Inhalts.** 3. Aufl.
brosch. M. 12.—, geb. M. 14.—.
- J. H. v. Kirchmanns erkenntnistheoretischer Realismus.** Ein kritischer
Beitrag zur Begründung des transcendentalen Realismus, brosch. M. 2.—.
- Kritische Wanderungen durch die Philosophie der Gegenwart,** br. M. 6. —.
- Moderne Probleme.** 2. Aufl., brosch. M. 5.—, geb. M. 7.—.
- Philosophische Fragen der Gegenwart,** brosch. M. 6.—, geb. M. 8.—.
- Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus in ihrer
Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart.** 2. Aufl.
brosch. M. 7.—.
- Lotze's Philosophie,** brosch. M. 4.—.
- Das Grundproblem der Erkenntnistheorie.** Eine phänomenologische Durch-
wanderung der möglichen erkenntnistheoretischen Standpunkte, br. M. 1.—.
- Kritische Grundlegung des transcendentalen Realismus.** Eine Sichtung und
Fortbildung der erkenntnistheoretischen Principien Kant's. 3. Aufl. M. 1.—.
- Das Judentum in Gegenwart und Zukunft.** 2. Aufl. brosch. M. 5.—.
- Die Krisis des Christentums in der modernen Theologie.** 2. Aufl. M. 3.—.
- Die Selbstzersetzung des Christentums und die Religion der Zukunft.**
3. Aufl. brosch. M. 3.—.
- Ueber die dialektische Methode.** Historisch-kritische Untersuchungen, brosch.
M. 2.—.
- Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus,** brosch. M. 6.—.
- Zwei Jahrzehnte deutscher Politik und die gegenwärtige Weltlage.**
brosch. M. 6.—.
- Kants Erkenntnistheorie und Methaphysik,** brosch. M. 4.—.
- Die sozialen Kernfragen,** brosch. M. 10.—.
- Tagesfragen,** brosch. M. 6.—.
- Kategorienlehre,** brosch. M. 12.—, geb. M. 14.—.
- Ausgewählte Werke von Eduard von Hartmann.** Zehn Bände.
Preis brosch. M. 54.—, eleg. Halbfranz geb. M. 74.—.
- Inhalt: Transcendentaler Realismus. — Grundproblem der Erkenntnistheorie. — Das
sittliche Bewusstsein. — Deutsche Aesthetik. — Philosophie des Schönen. — Das religiöse
Bewusstsein. — Die Religion des Geistes. — Die Philosophie des Unbewussten. 10. Auflage.
Kategorienlehre.

 Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. 



Schneider, Hugo

Durch Wissen - zum Glauben eine Laien-Philosophie

Leipzig 1897

Ph.u. 446 xf

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11821856-6